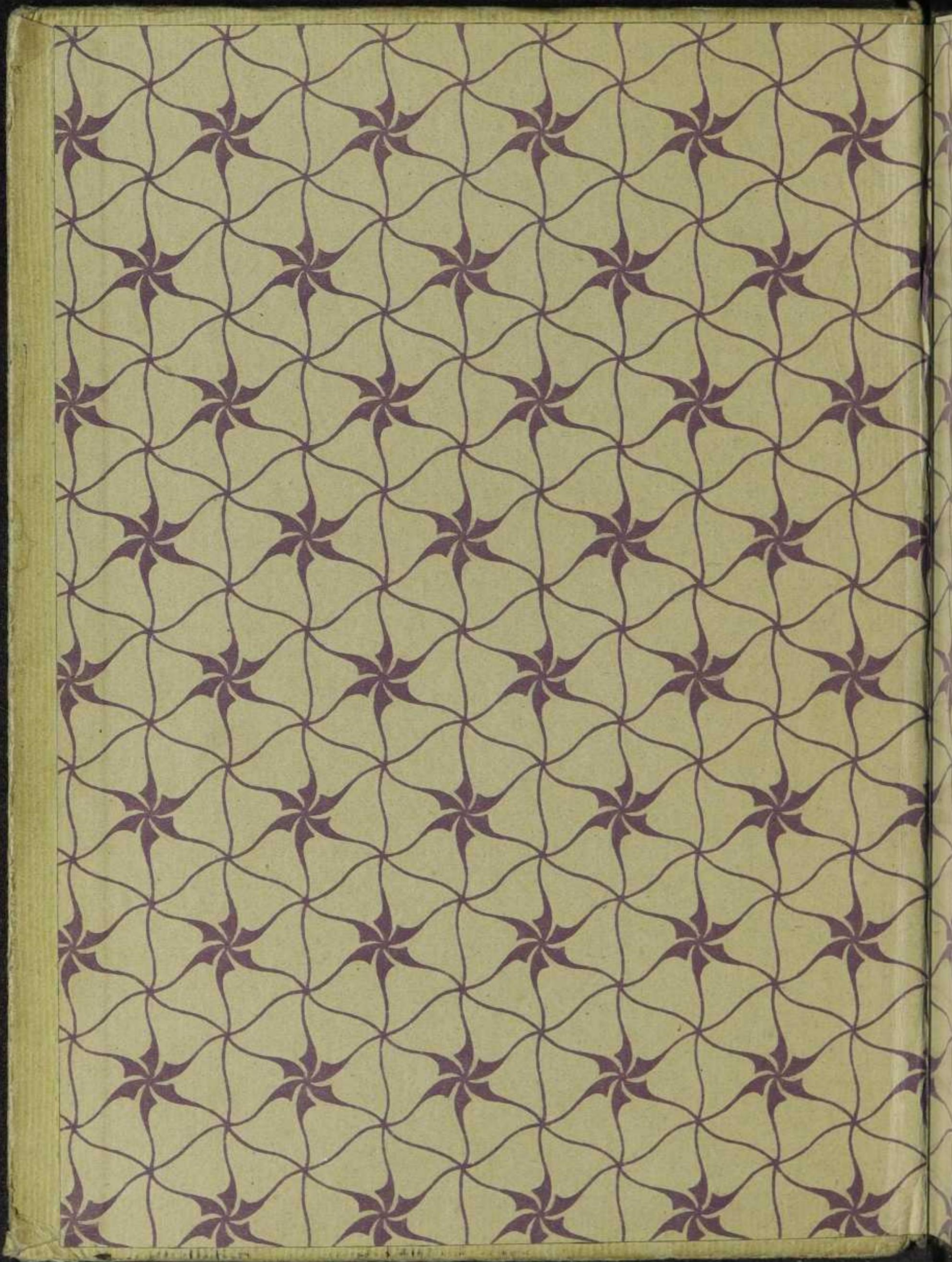


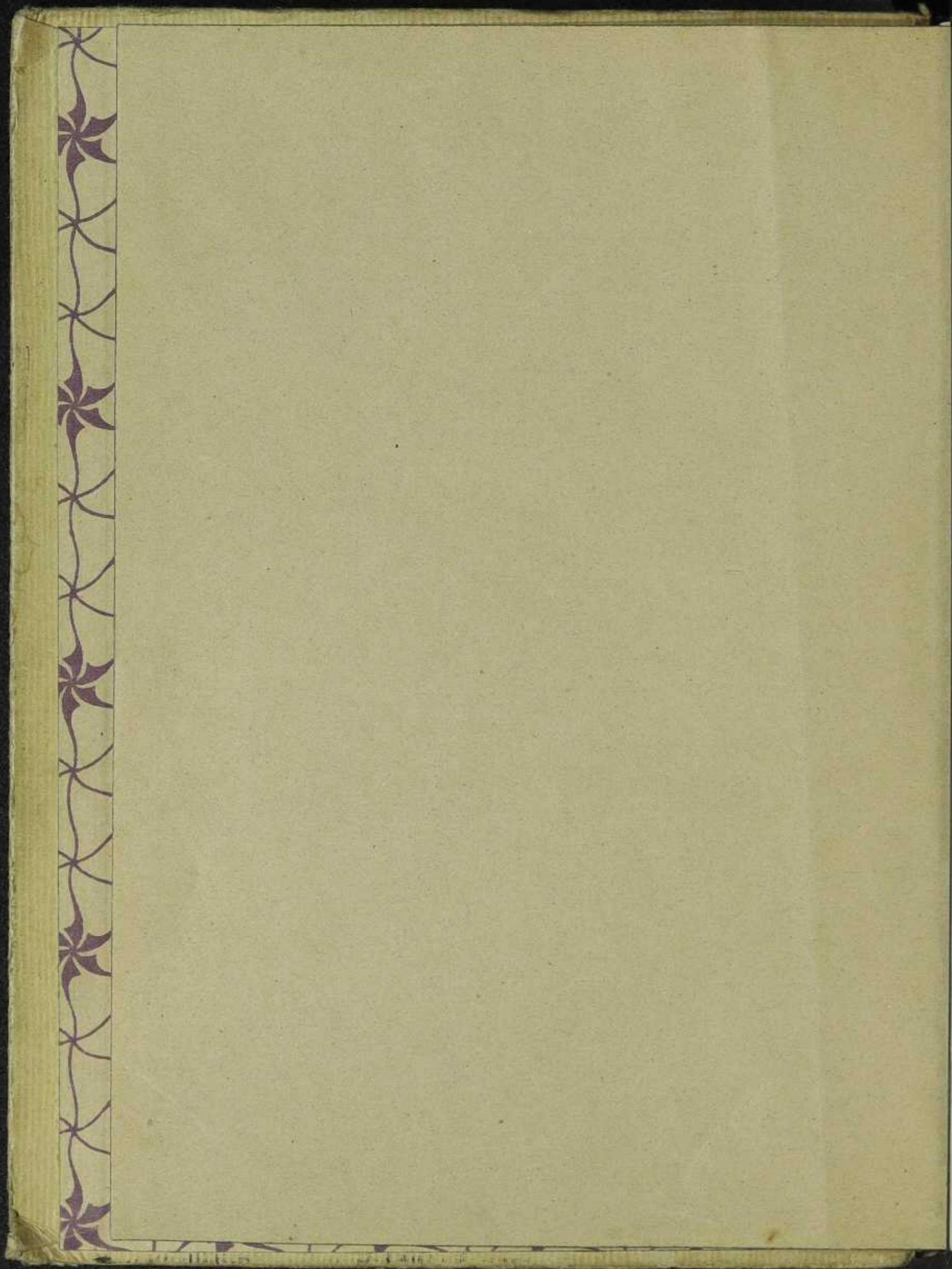
# IM JUGENDLAND



VON HELENE STOEKL



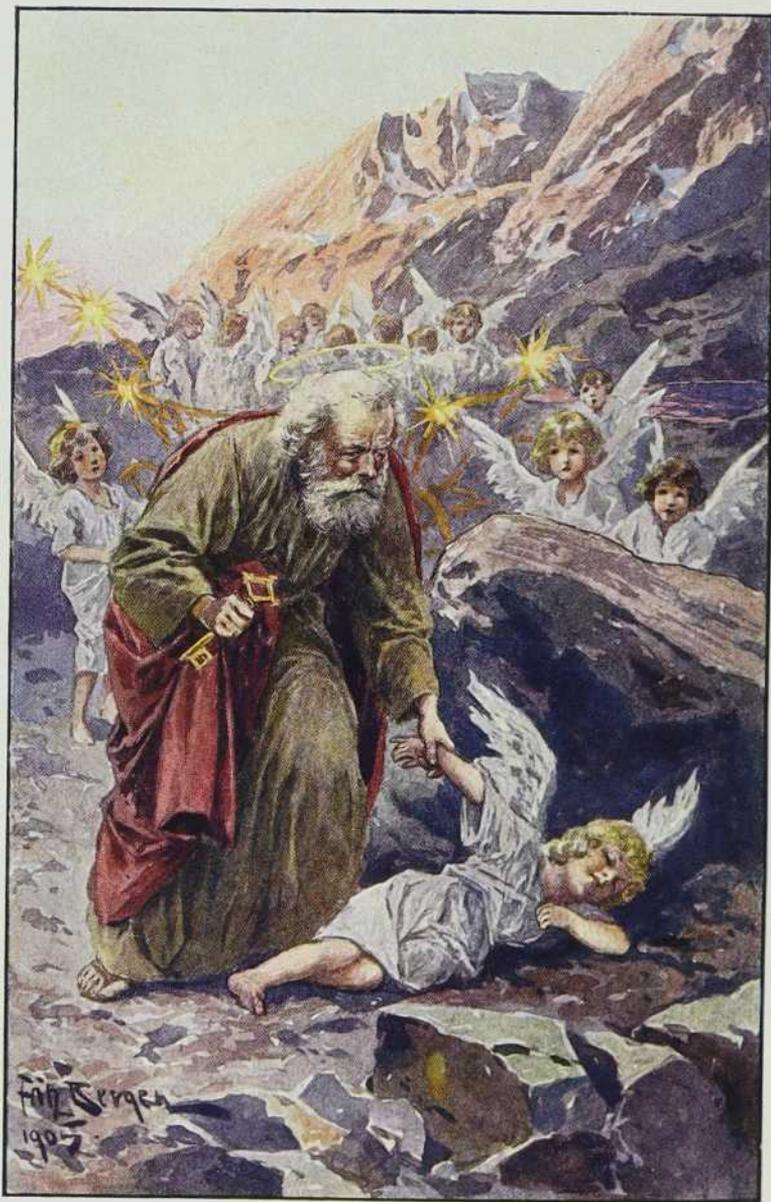




27/2/19 +  
Yuzo delphinella

MSB - 2

3a



Wie der Ambrosius der Franzl wurde.

Stöhl, Im Jugendland.

6553

# Im Jugendland.



Zwanzig Erzählungen und Märchen

von

Helene Stökl.

Mit zwölf bunten und einfarbigen Vollbildern und vielen  
Textillustrationen.

✻ ✻ Zweite Auflage. ✻ ✻



Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

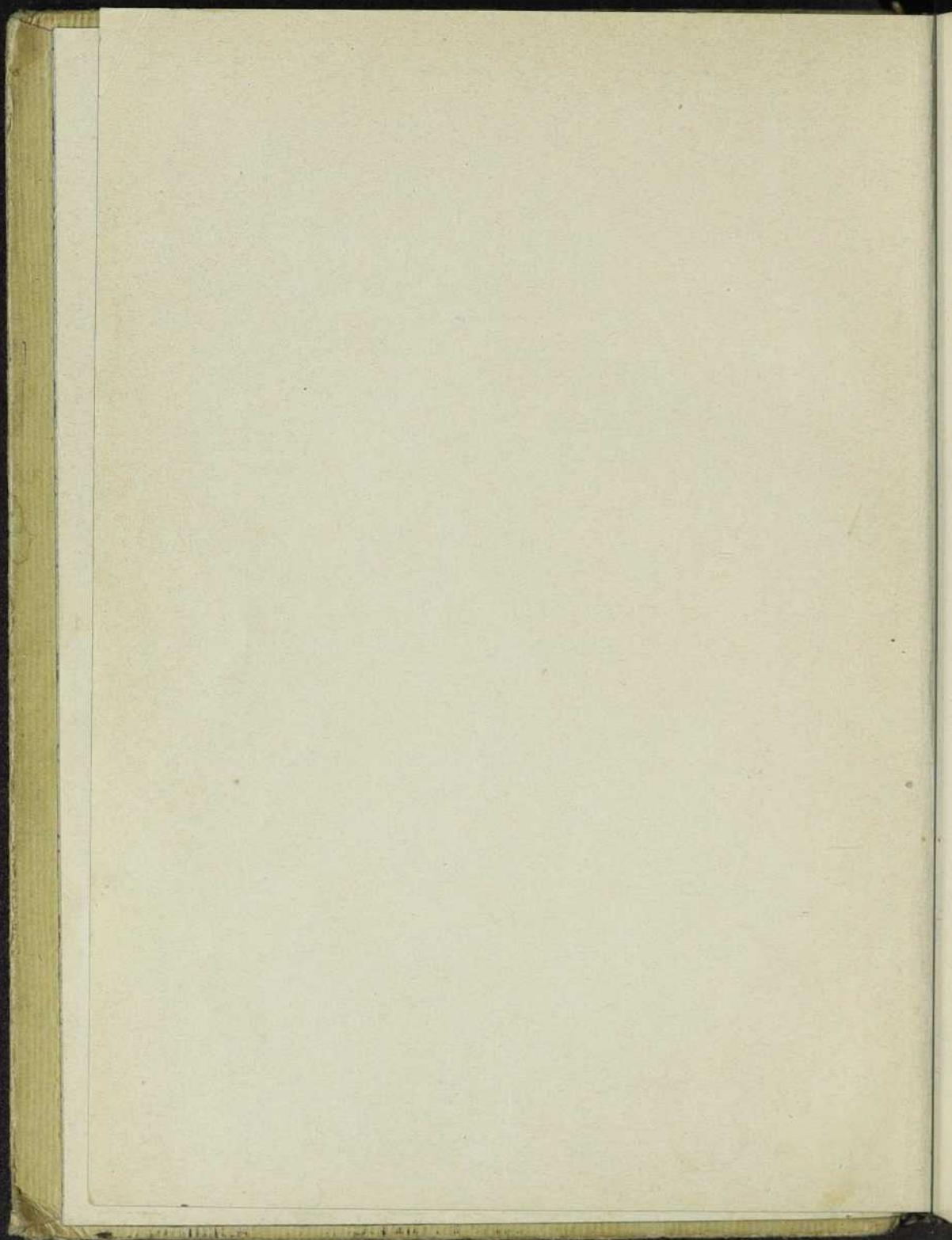
Nachdruck verboten.  
Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

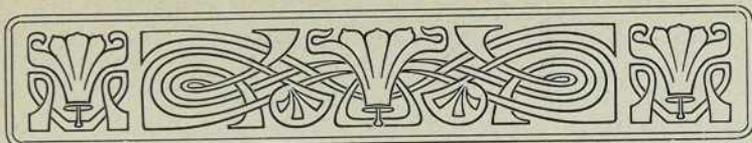
Druck vom Chr. Verlagshaus in Stuttgart.

## Inhalt.

	Seite
✓ Wie der Ambrosius der Fanzl wurde . . . . .	1
✓ Die sieben seltsamen Hunde . . . . .	15
✓ Das Mägdlein im Brombeergestrüpp. (Frei nach Stifter) . . . . .	20
✓ Der arme Sandjunge und der reiche Bischof . . . . .	34
✓ Auf dem Nußberg . . . . .	45
✓ Doktor Bumbum . . . . .	75
✓ Ein Königswort . . . . .	83
✓ Die neue Oberländerin . . . . .	92
✓ Kaiser Joseph als Arzt . . . . .	125
✓ Nur ein Mädchen . . . . .	131
✓ Das unzufriedene Langschwänzchen . . . . .	137
✓ Die Prinzessin mit dem königlichen Sinn . . . . .	150
✓ Friedrich der Große und sein Page . . . . .	161
✓ Im Schnee begraben . . . . .	165
✓ Wie Caritas Königin wurde . . . . .	200
✓ In der Gletschermühle des Ortlers . . . . .	221
✓ Zwei Weihnachtsabende . . . . .	237
✓ Wünsch dir auch ein bißel Verstand dazu! . . . . .	256
✓ Die geheilten Anzufriedenen . . . . .	270
✓ Der Ritt auf dem Dachfirst . . . . .	279
✓ Im Puddingkeßel . . . . .	292







### Wie der Ambrosius der Franzl wurde.

**D**aß Sankt Petrus mit dem großen Schlüsselbund vor dem Himmelstore steht und darauf acht gibt, daß niemand in den Himmel kommt, der nicht hineingehört, das wißt ihr wohl. Er hat aber noch ein anderes Amt: er muß nämlich auch die kleinen Engel beaufsichtigen, die sich auf der schönen, großen Wiese vor dem Himmelstor aufhalten.

Die Wiese ist nicht grün wie andere Wiesen, sie besteht aus den feinen, weißen Federwölkchen, die ihr im Sommer über den blauen Himmel gleiten seht, aber zwischen den Wölkchen sprossen unzählige Blumen: Veilchen, Primeln, Narzissen und kleine, wilde Hyazinthen, und verbreiten den lieblichsten Wohlgeruch unter den Füßen der Englein.

Auf dieser Wiese gehen die Engel auf und ab, wobei die großen die kleinen führen, damit sie nicht über die Ränder der Wolken hinabpurzeln. Um die Schultern haben sie ein weißes Flügelpaar gebunden, und in den Händen trägt jeder von ihnen einen Lilienstengel. So gehen sie umher und singen mit feiner Stimme das Halleluja oder ein schönes Lied, das Sankt Petrus, wenn er Zeit hat, mit ihnen einstudiert.

Heute machte sich ungewöhnliche Aufregung unter den Engeln bemerkbar. Sie gingen nicht in Reihen auf und ab,

sondern standen in Gruppen umher, flüsternten und steckten die Köpfe zusammen. Endlich schienen sie einen zum Sprecher gewählt zu haben und schoben ihn vor Sankt Petrus hin.

„Wen haben wir denn da?“ fragte dieser und suchte in seiner großen Tasche nach der Brille.

„Ah, du bist's, Ambrosius,“ sagte er, nachdem er sie gefunden hatte. „Was willst du denn?“

„Lieber Herr Sankt Petrus,“ begann der Engel verlegen —

„Laß das ‚Sankt‘ nur ruhig weg!“ sagte Sankt Petrus, gnädig mit der Hand winkend. Das Englein aber wußte, daß das nur Bescheidenheit war, und daß es im Grunde Sankt Petrus doch gern hatte, wenn man ihm seinen vollen Titel gab, und daher sagte es noch einmal: „Lieber Herr Sankt Petrus, wir wollen nur anfragen, ob wir nicht morgen unsern Sommerausflug machen könnten.“

Sankt Petrus fuhr sich mit beiden Händen in den Bart. Den Sommerausflug, den er alljährlich mit seinen Engeln auf die Erde zu machen pflegte, den hätte er wahrhaftig beinahe vergessen.

„Das Wetter ist so schön,“ fuhr der Engel bescheiden fort.

„Ja, ja, 's ist wahr! Und Johannistag ist auch bald, wo sie frische Blumen im Himmelsaal drinnen brauchen. Zu tun ist grad' auch nicht viel,“ er sah nach dem Himmelstor, vor dem auch nicht ein einziges Seelchen wartete. „Bei so schönem Sommerwetter sterben die Leute nicht so gern. Na, ich kann ja hinübergehen zu meinem alten Freund, dem Mann im Monde, und anfragen, ob er mir für morgen nachmittag den ‚großen Wagen‘ leihen kann. Geht nur einstweilen artig auf und ab und singt das hohe C beim Halleluja recht hell heraus! Vorhin war's um einen Viertelton zu tief.“

Sankt Petrus schürzte sein langes Gewand auf und ging hinüber zum Mann im Monde.

„Aber freilich, mit dem größten Vergnügen!“ sagte dieser, als Sankt Petrus ihm seine Bitte vorgetragen hatte, und lachte dabei gutmütig über sein ganzes, breites Gesicht. „Am Tage steht der Wagen ja so nur im Schuppen. Ihr müßt nur so gut sein, ihn zur rechten Zeit zurückzubringen; ein wenig gepußt muß er doch werden, ehe ich ihn an den Himmel häng’, wenn so viele kleine Herrschaften darin gefessen haben.“

„Da verlaßt Euch nur auf mich,“ sagte Sankt Petrus, „das Schwärmen in die Nacht hinein ist ohnehin nicht meine Sache.“

So war denn alles abgemacht. Am nächsten Tage, kaum daß auf der Erde die Mittagsglocken geläutet hatten, stand der große Wagen’ blißblank gescheuert vor der Himmelstür.

Sankt Petrus bog erst die Deichsel ein wenig zurecht — daß sie so schief war, war schon immer sein Verdruß — dann packte er seine Engel hinein. Der ganze Wagen ward voll, ja ein paar kamen noch auf den Rand des Wagens zu sitzen, so daß die Beine frei in der Luft baumelten, was ihnen ein besonderes Vergnügen bereitete. Dann ging’s schneller als mit dem schnellsten Automobil zur Erde hinab. Als Ziel für den Ausflug hatte Sankt Petrus einen kleinen See hoch oben in den Alpen gewählt. Das heißt ‚See‘ konnte man eigentlich nicht sagen, dazu war das Wässerchen viel zu klein; es war ganz feicht und so klar, daß man jedes Steinchen auf dem Grunde sehen konnte; und da die Gamsen gerne kamen, um daraus zu trinken, so nannten die Leute es die Gamslacke und den Berg, auf dem es lag, den Gamslackenberg.

Rings umher in den Spalten und Rissen der Felsen wuchsen Edelweißblüten in reicher Menge. Von diesen sollten die Englein pflücken zur Zier des Himmelsaales; denn ihr müßt nicht glauben, daß alle Blumen dazu würdig sind. Der flattrige Mohn, der zudringliche Löwenzahn, der hochmütige

Rittersporn, das sind keine Blumen für den Himmelsaal; das Edelweiß aber, das auf reiner Bergeshöhe seine sanft weißen, wie Sterne geformten Blüten erhebt, das ist auch im Himmel gerne gesehen.

So ermahnte denn Sankt Petrus seine Schar, recht emsig zu pflücken, sich aber nicht zu weit zu entfernen; wenn er auf dem großen Himmelschlüssel pfeife, müßten sie eiligst zurückkommen. Husch, husch! flatterten die Englein auseinander, daß man bald nichts mehr von ihnen sah, als hier und da hinter einem Felsen ein leuchtend weißes Fleckchen, das die Leute unten für ein Häufchen von der Sonne vergessenen Winterschnee halten mochten. Sankt Petrus aber suchte sich unterdessen ein Plätzchen auf, wo er behaglich ausruhen konnte; denn Tag und Nacht vor der Himmelstür zu stehen, das macht müde, wie ihr euch denken könnt.

Der erste der Engel, der sich zur Gamslacke zurückfand, war der Ambrosius. Er hatte beide Hände mit Edelweiß gefüllt und hielt jetzt Umschau nach einer Stelle, wo er sie zum Strauße ordnen konnte. Da sah er auf dem Sande etwas Sonderbares liegen. Er wußte erst gar nicht, was es war, als er es aber näher betrachtete, erkannte er, daß es ein Hemd und ein Lederhöschen war, wie es die kleinen Bauernbuben tragen, denen die Engel zuweilen vom Himmel aus bei ihren Spielen zusehen.

„Ob mir die Sachen wohl passen würden?“ meinte Ambrosius, neugierig das Hemd in die Höhe haltend. Als er es über die Schultern streifen wollte, hinderten ihn seine Flügel daran. Daher band er das Flügelpaar ab, legte es vorsichtig ein wenig seitwärts und schlüpfte dann in Hemd und Höschen hinein. „Wenn mich nur die andern so sehen könnten!“ dachte er, mit gespreizten Beinen auf und ab gehend. „Ich will mich verstecken, bis sie wieder da sind, und dann plötzlich hervor-

kommen!" Er duckte sich hinter einen Felsblock und wartete, und bei dem Warten wurde er müde und schlief ein.

Wenn ihr nun wissen wollt, wem Höschen und Hemd gehörten, und wie sie hier zur Gamslacke heraufkamen, so müßt ihr mit mir in ein Häuschen kommen, das am Fuße des Berges lag und dem Meier Anderl gehörte. Dort hättet ihr am Morgen des Tages, an dem Sankt Petrus seinen Sommerausflug mit den Engeln machte, einen kleinen Buben etwa im Alter des Ambrosius und mit ebenso blonden Locken und blauen Augen wie dieser sehen können, der ganz aufgeregt um die Füße seines Vaters herumsprang und immerfort rief: „Vaterl, Vaterl, gelt, ich darf mitgehen? Du hast gesagt, wenn du das nächste Mal Enzianwurzeln graben gehst, nimmst du mich mit!"

„Aber Franz, sei doch gescheit!" sagte der Vater lachend. „Tätst ja viel zu müd werden, wenn du mit mir oben auf dem Berge herumkraxeln solltest!"

„Nur bis zur Gamslacke nimm mich mit!" bat Franzl. „Sch wart' dort, derweil du Wurzeln gräbst, und wenn du zurückkommst, nimmst du mich mit."

Unschlüssig blickte der Vater nun zur Mutter hin, denn der Franzl war sein einziges Kind, und er schlug ihm nur ungerne etwas ab. „Meinst du, ich könnt' dem Buben den Willen tun?"

„Warum denn nicht? Er ist ja schon ein großer Bub, gelt, Franzl?" sagte die Mutter. „Und wenn er zu müde wird beim Heruntersteigen, so packst du ihn zu den Wurzeln in dein großes Rucktuch und trägst ihn heim."

„Na, mir soll's recht sein!" sagte der Vater. Die Mutter packte Brot und Speck ein, und dann machten sich die beiden auf die Wanderung. Der kleine Franzl mußte gewaltig lange Schritte machen, um mit dem Vater mitzukommen, aber er hielt sich wacker. „So, da wartest du jetzt," sagte der Vater,

als sie bei der Gamslacke angekommen waren und Brot und Speck verzehrt hatten. „Sei schön brav und stell nichts an! Hörst du?“

Anfangs war dem Franzl die Zeit nicht lang. Er suchte Blumen und warf Steinchen in das Wasser, und weil dieses so klar und seicht war, bekam er Lust, hineinzusteigen. Er legte Hemd und Höschen ab und plätscherte vergnügt im Wasser umher. Als er endlich hinausstieg und in sein Gewand fahren wollte, sah er an dessen Stelle etwas Weißes im Sande liegen. „Das sind ja ein Paar Flügel,“ sagte er verwundert. „Wie kommen denn die hierher? Und ein Gewand und Schlupfen sind auch daran. Die muß ich einmal probieren!“ Er zog das Gewand an und legte sich die Flügel um die Schultern und besah sich wohlgefällig in dem klaren Wasser Spiegel.

„Wenn mich der Vater nur so sehen könnte!“ meinte er. „Gar nicht erkennen tät er mich. Ich will mich verstecken, daß er mich nicht gleich sieht.“

Und nun ging es genau so, wie es mit dem Ambrosius gegangen war. Der Franzl versteckte sich hinter einem Felsblock, um auf den Vater zu warten, und über dem Warten schlief er ein. So kam's, daß oben bei der Gamslacke zwei nicht weit voneinander lagen und schliefen, die nichts voneinander wußten, der eine, der ein Engel war, aber Hemd und Höschen eines Bauernbuben trug, und der andere, der kein Engel war, aber ein Paar Engelsflügel an den Schultern hatte.

Sankt Petrus hatte ein prächtiges Mittagsschläfchen gehalten. Als er sich endlich den Schlaf aus den Augen rieb, erschrak er, denn die Sonne neigte sich schon bedenklich dem Himmelsrande zu. Schnell püff er auf seinem Schlüssel, aber die Englein hatten sich weit zerstreut und kamen nur einzeln und zögernd herbei. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sie beieinander im Wagen hatte. Schnell überzählte er sie. Einer

fehlte — der Ambrosius! Wo konnte der sein? Sankt Petrus sah sich um. Da entdeckte er den Schlafenden und rüttelte ihn: „Aufstehen, Ambrosius, aufstehen!“ Da dieser sich aber nicht rührte, machte er kurzen Prozeß, schob ihn schlafend, wie er war, in den Wagen und setzte zwei größere Engel neben ihn, damit er nicht in seiner Schlaftrunkenheit hinausfalle, dann rief er: „Fertig!“ und hast du nicht gesehen fauste der Wagen zum Himmel zurück.

Es war aber auch die höchste Zeit! Hier und da leuchtete schon ein Sternlein am Himmel auf, und der Mann im Monde wartete in Todesangst auf seinen Wagen. Was da werden sollte, wenn er den Wagen nicht zur rechten Zeit ans Himmelsgewölbe stecken konnte, das vermochte er gar nicht auszudenken. Aber gottlob, da war der Wagen ja! Sankt Petrus entschuldigte sich höflich wegen der kleinen Verspätung. Der Mann im Monde aber rief den Wagen in größter Eile blank, und als dieser bald darauf im gewohnten Glanz am Himmel stand, konnte ihm unmöglich jemand ansehen, daß er am Nachmittage noch den Englein beim Sommerausflug gedient hatte. Sankt Petrus aber brachte seine Engel schleunigst zur Ruhe in ihre kleinen Wolkenbetten und begab sich dann in aller Eile zum Himmelstore, wo er schon eine ganze Menge Seelen auf Einlaß warten sah.

Auch der Meier Anderl hatte sich beim Wurzelgraben verspätet und kam nun eilig, seinen Franzl zu holen.

„Eingeschlafen ist der arme Tropf!“ sagte er, als er den Ambrosius in Franzls Sachen schlafen fand, und da er nicht gleich wach zu bekommen war, machte er es, wie's die Mutter geraten hatte, packte den Schlafenden zu seinen Wurzeln in das große Tuch, das er um die Schultern gebunden, und in dem er schon manchen Gemsbock zu Tal geschleppt hatte, und trug das müde Büblein heim. Dort legte die Mutter es sorg-

lich in sein dickes Federbett und freute sich, daß es so schön und fest schlief.

Nun werdet ihr glauben, der Franzl sei sehr verwundert gewesen, als er am Morgen in seinem Wolkenbett erwachte. Wenn man aber im Himmel ist, dann hat man vergessen, was auf der Erde war, und weiß nichts mehr davon, und so wunderte sich der Franzl auch nicht, daß er Ambrosius genannt wurde. Als er alle Engel auf der Himmelswiese mit ihren Lilienstengeln lustwandeln sah, griff auch er schnell nach einem solchen und stimmte mit heller Stimme in das Halleluja ein.

Als das Singen und Lustwandeln aber eine Zeitlang gedauert, hätte Franzl gern etwas Abwechslung hineingebracht. Er schulterte daher den Lilienstengel wie ein Gewehr, zählte beim Gehen den Takt wie ein Soldat und rief endlich: „Wir wollen etwas spielen!“

„Etwas spielen?“ Neugierig liefen die Englein herzu. „Ja, was denn?“

„Plumpsack spielen wir,“ sagte Franzl, „das ist lustig! Stellt euch her in den Kreis, den Kopf vor, die Hände auf den Rücken! Ich geh mit dem Plumpsack herum.“ Als er aber jetzt sein Sacktuch herausnehmen wollte, da merkte er erst, daß er keins hatte.

„Hat keiner von euch sein Sacktüchel bei sich?“ rief er. Wie hätten aber die Engel Taschentücher haben sollen, da sie doch gar keine Taschen hatten! „Das ist dumm!“ sagte der Franzl. „Aber es macht nichts. Bleibt mir gleich im Kreise stehen. Wir spielen Raze und Maus, das geht auch so. Ich bin die Raze, und der Gabriel dort kann die Maus sein.“ Und nun ging ein Fangen und Laufen, ein Lachen und Schreien los, wie man's auf der stillen Himmelswiese noch nie gehört hatte.

Entsetzt kam Petrus herbeigelaufen, der eben drinnen im Himmelsaal zu tun gehabt hatte. „Aber sagt nur, ihr“ —

Malefizbuben wollte er sagen, aber er bedachte sich noch im letzten Augenblick, daß man solch ein Wort im Himmel nicht gebrauchen dürfe, und sagte: — „Aber sagt nur, ihr Engelsbuben, was das für ein Lärm ist! Wißt ihr nicht, daß man auf der Himmelswiese keinen solchen Heidenspektakel machen darf? Gleich nehmt wieder eure Lilienstengel und geht schön ruhig auf und ab! — Na, was willst denn du noch?“ fragte er ärgerlich, als der Franzl noch stehen blieb, während die andern folgsam von neuem auf und ab gingen. Der Franzl war nämlich bei dem Herumspringen hungrig geworden und bat jetzt: „Könnt ich nicht was zum Essen haben?“

Mißbilligend sah ihn Sankt Petrus an. „Solch ein großer Bub und will noch essen!“ Die großen Engel essen nämlich nicht mehr, nur den ganz kleinen, die noch nicht lange im Himmel sind, fällt's manchmal noch ein, essen zu wollen. Für sie steht in einer Ecke eine große, goldene Schale voll Manna bereit.

„Nimm dir halt und is!“ sagte Sankt Petrus, auf die Schale deutend. Der Franzl ging hin und besah sich den Inhalt. „Ob das wohl Sterz ist?“ fragte er sich und kostete. Nein, Sterz war es nicht, es schmeckte viel zu süß und weich. Da der Franzl aber tüchtig hungrig geworden war, so setzte er sich neben die Schale und aß darauf los, bis er auf den Boden kam.

Da hörte er Sankt Petrus neben sich rufen: „Ist's denn die Möglichkeit? Hat der Bub das ganze Manna gegessen, und die himmlische Botenfrau bringt erst am Samstag neuen Vorrat. 's ist nicht zu glauben! Und wer weiß, wie's dem Buben bekommen wird! Ein wenig Manna ist gut, aber so viel! — Na, geschehen ist geschehen,“ setzte er etwas besänftigt hinzu, als er sah, wie verduzt der Franzl da stand. „Aber das seh' ich schon, allein kann ich euch nicht lassen. 's wird am besten sein, ich geb' euch eure Singstunde. Tretet nur gleich in der

Reihe an. Erst singen wir ein paar Tonleitern, und dann singt jeder einzeln ein Lied.“

So herrlich singen hatte der Franzl noch nie gehört. Fast wären ihm die Tränen in die Augen getreten, als jetzt jeder Engel vor Sankt Petrus trat und ein Lied zur Ehre Gottes anstimmte, so wunderschön klang es. Als aber Sankt Petrus ihn vorrief, stand er verlegen da. Wie er auch nachdachte, es wollte ihm nichts einfallen.

„Etwas wirst du doch wissen!“ mahnte Sankt Petrus. „Warst ja immer ein guter Sänger! Sing halt, was du am besten kannst!“

Da tat Franzl plötzlich seinen Mund auf und schmetterte heraus: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen!“ und da niemand ihm Einhalt tat, sang er das ganze Lied durch bis zu dem beweglichen Schluß: „Nimm, du brauchst nicht Gänsebraten, mit der Maus vorlieb!“

Nun hätten ihr aber sehen sollen, was sich für ein Aufsehen bei den ungewohnten Tönen erhob. Alle Engel drängten sich heran, und selbst aus dem Himmelsaale kamen ein paar Selige, um zu fragen, was es da gebe. Wie sie sich aber alle so auf einen Platz zusammendrängten, ward die Last für die Wolkendecke zu groß, klappte auseinander, und durch den Spalt konnte man gerade auf den Gamslackenberg und das Haus des Meier Anderl hinuntersehen.

Als der Franzl aber einen Blick durch den Spalt getan hatte, da wußte er auf einmal, daß er kein Engel war und nicht in den Himmel gehörte. „O lieber Herr Sankt Petrus,“ rief er schluchzend, „ich bin ja gar nicht der Ambrosius, ich bin ja dem Meier Anderl sein Franzl, und ich möcht' wieder heim! Ich bitt' gar schön, ich möcht' heim!“

Sankt Petrus stand ganz bestürzt da. „Das kommt davon, wenn man die Brille nicht immer auf der Nase hat!“

sagte er ärgerlich zu sich selbst, denn jetzt, wo er den Franzl durch sein scharfes Augenglas betrachtete, kam ihm dieser Engel doch selbst etwas bedenklich vor. „Da muß ich mich rein vergriffen haben,“ sagte er kleinlaut. „Aber wenn du der Franzl bist, wo ist denn da der Ambrosius?“

Ja, das wußte der Franzl auch nicht. Da kamen ein paar Sonnenstrahlen neugierig herbeigehuscht, um auch zu sehen, was es gebe. „Meine lieben Sonnenstrahlen,“ bat Sankt Petrus, „möchtet ihr euch nicht ein bißchen auf der Erde nach dem Ambrosius umsehen?“

„Ja, und mich nehmt gleich mit hinunter!“ rief der Franzl, und ehe noch jemand wußte, was er wollte, hatte er die Strahlen zusammengefaßt, daß sie eine glatte Bahn bildeten. Das untere Ende bog er auf zu einer Art Kufe wie bei einem Hörnerschlitten, dann setzte er sich darauf, rief: „Behüt' enk Gott, und ich dank' auch schön für das Manna!“ und sauste hinunter.

Sehen wir nun, wie es indessen dem Ambrosius auf der Erde ergangen war! Auch er hatte beim Erwachen keine Erinnerung mehr an das, was er vorher gewesen, und wenn es ihm auch seltsam vorkam, Franzl gerufen zu werden, so folgte er doch gehorsam der Aufforderung der Mutter, aufzustehen.

„Da hast du deine Suppe!“ rief diese, einen dampfenden Napf vor ihn stellend, mit Verwunderung aber sah sie, wie ihr Bub, der sonst mit größtem Eifer über sein Frühstück herzufallen pflegte, heute den Löffel, nachdem er ihn ein paarmal zögernd zum Munde geführt, wieder weglegte.

„Ja, was hast denn?“ rief sie. „Magst gar deine Suppe nicht? Mir scheint, du bist noch immer nicht recht aufgewacht. Jetzt tummle dich, daß du Gras für die Stallhasen schneidest!“

Stallhasen? Den Osterhasen kannte Ambrosius wohl, denn der brachte zu Ostern auch auf die Himmelswiese seine

bunten Eier, was aber Stallhasen seien, das hätte er wohl nicht so bald erraten, hätten die hübschen Kaninchen nicht so verlangend die Köpfe über die Einfriedigung nach ihm hingestreckt. So nahm er gehorsam die Sichel, die ihm die Mutter hinhielt, und machte sich ans Grasschneiden. Es dauerte aber nicht lange, so hatte er bei dem ungewohnten Geschäft statt in das Gras in den Finger geschnitten. Kläglich weinend kam er zur Mutter gelaufen und hielt dieser den blutenden Finger hin. „Aber Patscherl, wer wird denn so ungeschickt sein?“ sagte sie mitleidig. „Wart', ich bind' dir ein Fleckerl um. Jetzt aber sei auch still und mach, daß du mit den Geißeln auf die Weide kommst zur Blümerlalp. Mußt aber gut auf die Zickel aufpassen, daß sie nicht zu Schaden kommen. Sie sind noch gar zu dumm. Immerfort mußt du hinter ihnen her sein. — Aber gehst du denn heut ohne deine Geißel, Franzl?“ rief sie dann und hielt ihm die schöne, rote Peitsche hin, die er achtlos liegen gelassen hatte. — Kopfschüttelnd sah sie ihm nach, wie er ernsthaft hinter den Ziegen her den Berg hinanstieg. „Rein nicht zum Rennen! Als ob er ausgetauscht wäre!“ murmelte sie.

Wo die Blümerlalp war, das wußten die Ziegen zum Glück besser als der Ambrosius, so daß er ihnen nur nachzugehen brauchte. Oben ging anfangs alles gut. Die Ziegen fraßen, und Ambrosius hatte sich in das Gras geworfen und sah träumerisch hinauf zum blauen Himmel. Lange aber sollte er es nicht so gut haben. Als der erste Hunger gestillt war, fingen die Ziegen an unruhig zu werden. Bald sprangen sie hier auf einen Felsblock und bald da; die kleinen suchten es den großen nachzumachen, und Ambrosius stand Todesangst aus, daß sie hinunterstürzen und die Füße brechen könnten.

Unermüdtlich sprang er hinter ihnen her, um sie von den gefährlichen Stellen hinwegzubringen; kaum aber hatte er sie von der einen vertrieben, so waren sie schon wieder auf einer

andern. Er lief und sprang und rief und fiel, der Schweiß rann ihm von der Stirn, bis er nicht mehr konnte. Ganz erschöpft warf er sich auf den Boden nieder und blickte in die Luft empor. Da war es ihm plötzlich, als schieße etwas Goldenes vom Himmel herab neben ihm nieder, und eine frische Stimme rief: „Heda, Scheckel, Weißerl, ja was treibt ihr denn? Wollt ihr wohl da weggehen?“ Ambrosius nahm sich nicht die Zeit nachzusehen, wem die Stimme angehörte. Mit einem Satz war er bei den Strahlen und bat: „Liebe, gute Strahlen, nehmt mich mit euch in den Himmel zurück! Ich bin ja der Ambrosius!“

„Der Ambrosius bist du? Dann ist's schon recht. Komm nur mit, im Himmel suchen sie dich schon.“

Im Nu saß Ambrosius auf den Strahlen, und wenn auch etwas langsam — denn man kommt immer schneller vom Himmel herab als hinauf — gelangte er glücklich zur Himmelswiese. War das ein Jubel, als der Vermißte dort eintraf! Alle Engel umringten ihn zärtlich, selbst Sankt Petrus strich liebevoll über seine blonden Locken und sagte: „Na, Gott sei Dank, daß du wieder da bist!“

Mit einem tiefen, glücklichen Aufatmen griff Ambrosius nach einem Lilienstengel. „O, wie herrlich ist es doch im Himmel!“ sagte er, und dann stimmte er in das Halleluja ein, so hell, so süß und froh, daß seine Stimme alle andern überklang.

Aber auch der Franzl war sehr vergnügt. Zunächst freilich machten ihm die Ziegen tüchtig zu schaffen, aber er konnte besser springen als der Ambrosius. Die Ziegen kannten ihn, er sparte auch die Geißel nicht, und so hatte er sie bald in Ordnung gebracht und zog stolz an ihrer Spitze dem elterlichen Hause zu. „Mutter,“ rief er schon von weitem, „meine Suppe! Ich hab' einen Hunger, einen Hunger hab' ich!“

Als er jetzt vor dem Hause stand, in dessen offener Küche die Mutter am Herd hantierte, und aus dessen Schornstein der blaue Rauch stieg, als er die Augen über Hof und Garten, über Feld und Wald schweifen ließ, da rief er so recht aus Herzensgrund: „Mutter, so schön als bei uns, kann's auch im Himmel nicht sein! Wenn dem lieben Gott alles eins ist, dann bleibe ich lieber immer auf der Erde!“

„Red' nicht so dumm daher!“ sagte die Mutter, und dann machte sich der Franzl über seine Suppe her. Wenn ihr euch aber vielleicht wundert, daß es dem Franzl im Himmel so wenig gefallen hat, so müßt ihr bedenken, daß der Franzl diesmal nur aus Versehen in den Himmel gekommen war, in den er noch gar nicht gehörte. Wenn er aber einmal als wirklicher Engel in den Himmel kommt, dann wird es ihm so gut gefallen wie dem Ambrosius, und er wird so glücklich wie dieser auf der Himmelswiese lustwandeln und in das Halleluja der andern Engel einstimmen.





### Die sieben seltsamen Hunde.

Mitten in einem großen Walde stand eine kleine, armfelige Hütte. In ihr lebte ein armer Holzfäller mit seiner Frau und seinem etwa siebenjährigen Söhnchen Rudi. Der Vater selbst war freilich nicht allzu viel in der Hütte. Nicht nur daß er den ganzen Tag über im Walde Holz fällen mußte, meist lag auch noch der Holzschlag, auf dem er arbeitete, so weit von der Hütte entfernt, daß er abends nicht heimkehren, sondern erst am Sonnabend abend zu den Seinen kommen und den spärlichen Lohn mit ihnen teilen konnte.

Seiner armen Frau wurde oft angst und bange, wenn sie die ganze Woche so ganz allein mit ihrem Knaben in dem

düsteren Walde bleiben mußte, besonders im Winter, wenn der Schnee das kleine Dach einzudrücken drohte und die Wölfe des Nachts um die Hütte heulten. Dem kleinen Rudi aber war es im Walde gerade recht. So jung er war, streifte er doch furchtlos darin umher und fand stets etwas, was ihm Freude machte, und wovon er der Mutter beim Heimkommen erzählen konnte.

Mühsam, aber ehrlich brachten sich die armen Leute fort. Sparsam hielt die Frau zusammen, was der Mann verdiente, und so hatte es ihnen bisher noch nie am Nötigsten gefehlt. In diesem Winter aber war das Unglück bei ihnen eingelehrt. Beim Fällen eines Baumes war die Art des Vaters an einem Knorren abgeglitten und hatte ihn in den Fuß getroffen. Die Wunde war nur schwer geheilt, und der Vater hatte lange Wochen auf dem Krankenlager ausharren müssen.

Jetzt konnte er wohl wieder seiner Arbeit nachgehen, aber er hatte in der bösen Zeit eine kleine Summe Geldes borgen müssen und wußte jetzt nicht, wie er sie zurückgeben sollte.

Bekümmert kam er eines Sonnabends nach Hause, nachdem er den Krämer im Dorfe, der ihm das Geld geliehen, vergebens um Aufschub gebeten hatte. „Länger als bis zur nächsten Woche will er nicht warten,“ sagte er zu seiner Frau auf deren ängstliche Frage, „dann will er alles verkaufen lassen, was wir haben.“

Die Frau antwortete nicht, sondern machte sich still am Herd zu schaffen.

„Wo ist denn der Rudi?“ fragte der Vater nach einer Weile.

„Er ist in den Wald Pilze suchen gegangen,“ sagte die Mutter, „aber könnte längst wieder da sein. Wenn ihm bei seinem Umherlaufen im Wald nur nicht einmal ein Unglück zustößt!“

Da ging die Thür auf, und Rudi stürzte herein. „Vater, Vater, ich habe im Walde einen großen, grauen Hund gefunden! Angeschossen ist er, und ganz verschmachtet liegt er da. Als ich ihm aber Wasser gebracht hatte, ist er wieder ganz munter geworden und hat mir die Hand geleckt.“

„Einen fremden Hund hast du gefunden?“ fragte der Vater. „Und grau ist er? Vielleicht ist es gar einer von den Jagdhunden unseres Herrn Grafen, und der wäre froh, wenn er ihn wiederbekäme.“

„Ja, Vater, und ich bin ihm zu seiner Höhle nachgegangen, und da sind junge Hunde darin, sieben Stück, und sie haben das ganze Stück Brot gefressen, das die Mutter mir mitgegeben hat.“

Der Vater schüttelte den Kopf. „Wo hast du denn die Hunde gefunden?“

Der Knabe beschrieb dem Vater eine felsige Schlucht, in die selten jemand kam.

„In der Wildschlucht also?“ sagte der Vater. „Nun, morgen früh will ich mit dir gehen und mir deine Hunde einmal etwas genauer ansehen.“

Am andern Morgen machten sich Vater und Sohn auf den Weg. Der Vater trug ein scharfgeschliffenes Beil über der Schulter, der Sohn hatte ein Bündelchen mit allerhand Abfällen, die ihm die Mutter auf seine Bitten für seine Schützlinge gegeben, in der Hand.

Endlich standen sie vor dem Eingang der Höhle. „Ich will zuerst hinein, Vater,“ sagte Rudi. „Weißt du, wenn du so plötzlich mit dem Beil zu ihnen hineinkommst, so könnten sie glauben, du wolltest ihnen etwas zuleide tun. Mich kennen sie jetzt schon.“

So kroch denn der Knabe voran in das Felsenloch. Als aber der Vater seinen Kopf horchend vorstreckte, da drang ein

seltsames Gekläff und ein so merkwürdiger Lärm zu ihm heraus, daß er, von Angst um sein Kind erfüllt, diesem sogleich nachtrod.

Die Höhle erweiterte sich bald zu einem größeren Raume, in den von oben her einzelne Lichtstrahlen fielen. Hier saß der Knabe inmitten seiner Schützlinge. Das große, graue Tier aber, das neben ihm lag und seine Schnauze an sein Knie drückte, war kein Hund, und die Jungen, die gierig nach den Abfällen schnappten, die Rudi ihnen zuwarf, waren keine kleinen Hunde, sondern das war eine alte Wölfin mit ihren Jungen.

Schon wollte der Vater in seinem Schrecken der Wölfin den Kopf zerspalten, da sah er, daß diese ohnedies in den letzten Zügen lag. Ihre Seite war mit Blut bedeckt. Schwer röchelnd lag sie da, bis ihr Atem plötzlich stockte und sie sich tot neben dem Knaben ausstreckte.

Der Vater zog Rudi aus der Höhle und lief mit ihm nach Hause. Dort suchte er einen Schubkarren hervor und einen großen, alten Sack, in dem er im Herbst die Kartoffeln zum Wintervorrat herbeischaffte, und kehrte damit rasch zur Höhle wieder zurück.

Glücklich gelang es ihnen, die sieben Wölfe in den Sack zu bringen. Dieser wurde gut zugebunden und samt der toten Wölfin auf den Schubkarren gelegt. Dann trat der Vater mit seiner Last die Fahrt zu dem Grafen an, dem der Wald gehörte, und in dessen Dienst er arbeitete.

Der Graf hatte in seinem Park einen Tiergarten, in dem er zu seinem Vergnügen allerlei wilde Tiere hielt, und so kaufte er dem Holzfäller gern die jungen Wölfe ab, die einer seltenen Rasse angehörten. Was er ihm zahlte, und was er in der nächsten Stadt für das Fell des alten Wolfes erhielt, das genügte, um die Schuld an den Krämer abzuführen.

Mehr wert aber war, daß der Graf Gefallen an dem

braven Holzfäller fand und ihm als Arbeiter auf seinem Hofe Beschäftigung gab, so daß er ohne Sorgen leben konnte und seine Familie nicht mehr die ganze Woche hindurch allein in dem wilden Walde zu lassen brauchte.

Am meisten aber freute der Vater sich, daß er seinen Knaben jetzt regelmäßig in die Schule schicken und etwas Ordentliches lernen lassen konnte.



## Das Mägdlein im Brombeergestrüpp.

**E**s war an einem schönen Sonnabend, als ein Großvater mit seinem Enkelsohn auf die Felder eines kleinen Ortes in Böhmen hinausging. Von jedem fernen Berggipfel, jedem sonderbar gestalteten Baume, von jedem Kirchlein und jedem einsam liegenden Gehöft wußte der Großvater dem Knaben etwas aus der Vergangenheit zu erzählen, und dieser wurde nicht müde, zuzuhören und immer neue Fragen zu stellen.

Als sie zu einem großen Föhrenbaume kamen, um den herum sich ein kurzer, grauer Rasen ausbreitete, setzte der Großvater sich mit dem Knaben nieder, und beide blickten fröhlich auf das weite, im Abendschein glänzende Land, das vor ihnen lag.

Auf der einen Seite erblickte man Dörfer und Flecken, von deren Kirchlein eben das Feierabendgeläute erklang, auf der andern zog sich ein dichter und dunkler Wald einen weitgestreckten Bergrücken hinauf.

Mitten aus dem Walde sah man hier und dort eine blaue Rauchsäule aufsteigen und sich hoch oben am Abendhimmel verlieren. Der Knabe fragte, woher die Rauchwolken kämen, und der Großvater erklärte ihm, daß sie von den Menschen stammen, die im Walde leben oder ihr Geschäft dort treiben.

„So einsam der Wald aussieht,“ sagte er, „so fehlt es ihm doch nicht an Menschen. Da gibt es Holzknechte, die auf den

Holzschlägen die Bäume fällen und mittags und abends ein Feuer anzünden, um ihr Essen daran zuzubereiten und zugleich das herumliegende Reisig und Wurzelwerk zu verbrennen. Dann gibt es Kohlenbrenner, die große Meiler aufstürmen, sie mit Erde und Reifern bedecken und die Holzkohlen darin brennen, die oft in großen Säcken an unserm Hause vorbei nach Gegenden gefahren werden, wo sie sonst nichts zu brennen haben.

Dann sind die Heusucher da, die auf den kleinen Wiesen und Waldblößen Heu machen oder es mit Sichel zwischen dem Gestein schneiden. Sie zünden sich auch ein Feuer an, um daran zu kochen und ihr Zugvieh durch den Rauch vor den lästigen Fliegen zu schützen. Auch die Sammler, die Holzschwämme, Arzneikräuter oder Beeren und Pilze sammeln, machen sich gern ein lustiges Feuer. Manchmal mag es auch ein Jäger sein, der ein Stück Wild brät oder der Ruhe pflegt.

Vor allem aber gibt es Pechbrenner im Walde, die sich aus Walderde Öfen bauen oder Löcher mit Lehm überwölben, in denen sie aus dem Pech der Bäume Wagenschmiere brennen oder auch Teer und Terpentin und ähnliche Sachen. Neben den Öfen richten sie sich Hütten aus Waldbäumen auf, in denen sie wohnen. Wie einsam und ärmlich sie auch darin leben, so wird doch selten einer zu bewegen sein, seine ruhige Hütte zu verlassen und seine Wohnung unter den andern Menschen in Dörfern oder Marktflecken aufzuschlagen. Von einem solchen Pechbrenner will ich dir jetzt eine Geschichte erzählen, damit du siehst, was für wunderbare Schicksale die Menschen auf der Welt des lieben Gottes haben können. Also höre gut zu!"

Er rückte sich zurecht und begann: „Es war einmal in einem Frühling, als die Blütenblätter kaum von den Bäumen gefallen waren, daß eine schwere Krankheit über die Gegend kam. Niemand wußte, wie sie eingedrungen war. Hatten Menschen sie aus fernen Ländern gebracht? War sie mit der milden

Frühlingsluft eingezogen, oder hatten Winde und Regenwolken sie hergetragen? Über die weißen Blütenblätter, die auf dem Wege lagen, trug man die Toten dahin, und in dem Kämmerlein, in das die Frühlingsblätter hineinschauten, lag ein Kranker, und es pflegte ihn einer, der selbst schon krankte. Viele blieben auch ungepflegt, denn die Menschen waren von Schrecken und Entsetzen ergriffen und dachten nur noch daran, wie sie sich selbst retten könnten.

Bald hatten die Friedhöfe nicht mehr Platz für die Toten, und das Totengeläute verstummte den ganzen Tag nicht mehr. Von manchem Hause stieg kein Rauch mehr empor, weil alle Hausgenossen gestorben waren, in andern hörte man das Vieh kläglich brüllen, weil niemand da war, ihm Futter zu geben oder es auf die Weide zu treiben. Die roten Kirschen hingen auf den Bäumen, aber niemand dachte daran, sie abzunehmen, das Getreide reifte auf den Feldern, aber nur hier und da fand sich jemand, der es in die Scheuer brachte. Eines Sonntags, da der Pfarrer in unserm Städtchen auf die Kanzel stieg, um die Predigt zu halten, waren mit ihm nur sieben Personen in der Kirche, so daß alle in lautes Weinen ausbrachen und der Pfarrer keine Predigt halten konnte.

Zu dieser Zeit lebte drüben am Rande des Waldes ein Pechbrenner, der wollte der schrecklichen Krankheit entfliehen, indem er ganz hoch in den Wald hinauf zog, wo kein Mensch hinkommt und eine reinere Luft weht als unten in der Ebene.

Als daher die schwarzen Schubkarrenführer, die von ihm die Wagenschmiere holten, sagten, daß die Seuche näher und näher komme, da brach er mit den Seinen auf, um hoch im Bengewald eine Zufluchtsstätte zu suchen. Sein Weib und seine Kinder gingen mit ihm, auch Knechte und Mägde und eine Anzahl Anverwandte. Sie nahmen Vieh und Geräte mit und Sämereien und Getreide, um sie in der urbar gemachten Erde

anbauen zu können. Als sie an einem geeigneten Platze angekommen waren, wo der Wald noch stand, wie er bei der Schöpfung gewesen war, noch kein Mensch gearbeitet hatte und noch kein Baum gestürzt war, außer wenn der Blitz einen getroffen oder der Sturm einen umgeworfen hatte, da wurden Hütten für Menschen und Tiere gebaut, Öfen zum Brennen des Pechs errichtet und die Sämereien in den aufgegrabenen Boden gestreut.

Nur ein Bruder des Pechbrenners hatte seine Heimat nicht verlassen wollen. Mit ihm machte er aus, daß er ihm ein Zeichen geben solle, wenn die Seuche erloschen und er ohne Gefahr zurückkehren könne. Vier Tage lang solle er gegen die Mittagstunde von einem bestimmten Berge aus eine Rauchsäule zum Himmel aufsteigen lassen, und wenn er sterbe, solle er einem Angehörigen oder Bekannten den Auftrag geben, die Rauchsäule aufsteigen zu lassen und ihm damit Kunde von dem Erlöschen der Krankheit zu geben.

Alle Vorsicht des Pechbrenners aber half ihm nichts. Als die Büsche des Waldes ihre roten und weißen Blüten getragen hatten und aus den Blüten Beeren geworden waren, als die Gerste die goldenen Barthaare bekommen hatte und das Korn schon weißlich wurde, als die Haferflocken an den kleinen Fädlein hingen und das Kartoffelkraut seine grünen Kugeln und bläulichen Blüten trug, da waren alle Leute des Pechbrenners, er selber und seine Frau, alle, alle gestorben bis auf einen einzigen, etwa neunjährigen Knaben, seinen jüngsten Sohn.

Der Pechbrenner und sein Weib waren die letzten gewesen, und da die Überlebenden immer die Toten begraben hatten, der Knabe aber zu schwach war, dies zu tun, so blieben sie unbeerdigt in der Hütte liegen.

Der Knabe war entsetzt aus dem Hause geflohen und stand nun ganz allein in dem großen, dichten Walde. Er dachte aber

doch daran, die Tiere aus den Ställen zu lassen, damit sie sich selbst ihr Futter im Walde suchten, da niemand mehr da war, um sie zu versorgen. Er selbst ging auf eine freie Stelle des Waldes, wo er wenigstens ein Stück des Himmels über sich sehen konnte. Wenn er dort in der Mitte der Blumen und Gräser niederkniete und betete oder um seine Eltern und die andern Leute weinte, dann war nichts um ihn als die Kräuter und Blumen und das Vieh, das unter den Bäumen des Waldes weidete und mit den Glocken läutete.

Ein anderer Knabe seines Alters wäre wohl umgekommen in solcher Verlassenheit, aber die Kinder der Pechbrenner, die im Wald aufwachsen, sind nicht so verwöhnt und hilflos wie die, welche in Dörfern oder Städten groß werden. Sie verstehen mit dem Feuer umzugehen, sie fürchten die Gewitter nicht und haben wenig Kleider, im Sommer keine Schuhe und auf dem Haupte statt eines Hutes nur die beruhten Haare.

Am Abend nahm der Knabe Stahl, Stein und Schwamm aus seiner Tasche und machte sich ein Feuer. Als ihn hungerte, grub er mit der Hand Kartoffeln aus und briet sie in der Glut des Feuers. Zu trinken gaben ihm Quellen und Bäche.

Am andern Tage suchte er einen Ausweg aus dem Walde. Wie sie in den Wald hinaufgekommen waren, wußte er nicht mehr, er ging daher auf die höchste Stelle des Berges, erkletterte einen Baum und spähte, aber er sah nichts als Wald und lauter Wald. Nun beschloß er, noch höhere Stellen des Waldes aufzusuchen, bis er endlich einmal hinaussehen und das Ende des Waldes erblicken könne.

Zur Nahrung nahm er jetzt auch noch die Körner der Gerste und des Kornes, die er samt den Ähren auf einem Stein über dem Feuer röstete, wodurch sich die Haare und Hülsen verbrannten, oder er löste die rohen, zarten Kornkörner aus den Hülsen, oder er schälte Rüben, die in den Kohlbeeten wuchsen.

In den Nächten hüllte er sich in Blätter und Zweige und deckte darüber Reifig.

Die Tiere, die er freigelassen hatte, mußten sich im Walde zerstreut haben; er hörte ihr Läuten nicht mehr. Als er eines Tages nach ihnen suchte, fand er auf einem Hügel, auf dem Brombeeren und Steine waren, mitten im Gestrüpp ein kleines Mädchen liegen. Das Herz klopfte ihm vor Freude, ein menschliches Wesen zu sehen, aber auch vor Furcht, denn das Mädchen lag da, ohne sich zu rühren, und er wußte nicht, ob es lebte oder tot war.

Das Mädchen hatte ein weißes Kleid an und darüber ein schwarzes Mäntelchen, seine blonden Locken hingen ihm wirr um das Gesichtchen, und es lag so ungefüß in dem Gestrüpp, als sei es hineingeworfen.

Als der Knabe näher ging, sah er wohl, daß das Kind lebte, aber auch, daß es ohne Bewußtsein lag und die schreckliche Krankheit hatte, an der die Seinen alle gestorben waren. Er wußte wohl, wie ansteckend die Krankheit war, aber daran dachte er jetzt nicht. Er rief das Mädchen an, aber es antwortete nicht, und als er seine Hand aufhob, sank diese gleich schlaff und kraftlos zurück.

Er wußte nicht, wie er dem Mägdlein helfen sollte. So tat er das Einzige, was in seiner Macht lag, und holte in seinem alten Hut, den er aus der Hütte mitgenommen, Wasser aus der nahen Quelle und befeuchtete nun von Zeit zu Zeit die brennenden Lippen des Kindes damit. Weil er durch das verworrene Gestrüpp nur schwer zu dem Mädchen kommen konnte, nahm er einen großen Stein, legte ihn auf die Brombeerranken, so daß er sie damit niederhielt, und legte dann Stein an Stein, so daß sie eine Art von Pflaster bis zu dem Kinde hin bildeten. Dann kniete er neben dem Mädchen nieder, strich ihm die Haare zurecht, und weil er keinen Kamm hatte,

trocknete er die feuchten Locken in seinen Händen ab, daß sie wieder zu schönen, feinen Haaren wurden.

Weil das Mädchen auf den harten Steinen lag und er zu schwach war, es auf einen weicheren Platz zu betten, so lief er auf den Hügel, riß dort das dürre Gras ab und die Halme, die hoch an dem Gestein wuchsen, sammelte das trockene Laub, das noch vom vorigen Herbst da lag, und tat alles auf einen Haufen. Dann nahm er davon und schob es unter den Körper des Mädchens, so daß es sich die Glieder nicht mehr wund an den Steinen drückte.

Dann schnitt er mit seinem Messer Zweige von den Gesträuchen, steckte sie um das Kind in die Erde, band sie an den Spitzen mit Gras und Halmen zusammen und legte noch leichte Äste darauf, so daß sie ein Dach bildeten. Auf den Körper des Mädchens legte er Zweige und bedeckte sie mit breitblättrigen Kräutern, so daß sie eine Decke bildeten.

Für sich holte er dann Nahrung auf den Feldern des toten Vaters. Bei Nacht machte er ein Feuer aus zusammengetragenen Holz und Moder. So saß er des Tages bei dem bewußtlosen Kinde, hütete es und schützte es vor schädlichen Tieren und Fliegen, und bei Nacht wärmte er es durch die Glut seines Feuers.

Und siehe, das Kind starb nicht, sondern die Krankheit wandte sich mehr und mehr zum Guten. Seine Wänglein wurden wieder lieblicher und schöner, die Lippen bekamen ihre Rosenfarbe zurück und waren nicht mehr so bleich und gelblich, und die Augen öffneten sich und schauten herum.

Bald fing es auch an zu essen. Der Knabe brachte ihm Erdbeeren, die noch hier und da zu finden waren, und die ersten Himbeeren, die an den Sträuchern reif wurden. Auch die Kerne von Haselnüssen gab er ihm, die zwar noch nicht reif, aber süß und weich waren. Allmählich ließ es sich auch das weiße Mehl

der gebratenen Kartoffeln und die zarten Körner des Kornes schmecken. Gern hätte der Knabe von der Milch der Kühe für das Mädchen gehabt, aber wie er auch nach ihnen suchte, er konnte keine finden.

Als das Mädchen schon etwas kräftiger geworden war und mithelfen konnte, brachte der Knabe es an einen Platz, der von überhängenden Ästen geschützt war. Gegen den Regen aber war es dort auch nicht gesichert, und so ruhte der Knabe nicht eher, als bis er eine Höhle gefunden hatte, die rein und trocken war. In dieser bereitete er nun dem Mägdlein ein Lager von Moos und Laub.

Über der Höhle befand sich eine große Steinplatte, von der man weit auf den Wald hinaussehen konnte. Dort saßen die Kinder oft stundenlang und blickten auf das grüne Blättermeer unter sich. So lebten die Kinder ein paar Wochen lang, denn es war ein Merkmal der schrecklichen Krankheit, daß auch derjenige, der sie überstand, noch lange matt und schwach blieb.

Nun erzählte auch das Mädchen, wie es in den Wald gekommen sei. Als die Krankheit ausbrach, hatten seine Eltern sich mit ihrer Dienerschaft nach einem höheren und gesunderen Orte flüchten wollen. Auf der Reise aber waren die Eltern beide gestorben, und auch das Mägdlein war erkrankt. Wie es in das Brombeergestrüpp geraten, wußte es nicht. Vermuthlich hatten die Dienstleute geglaubt, es sei tot, und es aus Furcht vor der Ansteckung in das Gestrüpp geworfen und es dort zurückgelassen. Wo seine Heimat aber war, vermochte es nicht zu sagen.

Dann erzählte der Knabe auch seine Schicksale, wie auch er mit seinen Eltern aus der Heimat fortgezogen sei, um der Krankheit zu entgehen, und wie sie alle gestorben seien und ihn allein zurückgelassen hätten.

Siehst du, so saßen die Kinder in der Höhle, wenn der

Tag über den Wald hinüberzog und das Grün beleuchtete, die Vögel sangen, die Bäume glänzten, und die Bergspitzen schimmerten; oder sie schlummerten, wenn es Nacht war und finster und still, ab und zu der Schrei eines wilden Thieres ertönte und der Mond am Himmel stand und seine Strahlen über die Wipfel goß.

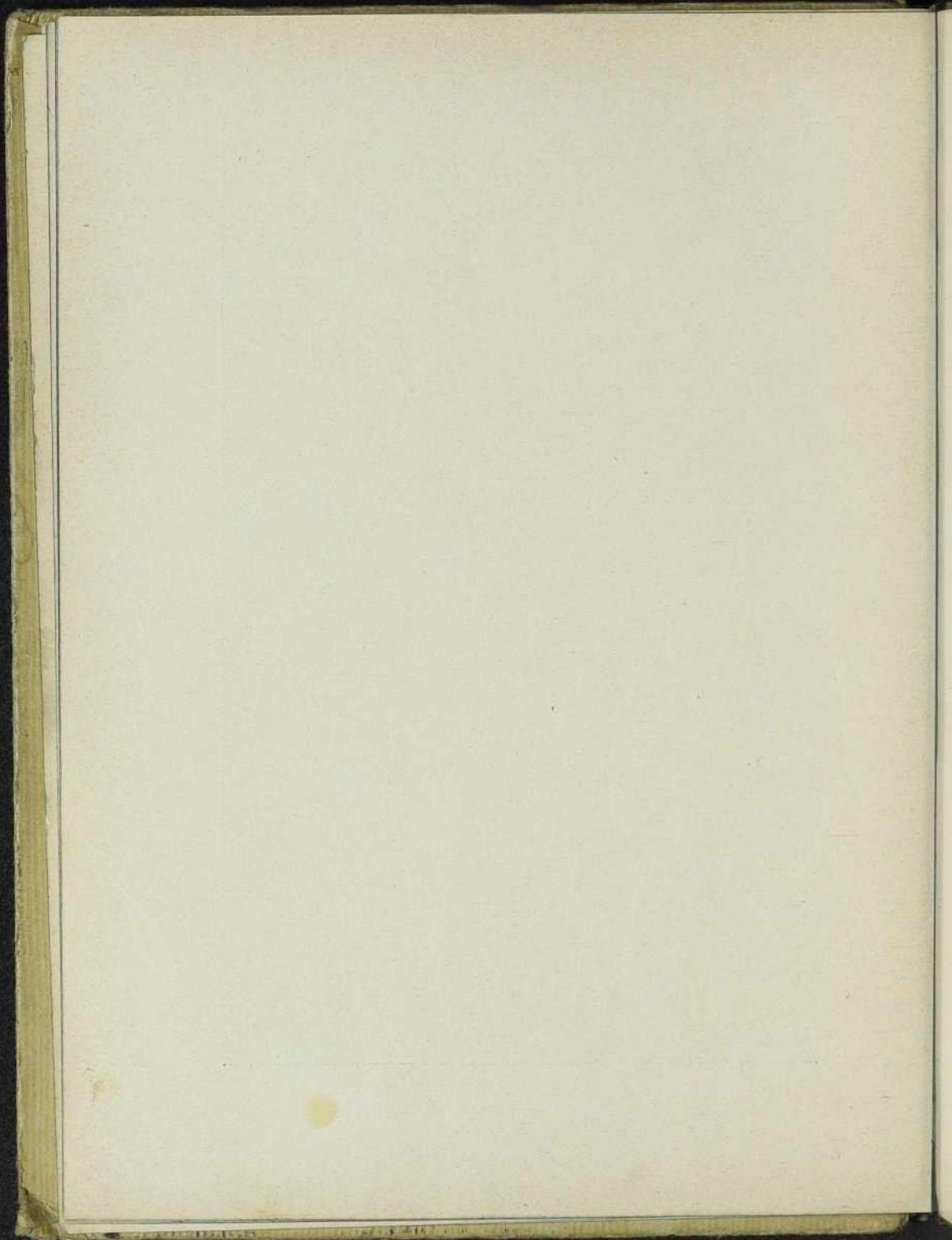
Als das Mädchen stark genug geworden war, dachten die Kinder daran, aus dem Walde herauszukommen. Sie beratschlagten unter sich, wie das anzustellen sei. Das Mädchen wußte nichts anzugeben, der Knabe aber sagte, er wisse, daß alle Wasser abwärts rinnen, fort und fort, ohne still zu stehen, daß der Wald sehr hoch sei und die Wohnungen der Menschen viel tiefer liegen; wenn sie daher an einem Bächlein immer entlang gingen, müßten sie endlich in die Ebene und zu Menschen kommen.

Das Mädchen sah das ein, und so beschloßen beide voll Freude, es so zu machen. Eifrig rüsteten sie nun zur Reise. Von den Feldern nahmen sie Kartoffeln, so viel sie nur tragen konnten, auch viele zusammengebundene Büschel von Ähren führten sie mit sich. Der Knabe hatte aus seiner Jacke einen Sack gemacht, um ihre Vorräte zu tragen, und für Erdbeeren und Himbeeren machte er schöne Täschchen aus Birkenrinde.

Dann brachen sie auf. Sie suchten den Bach auf, aus dem sie bisher getrunken hatten, und gingen dann immer an seinem Ufer fort.

Der Knabe leitete das Mädchen, weil es schwächer war als er und nicht so erfahren im Walde. Er zeigte ihm die Steine, auf die es treten, und die Dornen und spitzen Hölzer, die es vermeiden sollte. Er führte es an schmalen Stellen, und wenn große Felsen oder Dickichte oder Sümpfe kamen, so wichen sie seitwärts aus und lenkten dann klug immer wieder der Richtung des Baches zu.





So gingen sie immer fort. Wenn sie müde waren, setzten sie sich nieder und rasteten; wenn sie ausgerastet hatten, gingen sie weiter. Am Mittag machte der Knabe ein Feuer, und sie brieten sich Kartoffeln und rösteten sich ihre Getreideähren. Wasser tranken sie aus dem Bächlein oder einer Quelle, die über weißen Sand aus schwarzer Walderde hervorrann. Wenn sie Stellen trafen, wo Beeren oder Nüsse waren, so sammelten sie diese. Bei Beginn der Nacht zündete der Knabe ein Feuer an, bereitete dem Mädchen ein Lager und deckte sich dann selbst mit dürrer Laub und Reisig zu.

Ihre Wanderschaft führte sie an allerlei Bäumen vorüber: an den Tannen mit dem herabhängenden, grauen Bartmoose, an den Fichten mit rauher, zerrissener Rinde, an den langarmigen Ahornbäumen und den weißgefleckten Buchen mit den lichtgrünen Blättern; und während sie Hand in Hand dem Laufe des Baches folgten, sangen die Vögel über ihnen in den Wipfeln, die Eichhörnchen hüpfen furchtlos von Zweig zu Zweig, und von der Waldwiese her sahen weidende Rehe schüchtern nach ihnen aus.

Nach und nach änderte sich die Gegend. Der Bach wurde immer größer, unzählige Seitenbächlein kamen aus den Schluchten heraus und zogen mit ihm. Er rauschte über die Kiesel, als erzählte er den Kindern.

Allmählich zeigten sich andere Bäume, an denen der Knabe erkannte, daß sie abwärts gelangten. Die Zackentannen, die rauhen Fichten, die Ahorne mit den großen Ästen, die knolligen Buchen verschwanden, die Bäume wurden kleiner, frischer und zierlicher. An dem Wasser standen Erlengebüsche und Weiden, der wilde Apfelbaum zeigte seine Früchte, und der Waldkirschenbaum gab ihnen seine kleinen, schwarzen, süßen Kirschen.

Nach und nach kamen Wiesen und Weiden, die Bäume lichteten sich und standen nur noch in einzelnen Gruppen, und

mit einem Male, als der Bach schon als ein breites, ruhiges Wasser dahinfließ, sahen sie die Felder und Häuser der Menschen.

Die Kinder jubelten und liefen dem nächsten Hause zu.

Sie waren nicht in die Heimat hinausgekommen, aber sie wurden freundlich willkommen geheißen und einstweilen von den Menschen in Pflege genommen.

Zu dieser Zeit stieg von dem Berge, den der Pechbrenner seinem Bruder bezeichnet hatte, an vier Tagen hintereinander eine hohe Rauchsäule zum Himmel empor, die sollte ein Zeichen sein, daß die Krankheit erloschen sei, aber es war niemand mehr da, das Zeichen zu verstehen.

Als man in Erfahrung gebracht hatte, wer der Knabe sei und wohin er gehöre, brachten ihn die Leute samt dem Mädchen zu seinem Onkel, dem Pechbrenner, der nicht mit in den Bergwald hatte ziehen wollen.

Auch das Mädchen wurde von seinen Verwandten ausgekundschaftet und von der Pechbrennerhütte abgeholt, um wieder in einem Schloß und unter eigenen Leuten zu leben wie früher.

Der Knabe blieb bei dem Onkel in der Hütte, wurde dort größer und größer und half dem Onkel geschickt und fleißig bei seinem Geschäft.

Als eine Reihe von Jahren vergangen und der Knabe fast erwachsen war, kam einmal ein Wagen vor die Pechbrennerhütte gefahren. In dem Wagen saß ein schönes, junges Mädchen, das ein weißes Kleid und ein schwarzes Mäntelchen anhatte und an der Brust ein Brombeersträußlein trug. Es hatte die Wangen und Augen und die feinen, blonden Haare des Waldmädchens und war gekommen, um den Knaben wiederzusehen, der sie gerettet und aus dem Walde geführt hatte.

Sie und der alte Onkel, der sie begleitete, haten den Jüngling, er möge mit ihnen kommen und bei ihnen leben. So ging er denn mit ihnen auf ihr Schloß und lernte dort viele Dinge,

die ihm bisher fremd geblieben waren. Er wurde immer klüger und geschickter, und alle Leute hatten ihn lieb. Später wurde er der Gemahl des Mädchens, das er einst in dem Brombeer-  
gestrüpp gepflegt hatte.

Da bekam er nun ein Schloß und Felder und Wiesen, Wälder, Wirtschaften und Gesinde; und wie er schon in der Jugend verständig und tüchtig war, so vermehrte und verbesserte er alles und wurde nicht nur von seiner Gattin, sondern auch von seinen Untergebenen, seinen Nachbarn und Freunden geliebt und geachtet. Er starb in hohem Alter als ein im ganzen Lande angesehener Mann.

Seinen Onkel hatte er oft eingeladen, zu ihm zu kommen und bei ihm zu leben, aber dieser konnte sich nicht entschließen, seine Hütte zu verlassen, sondern blieb in ihr und betrieb sein Pechbrennengeschäft. Als der Wald immer kleiner wurde, zog er tiefer in den Wald und baute sich dort eine neue Hütte.

Auch seine Nachkommen blieben bei derselben Beschäftigung, und von ihm stammt auch der alte Wagenschmierfuhrmann ab, den du schon oft mit seinem schwarzen Fasse an unserm Hause hast vorüberfahren sehen.“

„Jetzt sehe ich die ferne Rauchwolke nicht mehr,“ sagte der Knabe und blickte auf den weiten, dunklen Wald vor sich.

„Das macht, weil die Sonne untergegangen ist,“ sagte der Großvater. „Aber nun komm, es wird kühl, und die Mutter ängstigt sich, wenn wir zu spät nach Hause kommen.“





**Der arme Sand-  
junge und der  
reiche Bischof.**

(Frei nach Stöber.)

Nun sollt ihr einmal hören, wie vor  
langen Jahren ein armer Sandjunge einem  
reichen Bischof beim Bau seiner Kirche half.

Der arme Sandjunge — er hieß Benedikt und war zwölf  
Jahre alt — war der Sohn eines armen Sandweibes. Das  
Schlimme war nur, daß beiden auch nicht ein Körnchen Sand  
gehörte, sondern daß sie den Sand, den die Mutter im nahe-  
liegenden Orte an die Frauen und Mägde verkaufte, um damit  
Zimmer und Küche zu bestreuen und Tische und Bänke blank  
zu reiben, erst mühsam suchen und entdecken mußten.

Bei der kleinen Hütte, in der sie an einem Bergabhang  
im Thüringer Lande lebten, war auch nicht die kleinste Sand-  
grube zu finden. Der reine, feine und weiße Sand, von dem

die Mutter oft fünfzig Pfund in einem Sacke geduldig von Haus zu Haus auf ihrem Rücken trug, um ein paar Groschen daraus zu lösen, kam aus einzelnen Sandnestern, die ein oder auch ein paar Fuß tief hier und da unter dem Rasen verborgen lagen. Diese Sandnester zu entdecken, dazu gehörte ebenso viel Geschicklichkeit als Glück, und kein Goldsucher im fernen Kalifornien kann mehr über eine frisch entdeckte Goldmine jauchzen, als Benedikt und seine Mutter sich über ein recht ausgiebiges Sandlager freuten, das ihnen Vorrat für längere Zeit versprach.

Im Sommer war das Suchen nach Sand natürlich leichter als im Winter, wo Eis und Schnee den Boden bedeckten, nur hatte der Benedikt im Sommer wenig Zeit dazu, weil er dann die Ziegen des Ortes zu hüten hatte. Jeden Morgen in aller Frühe ließen die Leute ihre Ziegen aus dem Stall, die dann laut meckernd auf der Straße standen, bis Benedikt mit Geißel und Stecken kam und sie den Berg hinauf zur Weide trieb.

So kärglich ihr Verdienst aber auch war, hatten Mutter und Sohn bisher doch keine Not zu leiden brauchen. Ein kleines Gartenstückchen neben dem Hause lieferte ihnen Kohl und Rüben, und in einem Stall hinter dem Häuschen meckerten zwei Ziegen, die ihren größten Reichtum ausmachten. Im Sommer trieb Benedikt sie mit den andern Ziegen auf die Bergmatten, im Winter fütterte er sie mit dem Heu, das er in der warmen Jahreszeit für sie sammelte und in einem kleinen Schuppen verwahrte.

Nun war aber einmal ein harter Winter ins Land gezogen: Frühzeitig war er hereingebrochen, so daß Benedikt nur einen kleinen Heuvorrat zusammengebracht hatte. Auf dem hartgefrorenen Boden lag der Schnee fußtief, so daß es nicht möglich war, nach Sandnestern zu schürfen. Eine Zeitlang reichte der im Herbst gesammelte Sandvorrat noch aus, um der Mutter

eine kleine Einnahme zu verschaffen; als er aber erschöpft war, brach die Not über die Bewohner des kleinen Hauses herein.

Als der Februar kam, war nichts mehr zu essen in der Hütte als ein Rest saurer Rüben, die die Mutter im Herbst eingelegt hatte. Davon sollten vier Geschöpfe leben: der Benedikt mit seiner Mutter und die beiden Ziegen, deren Heu längst zu Ende gegangen war.

Sie hätten sich damit auch ganz zufrieden gegeben, wäre nur der Rest ein wenig größer gewesen.

Der Benedikt war ein guter Knabe, der seiner Mutter das Herz nicht mit Klagen noch schwerer machte, als es ohnehin schon war, und sich genügsam mit dem Wenigen begnügte, das sie ihm geben konnte, aber es griff ihm ans Herz, seine Lieblinge, die Ziegen, Not leiden zu sehen. Wenn sie sich mit den Vorderfüßen an dem Rübenfasse aufrichteten und Hals und Zunge reckten in der vergeblichen Hoffnung, etwas zu erlangen, dann lief er gewöhnlich zur Hütte hinaus, um die Not nicht mehr ansehen zu müssen.

Eifrig suchte er mit der Mutter an den Berghängen, wo die Sonne den Schnee schon etwas weggetaut hatte, nach Sandnestern, aber der Boden war noch zu hart gefroren, und ihre Werkzeuge brachen ab, ohne daß sie etwas gefunden hätten.

Da, als die Not am höchsten war, kam dem Benedikt ein Rettungsgedanke. Für sich selbst hatte er nie gebettelt und wollte es auch nicht tun, aber für seine armen, hungrigen Ziegen konnte er wohl eine Bitte wagen. Wenn er an dem Hofe des großen Benediktiner-Klosters vorbeiging, das auf demselben Berg wie ihre Hütte lag, und einen Augenblick vor den Ställen stehen blieb, wo die runden, glatten Kühe vor den vollen Raufen standen, da hatte er oft seufzend gedacht: „Ach, wenn meine Ziegen nur das hätten, was die Kühe unter die Raufen fallen lassen!“ Nun faßte er sich ein Herz und pochte mit dem

schweren, eisernen Klöpfel an die Klostertür, und als der Bruder Pfortner öffnete und nach seinem Begehre fragte, da sagte er, er müsse den Abt selber sprechen.

Ein paar Minuten später stand er vor dem ehrwürdigen Abt mit dem milden, klugen Gesicht, und als dieser ihn etwas erstaunt, doch freundlich fragte, was er wolle, da brachte er seine Bitte vor, ob er für seine Ziegen das nehmen dürfe, was die Röhre beim Fressen fallen lassen, und was sonst zertreten werde.

Der Abt zögerte ein Weilchen, denn wie leicht konnte eine solche Erlaubnis mißbraucht werden. Niemand würde es merken, wenn der Knabe nicht nur das heruntergefallene Heu, sondern auch Futter aus den Raufen selbst nähme. Als er aber dem Knaben prüfend in das helle, aufrichtige Auge geblickt hatte, da mußte er sich wohl überzeugt haben, daß kein unehrlicher Gedanke in ihm war. Der Knabe mußte ihm nun genau über die Verhältnisse seiner Mutter berichten, dann stellte er aber auch ein Verhör mit ihm über seine Kenntnisse in der Religion an.

Da war es nun ein wahres Glück, daß der Benedikt, wenn es ihm irgend möglich gewesen war, in die Klosterschule gekommen war, und daß auch die Mutter daheim so fleißig mit ihm gebetet hatte. Er sagte das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und noch einige andere Gebete, ohne stecken zu bleiben, her und antwortete auch ganz tapfer auf die Fragen, die der Abt ihm aus dem Evangelium stellte.

Freundlich legte der Abt ihm zum Schlusse die Hand auf den Kopf und erlaubte ihm, alle Tage zu kommen, wenn die Röhre zur Tränke getrieben wurden und die Ställe leer waren, und alles Heu unter den Raufen und auf der Streu für seine Ziegen zusammenzusuchen. Was aber noch mehr wert war, der Abt ließ den Bruder Küchenmeister zu sich kommen und trug ihm auf, was beim Kochen übrig bleibe, für den Benedikt und seine Mutter aufzuheben. Da nun in einer reichen Kloster-

kühe gar manches übrig bleibt, hatte alle Not in der Hütte ein Ende; die halbverhungerten Ziegen lebten wieder auf, seit sie von dem Überfluß der Klosterkühe bekamen, und brauchten sich nicht mehr den Hals nach den halbverdorbenen Rüben auszurecken, Benedikt und die Mutter aber waren voll Dank gegen Gott, der ihnen durch den guten Abt geholfen hatte.

Dazu kam nun bald auch der liebe Frühling. Die Mutter begann wieder nach Sand zu suchen, und diesmal hatte sie Glück. Sie entdeckte ein reichhaltiges Sandnest, so daß sie nun wieder Tag für Tag schwer beladen, aber mit leichtem Herzen umherziehen und ihren Sand feilbieten konnte.

Dann kam auch wieder die Zeit, wo Benedikt fröhlich die eigenen Ziegen mit den Geißen des Dorfes auf die Weide treiben konnte. Geschickt wußte er die Plätze aufzufinden, wo die feinsten Gräser und die süßesten Kräuter für die Ziegen wuchsen, und da er auch sorglich acht gab, daß sie in keine Gefahr kamen, und nebenbei ein gefälliger, freundlicher Knabe war, der gern jedermann zu Diensten war, so hatten alle Leute ihn gern. An Gelegenheit, ihm dies zu zeigen, fehlte es ihnen nicht, denn solange die Ziegen ausgetrieben wurden, war Benedikt täglich in einem andern Hause des Ortes Mittagsgast, und wie lästig ein solcher Gast den Leuten sonst wohl war, Benedikt sahen sie immer gerne kommen.

Auch für die Feiertage brauchte der Knabe sich keine Sorge zu machen. Das Osterlamm aß er im Kloster bei den freundlichen Mönchen, seinen Pfingsttuchen buk ihm die mildtätige Gastwirtin, zur Kirchweih fand er in der Sägemühle den Tisch für sich gedeckt, und an seinem Namenstag, der ja auch der Namenstag des Schuhherrn des Klosters war, aß er wieder im Kloster.

In solchen Zeiten dachte der Knabe nicht mehr an die Not des Winters, sondern meinte, besser als ihm könne es keinem

Menschen auf der Welt gehen, und pfiß und sang, daß es eine Lust war. Dazu hatte er eine Beschäftigung gefunden für die Zeit, die ihm beim Hüten seiner Ziegen übrig blieb, und diese machte ihm sicher nicht weniger Freude als andern Kindern das Spielen mit ihren kostbaren Spielsachen.

Auf dem Berge, nicht weit von dem Kloster, trat das Gestein als bunter Kalkschiefer hervor, von dem sich leicht dünne Platten abheben ließen. Nun besaß Benedikt noch von seinem Vater her einen kleinen, hübschen Hammer, mit dem er gern an den Platten herumklopfte.

Eines Tages hielt er eine solche Platte auf den Knien. Er hatte mit einer Kohle aus seinem Herdfeuer ein Viereck darauf gezeichnet. Nun klopfte er mit dem Hämmerchen den geraden Kohlenstrich leise auf und ab und freute sich an dem hellen Klang, den das gab. Es tönte gerade so, als ob eine Glocke erklänge, plötzlich aber wurde der helle Ton dumpf, als ob ein Riß in die Glocke gekommen wäre, und die Tafel sprang genau in der Richtung des Kohlenstriches glatt auseinander.

„Ei,“ dachte der Knabe, „geht das so gut, dann will ich es auch an den andern Seiten so machen!“ Nun klopfte und klopfte er, bis ein regelrechtes Viereck vor ihm lag. Das gefiel ihm nun sehr. „Wenn ich fünfzig solche Vierecke hätte, könnte ich den Flur unseres Häuschens, wo jetzt die Hühner herumtrazen, damit auspflastern,“ dachte er; „das gäbe eine Pracht!“

Bald hatte er eine zweite, dann eine dritte Platte zu Vierecken zurechtgeklopft, und allmählich gewann er einen ganzen Vorrat davon. Sie waren nicht alle von derselben Färbung: die eine war dunkel-, die andere hellblau, die eine gelblich, die andere röthlich, wieder eine andere von bunten Aldern durchzogen.

Um sie glänzend zu machen, benetzte er sie mit Wasser, tat etwas von dem weißen Sand seiner Mutter darauf und rieb

dann Platte um Platte, bis sie wie poliert in schönstem Glanze schimmerten.

Die fertigen Platten verbarg er hinter Gesträuch und Gestein. Da er seine Beschäftigung nur als Spielerei ansah, sagte er niemand etwas davon, auch seiner Mutter nicht.

Als eines Abends die Mutter mit Benedikt bei der Abend-suppe saß, erzählte sie, sie sei heut in Eichstädt gewesen, wo der Fürstbischof eine schöne Kirche baue, zu der alle Fürsten und Herren, Bürger und Bauern von weit und breit ihre Gaben beigesteuert hatten. Sie sei dem Kirchenfürsten so nahe gekommen, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was hat er denn gesagt?“ fragte Benedikt neugierig.

Er habe gesagt, berichtete die Mutter, der Dom sei nun fertig bis auf den Fußboden; gern hätte er ein recht schönes, dem Auge wohlgefälliges Pflaster, aber die Kassen seien leer und keine Aussicht, sie wieder zu füllen. Für morgen um die zehnte Stunde habe er eine Anzahl fremder Steinmexen mit allerlei Steinproben in die Kirche bestellt, aber er fürchte sehr, er werde bei den häßlichen, roten Backsteinen bleiben müssen, weil diese am billigsten sind.

Benedikt hatte aufmerksam angehört, was die Mutter erzählte, aber er sagte nichts dazu. Ruhig wie sonst wischte er seinen Hornlöffel ab, legte ihn in die Tischlade, wünschte der Mutter dann Gutenacht und stieg zu dem Bodenkammerchen hinauf, wo er sein Bett hatte. Aber er legte sich nicht nieder. Die Erzählung der Mutter ging ihm im Kopfe herum. Wenn der Bischof so großes Verlangen nach einem schönen und billigen Pflaster für seine Kirche trug, sollte er da nicht vielleicht seine Platten brauchen können? Hübsch waren sie gewiß, und genug gab es auch; der Bischof konnte aus dem Schiefergestein so viel Platten machen lassen, als er immer brauchte.

Nachdenklich blickte Benedikt in die mondhelle Nacht hinaus.

Den Weg nach Eichstädt kannte er recht wohl, er war ja oft genug dort gewesen, um Sand zu verkaufen. Wenn er rüstig ausschritt, konnte er ganz gut bis zum Morgen dort sein und seine Platten zugleich mit den fremden Meistern dem Bischof zur Probe vorlegen. Die Mutter sollte von allem erst erfahren, wenn die Sache gut ausgefallen war.

Ganz leise schlüpfte er aus dem Hause, lief auf den Berg und band ein paar seiner schönsten Tafeln in ein Tüchlein. Dann machte er sich wohlgenut auf den Weg nach Eichstädt.

Die Mutter erschrak nicht wenig, als sie am Morgen, da Benedikt auf all ihr Rufen nicht zur Frühstücksuppe kam, in sein Kämmerchen hinauffstieg und das Bett darin leer und unberührt fand. Wo konnte der Bub nur sein? Eine Weile wartete sie auf ihn, als er dann aber noch immer nicht kam, trat sie hinaus auf die Straße. Da warteten die Ziegen, die ihre Besitzer zur gewohnten Zeit aus den Ställen gelassen, schon ungeduldig auf ihren Führer. Wollte sie Benedikt nicht in Strafe oder gar um sein Amt als Ziegenhirt bringen, so mußte sie sich entschließen zu tun, als ob Benedikt krank sei, und selbst den Stecken nehmen und die Ziegen auf die Weide treiben. Sie tat es unter vielem Seufzen und verbrachte den Tag in großer Angst und Sorge.

Wie die Mutter es gehört hatte, so verhielt es sich. Gegen zehn Uhr fand in der neuerbauten Kirche zu Eichstädt eine Versammlung statt, um wegen des Pflasters der Kirche zu beraten. Alle Beamte des Bischofs hatten sich eingefunden, auch die Ritter und Herren, die schon zu dem Bau beigesteuert hatten, waren da, vor allem aber eine große Anzahl von Bauherren und Steinmehnen aus Tirol und vom Rhein her. Sie hatten ihre Gesellen bei sich, welche die Steinproben in kleinen, hölzernen Kästen daherbrachten und nebeneinander auf einen langen Tisch in der Kirche stellten.

Zuletzt kam der Bischof, umringt von seinen Geistlichen. Nun begann die Besichtigung. Der Bischof ließ sich die Platten eine nach der andern vorlegen und prüfte sie. Es waren meist sehr schöne Steinproben, schwarz, gelb, grau oder bunt, und man konnte recht gut erkennen, wie schön sie sich machen mußten, wenn sie von geschickter Hand zu Mustern zusammengestellt wurden.

Als aber der Bischof nach dem Preise fragte, die Steinmessen sagten, wie hoch ein Quadratfuß ihrer Steinplatten zu stehen käme, der Bauleiter berechnete, wieviel Quadratfuß man brauche, und der Rentmeister dann die ganze Summe nannte, da ging ein erschrockenes Flüstern durch die Versammlung. Ritter und Geistliche sahen sich bedenklich an, und der Bischof meinte, eine so große Summe werde schwerlich aufzubringen sein, und er halte dafür, daß man es bei den Backsteinen bewenden lasse.

Während der Bischof noch so sprach, entstand auf einmal eine Bewegung am Eingang der Kirchentür. Ein barfüßiger Bauernjunge wollte sich durchdrängen, die Hellebardiere aber, die an der Tür Wache hielten, streckten ihre Lanzen vor, um ihn zurückzuhalten. So leicht ließ sich Benedikt, das war der Bauernjunge, jedoch nicht zurückhalten. Er bückte sich, schlüpfte gewandt unter den Hellebarden durch, drängte sich keck durch die Menge bis zu dem Bischof hin und küßte ihm demütig den Saum des Gewandes. Als der Bischof ihn verwundert nach seinem Begehr fragte, nahm er sein Käppchen zwischen die Knie, wickelte ein Tuch auf und reichte dem Bischof statt jeder Antwort drei viereckige glänzende Schieferplatten hin, die eine blaßgelb, die zweite blaugrau, die dritte marmoriert.

Es waren die schönsten aus seinem Vorrat, und sie glänzten besonders schön, weil er sie vorher am Dombrunnen naß gemacht hatte.

Die Umstehenden sahen verwundert bald auf den armen Knaben, bald auf die Schieferplatten, der Bischof aber blickte wohlgefällig auf die Platten und fing dann an, den Knaben zu befragen, wer er sei, woher er die Steine habe u. s. w., und Benedikt blieb ihm keine Antwort schuldig. „Wenn Euch die Steine gefallen, Herr Bischof,“ schloß er seine Rede, „so könnt Ihr haben, soviel Ihr wollt, der ganze Berg ist voll davon.“

Dem Bischof gefielen die Steine und der Knabe gleich gut. Er sah sogleich, daß die Steine ein prächtiges und billiges Pflaster geben würden, besonders wenn ihre Gewinnung und Herstellung einer kundigen Hand anvertraut wurde. So befahl er denn, daß man die sehr mißvergnügt dreinblickenden fremden Steinmehzen mit Dank in ihre Heimat entlasse, den Knaben aber in seiner Küche speise, was ihm sehr nottat, da er seit der Suppe vom vorigen Abend nichts genossen hatte, und ihn dann nach Hause begleite, damit er zeigen könne, woher er die Steinplatten genommen habe.

So kam es, daß Benedikts Mutter, als sie am Abend die Ziegen bekümmerten Herzens heimtrieb, einem Trupp bischöflicher Leute begegnete, an dessen Spitze ein Domknecht ritt, der ihren Sohn vor sich auf dem Sattel hielt. Wie groß ihr Erstaunen war, kann man sich wohl denken, doch sagte ihr Benedikts vergnügtes Gesicht, daß sie keinen Grund zum Sorgen und Erschrecken habe.

Als sie dann hörte, was sich begeben, und daß der Bischof versprochen habe, künftig für sie und ihren Sohn zu sorgen, da war ihre Freude groß, und sie konnte Gott nicht genug dafür danken, daß er ihr Geschick so zum Guten gewandt hatte.

Der Bischof entnahm nicht nur die Platten zum Pflastern des neuerbauten Domes von dem Schiefergestein des Klosterberges, sondern legte auch einen großen Steinbruch dort an, der ihm bedeutenden Gewinn abwarf.

Benedikt kam auf Kosten des Bischofs zu einem tüchtigen Steinmetz in Eichstädt, bei dem er das Behauen und Polieren der Steine aus dem Grunde lernte.

Später ließ er sich in seinem Geburtsort als Steinmetz nieder, und seine Geschicklichkeit wie sein redlicher Sinn machten ihn weit und breit bekannt, so daß es ihm nie an lohnenden Aufträgen und Bestellungen fehlte.

Sein Mütterlein aber pflegte und hegte er als dankbarer Sohn, bis Gott es in hohem Alter von dieser Erde zu sich abberief.



## Auf dem Rußberg.

(Frei nach Stifter.)

**D**rei liebe Kinder, zwei Mädchen von sieben und acht Jahren und ein kleiner Knabe von drei Jahren, lebten mit ihren Eltern in einem stattlichen, großen Hause in einer schönen Gebirgsgegend.

Das älteste Mädchen hieß Emma. Es hatte die blonden Haare und die blauen Augen des Vaters und wurde gewöhnlich nur Blondköpfchen genannt. Ihre jüngere Schwester hieß Klementine. Sie hatte schwarze Augen und schwarze Locken wie ihre Mutter und hieß Schwarzköpfchen. Das Brüderchen aber glich weder Vater noch Mutter, denn als seine Härchen wuchsen, kräuselten sie sich nicht in schwarzen und nicht in blondeln Ringeln um seinen Kopf, sondern in braunen, und es hatte nicht blaue und nicht schwarze, sondern braune Augen. In der Taufe hatte es den Namen Sigismund erhalten, seine Eltern und Geschwister aber nannten es Braunköpfchen.

Das Haus, in dem die Kinder wohnten, stand auf einem kleinen Hügel und war von Wiesen und Feldern umgeben, und diese grenzten nach der einen Seite an einen Wald. Auch ein Garten war da. Weil die Luft aber zu scharf und rauh war, gab es in ihm keine Blumen, sondern nur grünen Rasen mit schönen Bäumen darauf, die den Kindern große, schwarze Kirschen, gelbe Birnen und rotbackige Äpfel boten. An Erdbeeren, Johannisbeeren

und Himbeeren fehlte es auch nicht; sie wuchsen besonders reichlich an einer Sandlehne, die hinter dem Garten aufstieg und alle warmen Sonnenstrahlen auffing und auf den Garten zurückstrahlte. Dort reiften sogar Pflirsche und Aprikosen, die aber in kühlen Frühlingsnächten durch Strohmatten gegen den Frost geschützt werden mußten.

In der Nähe der Sandlehne standen mehrere große Glashäuser. Hier zog der Vater allerhand schöne Blumen, die in den warmen Monaten an die Fenster des Hauses oder auf Holzgestelle vor diesem gesetzt wurden.

Auch eine liebe Großmutter, die Mutter ihres Vaters, besaßen die Kinder. Sie war ihnen die liebste Gespielin, die sie oft mit sich auf ihr Zimmer nahm, wo es stets etwas Hübsches zu sehen gab, oder sich mit ihnen in der schattigen Laube oder in einem Glashause einnistete und ihnen dort hübsche Geschichten und Sagen erzählte.

Im Herbst freilich mußten sich die Kinder von der Großmutter verabschieden. Dann fuhren sie in einem großen Wagen mit Vater und Mutter in die Hauptstadt und verbrachten die Wintermonate dort. Die Großmutter aber vermochte sich auch im Winter nicht von dem lieben Berghaus zu trennen, in dem sie geboren war und ihre Kinder großgezogen hatte. Sie blieb dann allein im Hause, sah nach den Knechten und Mägden und hielt alles in schöner Ordnung bis zur Wiederkehr ihrer Lieben, die mit den ersten sonnigen Frühlingstagen kamen.

Als die Kinder ein wenig herangewachsen waren, machte die Großmutter oft schöne Spaziergänge mit ihnen. Am liebsten gingen sie auf den Nußberg. Wenn der Hafer bleichte, das Korn und die Gerste eingefahren waren und die Haselnüsse in ihren grünlichen Hülsen sich braun färbten, dann ließen die Kinder nicht mit Bitten nach, bis die Großmutter mit ihnen zum Nüßepflücken auszog.

Blondköpfchen und Schwarzköpfchen trugen dann breite Strohhüte und helle Kleidchen mit kurzen Ärmeln. An den Füßen hatten sie starke Schuhe, um sich an dem Geröll des Weges nicht weh zu tun. In der einen Hand hielt jedes der kleinen Mädchen ein zierliches Körbchen, in der andern eine abgeschälte weiße Gerte, um die Zweige der Haselnußstauden damit zu sich heranzuziehen. Der kleine Sigismund trug ein blaues Täschchen und weiße Höschen und hatte statt des Körbchens ein Täschchen aus gelbem Leder über der Schulter hängen.

Um auf den Nußberg zu kommen, hatten die Kinder fast eine Stunde zu gehen. Zuerst führte der Weg sie die Sandlehne hinauf, wo schöne Sitze zum Ausruhen einluden, dann kamen sie auf eine Fläche, die mit blühendem Heidekraut und langem, dürrerem Gras bedeckt war, zwischen dem hier und da ein Wachholderstrauch oder eine Distel stand.

An Erlen- und Schlehengebüsch vorbei, in dem Zaunkönige und Goldhähnchen zwitscherten und die Amsel ihr Lied sang, kamen sie dann zu einzelnen Bäumen, weißrindigen Birken, knorrigen Eichen und rofstämmigen Kiefern, und gelangten endlich in den dunklen, dichten Wald. Dort wuchsen Beeren und Schwämme in Hülle und Fülle, und auf dem Boden lagen mit Moos bedeckte Steine. Nichts rührte sich, nur zuweilen schoß ein Vogel scheu durch die Zweige.

Aus dem Walde führte der Weg sie über eine Rasenfläche, durch die sich ein Bächlein über glänzende Steine schlängelte. Flinker Fischlein schwammen darin, und blaue Wasserjungfern wiegten sich in der warmen Luft darüber. Hatten sie den Steg überschritten, den der Vater als Brücke über das Wasserlein hatte schlagen lassen, dann stieg der Nußberg vor ihnen auf.

Fröhlich schlüpfen sie in die Haselstauden hinein, um lustige Ernte zu halten. Sie waren jedoch nicht die einzigen Gäste, die sich auf dem Nußberge eingefunden hatten.

Da war die röttliche Waldmaus, welche die Haselnüsse zum Wintervorrat in die Gänge ihres Baues unter den Waldwurzeln schleppte. Da war der flüchtige Häher, der mit seinen blaugefärbten Flügeln durch die Zweige flog, und das Eichkätzchen, das, eine Nuß in den Vorderpfoten, mit glänzenden Augen von einem dicken Ast herab auf die Kinder schaute, und was es sonst noch für Getier gab, das seine Freude und Lust auf dem Nußberge suchte.

An den Ästen der Haselstauden saßen die Nüsse bald einzeln, bald zu zweien oder dreien, bald zu großen Köpfen vereinigt und hatten braune oder röttliche Wangen. Die Kinder langten mit den Händen in die Zweige, oder sie zogen sie mit den Haken an ihren Gerten nieder, um die Nüsse zu pflücken. Wenn sie sich geirrt und einen leeren Zweig niedergezogen hatten, wurde er mit fröhlichem Lachen losgelassen und ein neuer gesucht.

Waren die Äste aber zu stark, so half ihnen die Großmutter und hielt sie so lange nieder, bis die Kinder sie leer gepflückt hatten.

Wenn die Körbchen der Mädchen und Sigismunds Täschchen mit Nüssen gefüllt waren, dann steckten sie sich gewöhnlich auch noch die Taschen ihrer Kleider voll oder banden die Nüsse zum Mitnehmen in ein Tüchlein.

Gern weilten sie dann noch eine Zeitlang auf dem Berge, stiegen überall umher und setzten sich zuletzt auf eine dicke, alte Wurzel, die einen bequemen Sitz darbot. Während die Kinder vergnügt auf die weite, im Sonnenschein glänzende Gegend hinausblickten, erzählte die Großmutter ihnen, was sie von all den Bergen und Orten wußte, die sie rings umher liegen sahen.

Auf dem Rückwege kam ihnen meist schon die Mutter entgegen und freute sich mit ihnen an der Menge der gesammelten Nüsse, die Kinder aber beschenkten damit sämtliche Hausgenossen. Der Vater hatte seinen Lieblingen aus der Stadt zwei Nuß-

knacker mitgebracht, denen sie die Nüsse in den Mund schoben, um sie sich von ihnen öffnen zu lassen, wobei die Nußknacker fürchterlich die Augen verdrehten.

Auch als Blondköpfschen und Schwarzköpfchen so groß geworden waren, daß ein freundlicher Lehrer ein paarmal in der Woche zu ihnen herauskam, um mit ihnen zu lernen, hörten die Wanderungen auf den Nußberg nicht auf.

Als eines Tages die Großmutter wieder mit den Kindern auf ihrem Lieblingsplätzchen, der alten Wurzel, saß, da kam auf einmal ein Mädchen, fast so groß und noch schlanker als Blondköpfschen, das hatte nackte Arme und einen nackten Hals und trug ein grünes Wams und grüne Höschen mit vielen roten Bändern. Es hatte ein bräunliches Gesicht und schwarze, glänzende Augen.

Es blieb am Rande des Gebüsches stehen und sah auf die Großmutter und die Kinder, ohne sich zu rühren. Die Großmutter erzählte ruhig weiter, dann wandte sie sich zu dem Mädchen und fragte: „Wer bist du denn?“

Das Mädchen aber antwortete nicht, sondern sprang in das Gebüsch und lief so schnell davon, daß die Zweige rauschend hinter ihm zusammenschlugen.

Für diesmal sahen die Großmutter und die Kinder nichts mehr von dem fremden Mädchen, als sie aber das nächste Mal wieder auf dem Nußberg saßen, da war auch das Mädchen wieder da. Es trat aus dem Gebüsch und sah still zu den Kindern hin.

Als die Großmutter es anredete, lief es zwar nicht wieder fort, drückte sich aber so dicht an die Büsche heran, daß diese es halb verbargen. Sobald alle aufstanden und fortgingen, lief es wieder den Berg hinunter.

Die Kinder gingen nun noch lieber als sonst auf den Nußberg, um das merkwürdige fremde Mädchen zu sehen.

Ein paarmal gingen sie vergebens, aber einmal, als sie ihre Körbchen gefüllt hatten und auf ihrem Lieblingsplätzchen saßen, zeigte sich das Mädchen wieder. Es trat aus dem Gebüsch und blickte aufmerksam auf Blondköpfschen hin. Die langen, blonden Locken schienen seine Augen besonders zu fesseln.

Als man es nach einer Weile freundlich anredete, wich es nur ein wenig zurück, lächelte, wobei es wunderbare weiße Zähne zeigte, antwortete aber nicht; doch blieb es stehen, bis die Großmutter und die Kinder fortgingen, lief auch dann nicht so eilig den Berg hinunter, sondern schritt in einiger Entfernung langsam neben den Kindern her, so daß diese es manchmal zwischen den Büschen sehen konnten.

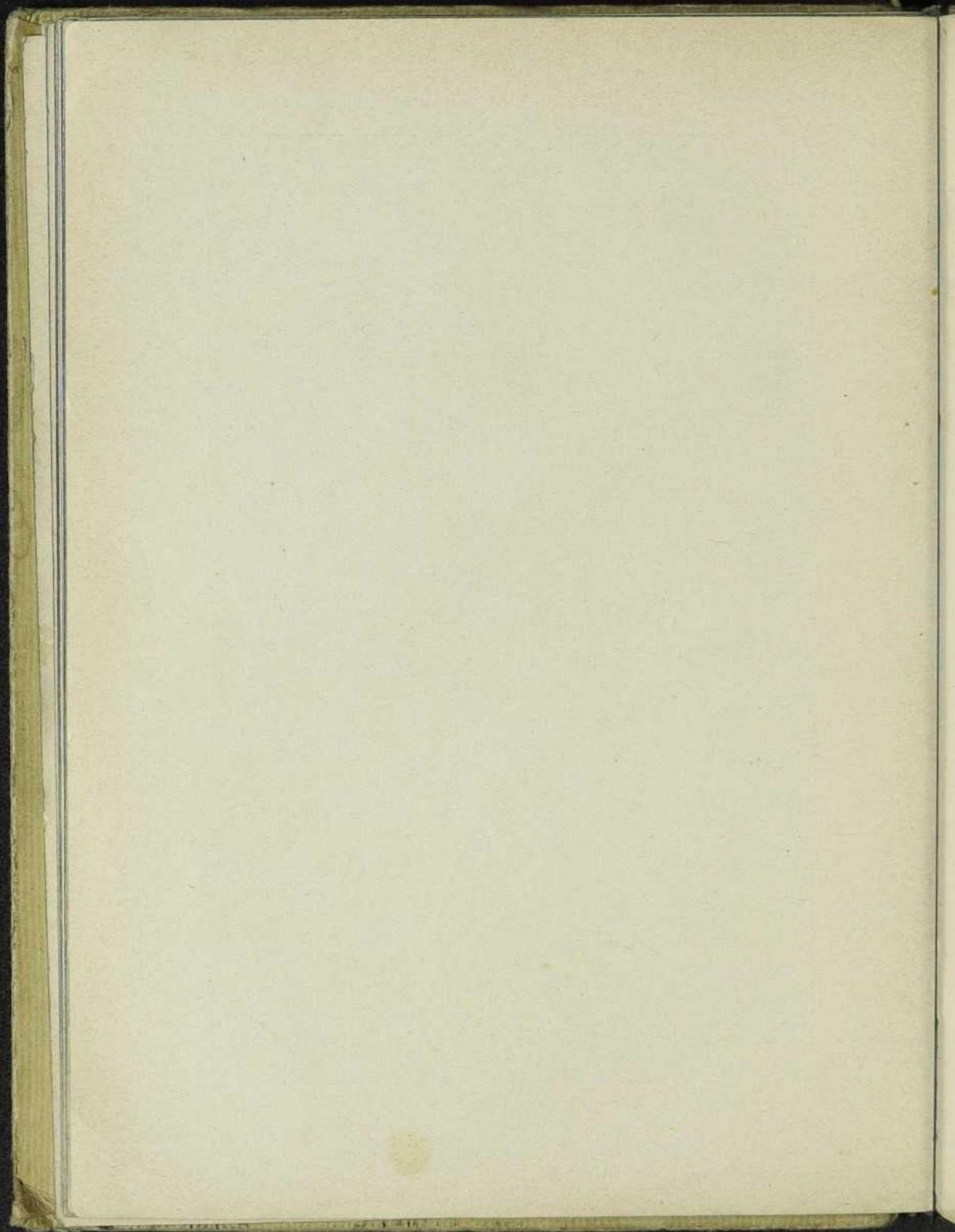
So ging es noch mehrere Male. Der Vater erlaubte gern, daß die Kinder mit dem fremden Mädchen zusammenkamen, und ermahnte sie, ihm ja nichts zu leide zu tun. Kamen sie auf den Nußberg, so fanden sie es gewöhnlich schon dort. Es sah sie an, lächelte ihnen zu, sprach aber nicht. Es hatte immer dieselben Kleider an wie das erste Mal.

Einmal erschien es mit einer abgeschälten, weißen Rute, wie die Kinder sie hatten, und hielt sie hoch empor. Ein anderes Mal berührte es, als es auf dem Heimwege langsam hinter den Kindern herging, Blondköpfschen leise und zaghaft mit der langen Rute.

Nach und nach legte es sich auch in das Gras, wenn die Großmutter erzählte. Es stützte den Kopf auf den braunen Arm und sah aus seinen großen, schwarzen Augen aufmerksam auf die Erzählerin hin. Daß es jedes Wort verstand, konnte man aus dem wechselnden Ausdruck seines Gesichtes erkennen.

Die Kinder hatten das fremde Mädchen bald lieb gewonnen. Sie brachten ihm Äpfel und Spielzeug mit, legten sie zu ihm in das Gras und freuten sich, wenn es die Sachen nahm und einsteckte.





An einem warmen Spätherbsttage saßen die Kinder mit der Großmutter wieder auf dem gewohnten Plage, und das fremde Mädchen lag vor ihnen im Grase. Es tat ihnen allen wohl in der warmen Sonne. An den Zweigen hingen glänzende Herbstfäden, und die roten Bänder des braunen Mädchens flammten feurig auf, wenn ein Sonnenstrahl sie traf.

Die Großmutter erzählte von einer schönen, tapfern Gräfin, die sich im Bauernkriege auf dem Walle ihrer Burg ganz allein gegen die Bauern verteidigte, als diese mit Heugabeln, Dreschflegeln und Morgensternen das Schloß erstürmen und anzünden wollten, bis endlich ihr Mann aus fernen Landen kam und sie von den Aufrührern befreite.

Die Kinder blieben noch auf dem Berge, als die Großmutter schon ihre Erzählung beendet hatte, und waren bald in ein Spiel vertieft. Am Himmel waren inzwischen Wolken aufgezogen, deren Ränder in der Sonne wie geschmolzenes Silber glänzten. Wäre es Sommer gewesen, so hätte die Großmutter bei der außergewöhnlich großen Hitze gedacht, ein Gewitter ziehe herauf, in dieser Jahreszeit war aber an ein solches gar nicht zu denken. Auch das braune Mädchen sah öfters nach den schwarzen Wolken.

Die Großmutter dachte, wenn auch ein leichter Herbststaubregen niederkäme, so würde das den Kindern nicht schaden. Bald aber sollte sie anderer Meinung werden, als ein dumpfes Rollen aus den Wolken hörbar wurde.

Als sich der Donner noch ein paarmal wiederholte, überlegte die Großmutter ernstlich, was sie tun sollte. Ein Haus, in dem sie hätten Zuflucht suchen können, gab es weit und breit nicht. Unter den Bäumen Schutz zu suchen, war während eines Gewitters gefährlich, und vor dem Ausbruch des Unwetters nach Hause zu kommen, in Folge der weiten Entfernung unmöglich.

Inzwischen hatten die Wolken eine Wand gebildet, auf

deren dunklem Grunde weißliche, leichte Flocken dahinzogen. Man sah auch schon Blitze in den Wolken, aber die Sonne schien noch immer, und die Donner klangen so fern, als wären sie weit hinter den Bergen.

Die Kinder fürchteten sich nicht, sie hatten schon starke Gewitter erlebt; da aber ihre Eltern während derselben ruhig ihre Beschäftigungen fortsetzten, flöste ihnen diese Naturerscheinung kein Entsetzen ein.

Das braune Mädchen ging unruhig umher, als suche es nach einem Unterkunftsorte.

Die Wolken hatten jetzt die Sonne völlig verdeckt, und die Haselsträucher auf dem Berge lagen in tiefem Schatten.

„Ich weiß nicht, ob es wahr ist, liebe Kinder, daß der Blitz nie in einen Haselnußbaum einschlägt,“ sagte die Großmutter, „wir wollen uns aber doch eine dichte Staude suchen, die ein Dach bildet, und uns darunter setzen, um nicht gar zu sehr von dem Regen durchnäßt zu werden.“

„Ja, Großmutter,“ riefen die Kinder, „das wollen wir tun!“ Das braune Mädchen aber schoß wie ein Pfeil in das Gebüsch.

Nach einem Weilchen kam es wieder und trug ein Reisigbündel aus dünnen und dickeren Zweigen in den Händen. Dann lief es wieder fort und brachte zwei Bündel, und so ging es eine Zeitlang fort, daß seine braunblassen Wangen glühten und ihm der Schweiß von der Stirn rann.

Dann begann es aus den Bündeln eine Art Häuschen zu bauen. Es suchte eine Stelle aus, die auf der einen Seite von dichten Haselnußstauden umstanden war, stellte die Bündel gleich Säulen auf, legte quer darüber Stangen und Stäbe, die sie aus dem Reisig zog, bedeckte diese wieder mit Bündeln, bis im Innern eine Höhlung entstand, die Unterkunft bot.

Darauf lief es zu der Großmutter und den Kindern hin und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, was für eine Gefahr

ihnen drohe. Es streckte die linke Hand flach aus und ließ die rechte als Faust darauf niederfallen, dann zeigte es auf die Wolken. Als die Großmutter zu ihnen auffah, erschrak sie heftig. Grünlich und fast weißlich licht wogten sie heran, und aus ihnen hervor ertönte ein unheimliches Geräusch. „Heiliger Himmel, Hagel!“ schrie sie.

Nun begriff sie, was das fremde Mädchen meinte, und lief eilig mit den Kindern zu dem Reifighäuschen. Zuerst schob sie Sigismund hinein, ihm folgte Klementine, dann Emma und die Großmutter, und am äußersten Rande schmiegte sich das braune Mädchen an und hielt die blonden Locken Emmas in der Hand.

Es dauerte nicht lange, da schlugen die ersten weißen Hagelkörner durch die Haselnußstauden. In demselben Augenblick kam der Sturm, faßte die Büsche, daß sie rauschten, ließ dann eine Weile nach, stürzte sich von neuem auf sie, daß die Zweige sich umlegten und die Rückseite der Blätter nach oben kam, und ließ den Hagel auf sie niederprasseln.

Von der Wucht der herniedersausenden Hagelkörner wurde das Laub herabgeschlagen, Zweige und Äste fielen zu Boden, und der Rasen zeigte Spuren, als wären eiserne Eggenzähne über ihn gegangen. Die Hagelkörner waren so groß, daß sie einen erwachsenen Menschen hätten töten können. Wie weiße Pfeile fuhr das Eis in der finstern Luft gegen die schwarze Erde.

Die Kinder lagen eng aneinander gedrückt. Die Reifigbündel waren durch den Hagel niedergeworfen worden und lagen auf ihnen. Ihre leichten Körperchen zuckten bei jedem heftigen Schlage. Die Großmutter betete, die Kinder schwiegen ganz still, und das fremde Mädchen rührte sich nicht.

Allmählich ließ das Getöse des Hagels etwas nach, so daß man wieder den Donner hören konnte. Die Schloßen fielen dichter, waren aber kleiner, und endlich kam ein Regen, der wie

ein Wolkenbruch niederging. Er fiel nicht in einzelnen Tropfen, sondern es war, als ob ganze Kübel voll Wasser ausgeschüttet würden.

Endlich zog das Unwetter ab. Das braune Mädchen kroch aus den Bündeln hervor und sah sich nach den andern um. Die Großmutter stand auch auf und zog zuerst Blondköpfschen, dann Schwarzköpfchen, dann Braunköpfchen hervor.

Die Kinder waren so naß, daß ihnen die Kleider am Leibe klebten; auch das Gewand des braunen Mädchens hing naß und beschmutzt an seinem Körper herunter. Da es sich nicht ganz unter die Bündel hatte legen können, war es von einem Eisstück gestreift worden und blutete am rechten Arme, aber es litt nicht, daß die Großmutter nach der Verletzung sah.

Nun rüstete man sich zum Heimweg. Die Großmutter hielt die kleineren Kinder an den Händen, damit sie auf den Hagelkörnern nicht ausglitten, Blondköpfschen ging voraus, das braune Mädchen folgte.

Mit erschrockenen Augen sahen die Kinder, daß keine Büsche mehr auf dem Berge standen, sondern nur noch kahle Strünke, und das Gras in die Erde hineingestampft war. An einzelnen Stellen lagen große Haufen weißer Schloßen, die aussahen, als wenn noch Schnee vom Winter her übrig geblieben wäre. Als sie zu dem Bächlein kamen, in dem sonst die Fischlein spielten, war es zu einem großen, reißenden Wasser angeschwollen, aus dem nur noch die Spitzen des Ufergebüsches hervorragten. Die kleine Steinbrücke aber war verschwunden, und man konnte nicht einmal erkennen, wo der große Stein gelegen hatte.

Die Großmutter zauderte ratlos, das braune Mädchen aber ging ruhig in das Wasser, schritt hindurch und wieder zurück, als wollte es zeigen, daß man sicher hindurch könne, und da ihm das Wasser nur bis zu den Hüften reichte, konnte man erkennen, daß es auf dem Steine ging.

Als es zurückgekommen war, bückte es sich sanft und freundlich gegen Sigismund und streckte ihm die Arme entgegen. Der Knabe verstand die Bewegung; er ließ die Hand der Großmutter los und begab sich in den Schutz des braunen Mädchens. Dieses nahm ihn auf den Arm, er schlug beide Armchen um seinen Hals, und es trug ihn, fest und sicher schreitend, an das andere Ufer.

Die Großmutter nahm Schwarzköpfchen auf den Arm, Blondköpfchen an die Hand, und so kamen auch sie, hinter dem braunen Mädchen einerschreitend, glücklich hinüber. Mühsam festeten sie dann ihren Weg fort über Schloßenhaufen und Wasserlöcher hinweg nach dem Walde zu.

Als sie an dessen Rand gekommen waren, sahen sie Männer zwischen den Bäumen hervortreten. Es war der Vater, der an der Spitze seiner Knechte nahte. Sie trugen Stangen, Stricke und trockene Kleider.

„Da sind ja die Kinder! Gott sei Dank, sie leben!“ rief der Vater. „Mutter, wo hast du sie denn geborgen?“

Die Kinder liefen auf den Vater zu, der sie in seine Arme schloß und herzte. Das fremde Mädchen stand abseits und sah zu.

Nun erzählte der Vater, in welcher furchtbarer Angst er mit der Mutter um die Kinder gewesen, und wie er seine einzige Hoffnung darauf gesetzt habe, daß die Großmutter sie zu bergen wissen werde.

„Zu Hause will ich dir alles erzählen,“ sagte die Großmutter, „jezt müssen wir schnell weiter gehen, damit die Kinder sich in den nassen Kleidern nicht erkälten. Schicke aber sogleich einen Knecht voraus! Er soll laufen, so schnell er kann, um die arme Mutter zu beruhigen.“

Im Walde lagen die abgeschlagenen Äste und Zweige so dicht, daß die Knechte mühsam einen Weg hindurchbahnen mußten.

Als sie zum Garten kamen, standen nur noch einzelne Stämme mit verstümmelten Ästen da. Das Laub war vollständig herabgeschlagen, die Fenster in den Glashäusern zertrümmert. An Stelle der Blumen sah man weiße Schloßenhaufen, und die Dächer des Hauses und der Wirtschaftsgebäude waren durchlöchert, daß sie wie ein Sieb aussahen.

Beim Abstieg über die Sandlehne sahen sie eine weiße Gestalt ihnen über die Schloßen und herabgeschlagenen Zweige entgegenzueilen. Es war die Mutter.

Sie lief auf die Kinder zu, die vom schnellen Gehen ganz röthige Wangen und strahlende Augen bekommen hatten. „Vater, Vater,“ rief sie außer sich, „bringst du sie glücklich?“

„Ja, ohne Makel und Schaden,“ erwiderte er.

„Mein Gott, mein Gott, ich danke dir, daß du sie mir bewahrt hast!“ rief sie. „O Klementine, o Emma, o Sigismund!“ Sie riß die Kinder in ihre Arme und preßte sie an ihre Brust.

„Mutter, wir haben keine Nüsse mitgebracht,“ sagte der Knabe.

„Aber dich selbst, du kleines, unverständiges Kind! Das ist mir lieber als goldene Nüsse.“

„Schauerlich war es und prächtig dabei!“ sagte Emma.

„Gib jetzt den Kindern so schnell als möglich trockene Kleider,“ mahnte der Vater, „und etwas zu essen, damit ihr Blut wieder in gleichmäßige Wallung kommt.“ Dann entließ er die Knechte und versprach ihnen eine Belohnung für ihre Mühe.

Als die Kinder sich vor dem Betreten des Hauses noch einmal umwandten, sahen sie das braune Mädchen in einiger Entfernung im Garten stehen. Voller Freude liefen sie auf ihre Kameradin zu.

„Wer ist denn das?“ fragte die Mutter verwundert.

Der Vater sagte ihr, daß es die fremde Kleine vom Nußberg sei, und daß sie es gewesen, die Großmutter und Kinder

gerettet habe. Dann trat er auf das Mädchen zu und sagte: „Komm her, du liebes Kind, wir möchten dir unsern Dank sagen und dir Liebes tun.“

Das Mädchen zog sich bei diesen Worten langsam von den Kindern zurück, dann fing es an zu laufen.

„Schade, daß das Kind so scheu ist und nicht näher kommt!“ sagte der Vater.

„Ich fange das Kind,“ sagte ein Knecht.

Alle drei Kinder stießen einen Angstschrei aus.

„Nicht doch,“ sagte der Vater, „das Mädchen hat meiner Mutter und meinen Kindern heute den größten Dienst erwiesen, es darf nicht geängstigt werden. Wir werden es schon auszukundschaften wissen, und wenn es einmal Zutrauen gefaßt hat, dann werden wir herausfinden, wie man ihm ein besseres Leben als jezt verschaffen kann.“

Indessen war das Mädchen wie ein geheztes Wild auf der Höhe angelangt, blieb noch einen Augenblick sichtbar und verschwand dann.

Am nächsten Tage ging der Vater zu dem eine halbe Stunde entfernten Pfarrer hinüber und fragte ihn wegen des braunen Mädchens.

Der geistliche Herr kannte es nicht. Es war in kein Pfarrbuch oder Schulregister eingetragen.

Nun ging der Vater zu dem Jäger, der oft durch die Felder und Wälder kam, aber auch dieser wußte nichts von ihm. Es seien wohl Zigeunerbanden dagewesen, sagte er, aber sie seien immer bald wieder weggezogen.

Als das Wetter, das nach dem Hagel lange kalt und unfreundlich geblieben war, wieder schön und warm wurde, begleitete der Vater die Großmutter und die Kinder auf den Rußberg, um das fremde Mädchen dort zu treffen, aber es kam nicht zum Vorschein. Noch ein paarmal versuchte es der

Vater, aber das Mädchen ließ sich nicht blicken. Sobald aber die Großmutter und die Kinder wieder allein kamen, lief ihnen das Mädchen schon von weitem entgegen und gesellte sich voll Freude zu den Kindern. Als diese sich traulich an seine Arme hingen, nahm es Blondköpfchens Haare in seine Hände und fuhr schüchtern auch über Schwarzköpfchens Locken.

Braunköpfchen, der dem Mädchen besonders zugetan war, seit dieses ihn durch das Wasser getragen, nahm seine Finger und hielt sie fest, und das Mädchen ließ es gern geschehen. Als die Kinder ihm Kuchen und Brot, und was sie sonst mitgebracht hatten, gaben, hielt es traurig die leeren Hände hin zum Zeichen, daß es ihnen nichts zu geben habe. Es trug denselben Anzug, den es immer gehabt, doch war er ganz verdorben und zerknittert. Beim Nachhausegehen begleitete es die Kinder bis zu den Glashäusern und lief dann lächelnd zurück.

Sie gingen nun, so oft es möglich war, auf den Nußberg, und das fremde Mädchen kam immer und spielte mit ihnen. Sie brachten ihm schöne Sachen, und es hatte jezt auch immer etwas für sie: ein paar bunte Steine oder verspätete Brombeeren oder Haselnüsse, die es vom Sommer her aufbewahrt hatte, oder die bunten Federn eines Häheres oder die schwarzen eines Raben.

Unterdessen war der Spätherbst gekommen. Eines Tages wurde der große Wagen herausgeschoben und bepackt. Die Eltern und Kinder stiegen, in warme Mäntel gehüllt, hinein und fuhren davon. Die Kleinen weinten dabei, als sei ihnen ein großer Schmerz geschehen, und ihre Trauer milderte sich erst, als sie durch neue Gegenden kamen und endlich in die große Stadt einfuhren, wo die Häuser mit den glänzenden Fenstern standen, schön gekleidete Menschen sich in den Straßen drängten und hinter den Glastafeln der Verkaufsläden schöne Waren und Kostbarkeiten schimmerten.

Sobald die Sonne im Frühling wieder wärmer schien, kehrte die Familie in das Berghaus zurück. Als man die Sommerkleider aus den Schränken holte, fand sich, daß manches geändert werden mußte. Die Säume der Mädchenkleider mußten ausgelassen, die Jacken von Braunköpfchen erweitert und die alten Hüte durch neue ersetzt werden.

Als die Wege trocken von der Winternässe geworden waren, baten die Kinder so lange, bis die Großmutter wieder den Gang nach dem Nußberg mit ihnen antrat, und wirklich, da war auch das braune Mädchen wieder, als hätte es die ganze Zeit über auf sie gewartet. Sie freuten sich und jubelten und liebkosten es, und Braunköpfchen schlang seine Ärmchen um seinen Nacken und hielt es fest.

Von nun an kamen die Kinder oft wieder zusammen, doch war das Mädchen nie zu bewegen, weiter als bis zu den Glashäusern mit ihnen zu gehen. An einem schönen Frühlingstage aber, wo alles blühte und duftete und sie wieder bis zu der Grenze des Gartens gekommen waren, da faßte Blondköpfchen mit ernstern Augen die Hand des Mädchens, und Braunköpfchen nahm es am Arme. „Komm mit, komm mit!“ bat Blondköpfchen, und Braunköpfchen bat ebenfalls: „Komm mit, komm mit!“

Zögernd trat das Mädchen einen Schritt vorwärts. Erfreut machte Braunköpfchen einen Schritt weiter und sagte wieder lockend: „Komm mit, komm mit!“

Zaudernd folgte die Kleine durch den Garten und über den Kiesplatz vor dem Hause, dann die Treppe hinauf, bis sie auf dem Teppich des Besuchsimmers stand. Niemand war im Zimmer. Mit großen Augen starrte sie auf die Spiegel an der Wand, auf die Uhr, auf den Schrank, auf dem schöne Gefäße standen, auf die Tische und Sessel und den bunten Teppich.

Die Kinder liefen und brachten süße Milch in einer Schale und feines Weizenbrot. Das Mädchen trank die Milch und

aß ein Stückchen von dem Brot, aber mit dem Spielzeug, das sie herbeitrug, wußte es nichts anzufangen.

Endlich kam auch die Mutter heraus in einem feinen, weißen Anzug und brachte eingemachte süße Früchte auf einem Tellerchen, die sie dem Mädchen anbot; aber dieses wich schüchtern zurück, bis es mit dem Rücken gegen die Wand stand, und ließ die Arme an der Seite herabhängen, ohne nach den Früchten zu langen.

Die Mutter verließ das Zimmer wieder, und die Kinder spielten miteinander. Da das fremde Mädchen die Augen aber nicht von der Thür abwandte, begaben sie sich endlich alle mit ihm in den Garten, und hinter den Glashäusern lief die scheue Kleine dann allein die Sandlehne hinauf.

So geschah es von nun an oft. Das nächste Mal kam das Mädchen auch in das Spielzimmer der Kinder und war sogar zum Sitzen zu bewegen. Es saß neben Braunköpfchen, ließ sich von ihm Kuchen, gedörrte Pflaumen, Milch, Butter und Honig reichen und versuchte auch einen Federball zu werfen und einen Kreisel zu treiben, dann lief es wieder fort.

Als der Sommer weiter ins Land rückte, ließ der Vater auf dem Nußberg ein kleines Häuschen bauen, damit die Großmutter und die Kinder bei einem neuen Unwetter nicht ohne Schutz wären. Das Dach war mit dunkelbrauner Farbe bestrichen, und innen waren die Wände schön grün bemalt mit einem Sträußlein von wilden Kamillen, Kornblumen und Rosen in jeder Ecke. In der Mitte stand ein Tisch mit einer Bank davor, Sessel und ein Schränkchen.

Als das Häuschen fertig war, begleitete der Vater die Kinder auf den Nußberg, um das Häuschen einzuweihen. Die Großmutter hatte in einer Tasche eine Flasche Milch und Kuchen, in einer Dose Butter und andere Sachen nebst dem Tischgerät mitgebracht. Das wurde nun alles aufgetragen; die Kinder

aßen voll Stolz in ihrem Hause, und der Vater war ihr Gast. Das braune Mädchen aber war an diesem Tage nicht sichtbar. Es mußte sich vor dem Vater scheuen, denn als die Kinder allein mit der Großmutter kamen, erschien es wieder und zeigte große Freude an dem Häuschen.

Allmählich gelang es der Mutter, das braune Mädchen an sich zu gewöhnen. Es verlor seine Scheu und verkehrte immer öfter in dem Hause.

Nun bekam es auch ein neues Kleid, ähnlich dem früheren, nur schöner und mit Ärmeln, die bis zu den Ellbogen gingen.

Der Vater versuchte jetzt nochmals die Herkunft des Mädchens zu erforschen. Er fragte Nachbarn und Bekannte, aber sie wußten nichts von ihm, er befragte die Landleute, die in der Umgegend wohnten, die armen Häusler, die Holzhauer, die Pechbrenner und Waldhüter, nirgends bekam er Auskunft. Fragte man das Kind selbst, so war es still und sagte nichts.

Das Mädchen kam jetzt zuweilen auch allein ins Haus. Wenn man am Morgen die Läden der Fenster öffnete, stand es schon in dem betauten Grase des Gartens und wartete.

Wenn die Kinder unterrichtet wurden, stand es dabei und sah zu. Bald kannte es die Buchstaben und lernte ebenso schnell auch lesen.

Ging die Großmutter mit den Kindern fort, so hing es sich wie diese an ihre Schürze und ging mit. Nie aber war es zu bewegen, eine Nacht in dem Hause zu bleiben und sich in ein Bett zu legen.

Als die Nüsse reif waren, zogen sie oft auf den Nußberg, aber sie mußten in diesem Jahr sehr mühsam nach den wenigen Nüssen suchen, die an den jungen Zweigen hingen. Freudig riefen sie einander zu, wenn sie welche fanden, und das braune Mädchen sprang oft empor und bog für Braunköpfchen die Zweige nieder, damit sein ledernes Täschchen voll wurde.

Als dann der Hafer von den Feldern verschwand und die Haselnußblätter sich entfärbten, da wußten sie, daß die Zeit der Trennung wieder da war.

Beim Abschied umhalssten sie sich weinend, und Braunköpfchen schenkte der Gespielin alle Bilderbücher und sogar seine Trompete.

Der Winter kam und verging, und der Frühling brachte die Kinder wieder zusammen. Das braune Mädchen war gewachsen, und seine schwarzen Haaren waren dichter und reicher geworden, sonst war alles wie sonst.

Es war nun auch nicht mehr so scheu, wenn der Vater dabei war, und wich auch nicht mehr vor den Knechten und Mägden zurück, wenn es an ihnen vorbeikam.

Als eines Tages die Kinder ihr Vesperbrot gegessen hatten und ihre Freundin schon fortgegangen war, sagte Blondköpfchen, das mit der Mutter und den Geschwistern beisammen saß, es rieche so unangenehm, als ob etwas verbrannt wäre. Man sah überall nach, aber nirgends fand man ein Feuer, auch nicht in der Küche, wo die Mägde schon Feierabend gemacht hatten. Der Vater war verreist. Man schaute aus den Fenstern, aber alles lag ruhig und friedlich da, und nirgends war etwas Ungewöhnliches zu bemerken.

Während sie noch über den seltsamen Geruch sprachen, ertönte plötzlich draußen ein Schrei, dem noch mehrere folgten, und als sie erschrocken zum Fenster liefen, um zu sehen, was es gebe, stieg ein dicker, qualmender Rauchknäuel von dem Scheurdache empor, und gleich darauf schoß eine blitzende Flamme aus ihm hervor. Vor den Augen der entsetzten Kinder liefen lichte, kleine Flämmchen geschäftig und prasselnd von der Scheuer längs des Dachfirstes der Stallungen und Wagenremisen gegen das Wohnhaus heran.

Auf einmal gab es einen Knall, wie wenn ein auf Kohlen

gelegtes Stück Papier plötzlich seiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das vollständige Dach der Ställe und Wagenschuppen stand unter einer einzigen breiten, nach aufwärts gehenden Flamme. Knechte und Mägde rannten herum und schrieten, und das trockene Holz der Latten und Sparren krachte und prasselte furchtbar.

„Kinder, haltet euch an mich!“ rief die Mutter.

„Mutter, Mutter! Großmutter! Sigismund, Emma, Klementine!“ schrieten die Kinder durcheinander.

Sie sprangen in das Zimmer zurück und ergriffen allerlei Dinge, um sie zu retten, ohne sich darum zu kümmern, was es war. Das eine nahm eine Puppe, das andre einen Lappen, und was ihnen sonst noch in die Hände fiel, ob es Wert hatte oder nicht.

Die Mutter öffnete schnell den Schreibtisch und entnahm ihm ein Kästchen. Dann rief sie die mit allerlei Sachen beladenen Kinder zusammen und führte sie über die Vordertreppe ins Freie.

Als sie die Haustür hinter sich hatten, hörten sie erst das Knattern und Krachen des Feuers ganz deutlich. Die Luft war mit dichtem Rauch erfüllt, durch den die Sonne wie eine blutige Scheibe blickte. Eine Menge Menschen drängte sich wild durcheinander.

Die Mutter führte die Kinder in den Garten und zwar in den entferntesten Teil, damit kein durch die Luft fliegender, brennender Gegenstand sie treffe.

„Kinder, bleibt hier, entfernt euch ja nicht!“ rief sie. „Hier geschieht euch nichts. Ich muß fort, komme aber bald wieder. Bewahrt indessen dieses Kästchen!“

„Ja, ja,“ riefen die Kinder, „wir bleiben hier.“

Nun lief die Mutter eilig in den Hof, um an Stelle des abwesenden Vaters alle Anordnungen zu treffen. Sie befahl den Knechten, die alle Besinnung verloren hatten, die Pferde aus den Ställen zu ziehen und sie an Bäume anzubinden, da-

mit sie nicht zurück ins Feuer liefen. Mit den Röhren hatte ein Theil der Leute es schon so gemacht. Auch den Hofhund befahl sie loszubinden. Er kam in großen Sprüngen auf sie zu und gab seine Freude zu erkennen, als wisse er, welcher Gefahr er entgangen sei.

Die Tauben flogen in der Luft umher und fielen wie Mücken, die um ein Licht flattern, mit versengten Flügeln in die Flammen. Da auch die Wagenschuppen zu brennen anfangen, ließ die Mutter die Wagen herausziehen und in den Garten bringen.

Plötzlich hörte man von hoch oben ein erneutes Krachen und Prasseln, und als man hinaufblickte, sah man, daß das Dach des Wohnhauses von den Flammen ergriffen war. Es war wohl eine Feuerspritze zur Hand, und an Wasser fehlte es nicht. Die Spritze hielt ihren Strahl auch beständig auf das Dach gerichtet, aber die Hitze des Sommers hatte das Holzwerk zu sehr ausgetrocknet. Der Wasserstrahl verdunstete fast in der Luft, und die Tropfen, die ihr Ziel erreichten, hatten keine Macht. Bald war das ganze Dach ein saufender, krachender, brodelnder Feuerberg. Das Spritzen in die Flammen nützte nichts, ja es belebte diese nur noch mehr.

Die Mutter befahl deshalb, jetzt die Feuerhaken zu gebrauchen und die brennenden Sparren so gut als möglich herunterzureißen. Für die Zimmer fürchtete sie nicht viel, weil sie sehr dicke Decken hatten. Sie hatte deshalb auch nichts aus ihnen hinausräumen lassen.

Während nun die Feuerhaken angelegt wurden, glaubte die Mutter einen Augenblick frei zu haben, um nach den Kindern im Garten zu sehen.

Emma und Klementine liefen ihr schon entgegen und riefen: „Mutter, wir sind nicht fortgegangen und haben das Kästchen aufbewahrt.“

„Wo ist Sigismund?“ rief die Mutter.

„Er wird bei der Großmutter sein,“ sagte Emma.

„War die Großmutter denn hier bei euch?“

„Nein,“ sagten die Kinder.

„War die Großmutter nicht hier und hat Sigismund mit sich genommen?“ fragte die Mutter noch einmal.

„Mutter, du hast ja Sigismund gar nicht mit uns über die Treppe geführt!“ riefen die beiden Mädchen einstimmig.

„Dann muß er bei der Großmutter sein,“ sagte die Mutter und rief in den Garten hinaus: „Großmutter, Großmutter!“ Die Gerufene kam schnell herbei.

„Wo ist Sigismund?“ rief ihr die Mutter entgegen.

„Ist er nicht bei dir?“ fragte die Großmutter.

„Nein,“ sagte die Mutter.

„Ich habe ihn in dem Augenblick, da der Feuerlärm sich erhob,“ sagte die Großmutter, „vor meinem Zimmer meinen Namen rufen hören, und da ich zugleich auch deine Stimme vernahm, wie du die Kinder zusammenriefst, und dich mit ihnen die Treppe hinuntergehen hörte, so nahm ich an, er sei bei dir, sperrte beide Türen meines Zimmers zu und ging über die hintere Treppe hinab.“

Die Mutter zuckte zusammen. Zwischen der Kinderstube und dem Gelaß der Großmutter war ein Gang. Die Tür des Kinderzimmers fiel gern ins Schloß, und die Kraft des Knaben reichte noch nicht hin, sie zu öffnen.

„O du himmlische Barmherzigkeit,“ rief sie, „dann ist er durch den Gang zu dir gelaufen, um dich zu holen. Dein Zimmer war versperrt, und in das Kinderzimmer konnte er nicht zurück, weil die Tür zugefallen war. Gewiß hält er sich noch in dem Gange auf! Ich habe ja in meiner Aufregung gar nicht darauf geachtet, ob zwei oder drei Kinder mit mir die Treppe hinabkamen! Der arme Junge kann inzwischen ersticken

und verbrennen! Ich muß sofort ins Zimmer zurück, um ihn zu retten. O mein armer Junge!"

Ohne auf den Funkenregen zu achten, lief die Mutter auf das Gebäude zu, und die Großmutter folgte ihr mit den Kindern. Als sie jedoch in die Nähe der Thür kamen, war das Dach schon zusammengestürzt. Ein furchtbarer Gluthaufen lag auf der Decke der Zimmer, und jeden Augenblick konnte auch sie sich entzünden und einstürzen. Mittlerweile war die Nacht angebrochen und ließ den Feuerschein doppelt grell erscheinen. Gerade vor der Hausthür lag ein Haufen herabgerissener Balken und brannte. Es war unmöglich hindurchzukommen.

„Reißt das Holz weg, Sigismund ist noch im Hause!“ schrie die Mutter den Männern zu. Sie versuchten, die Balken mit den Haken auseinanderzureißen und wegzubringen, aber es gelang ihnen nicht.

„Hier geht es nicht!“ rief die Mutter. „Wir müssen über die hintere Treppe in dein Zimmer hinauf, Großmutter, um von dort in den Gang zu kommen. Wo hast du die Schlüssel?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die alte Frau und suchte bestürzt nach ihnen. „Vielleicht habe ich sie in meiner Handtasche im Glashause gelassen. Ich werde sie gleich holen.“

Noch waren alle Fenster schwarz, ein Zeichen, daß das Feuer noch nicht im Innern des Hauses wütete. Die Großmutter kam zurück, die Schlüssel hatte sie jedoch nicht gefunden.

Nun lief die Mutter auf die andere Seite des Hauses, die mit Weinspalieren bedeckt war, und nach der ein offenes Fenster des Kinderzimmers hinausging. „Eine Leiter, eine Leiter!“ rief sie, auf das Fenster zeigend.

Die Knechte liefen nach einer Leiter, aber der Schuppen, in dem sie sich befanden, brannte lichterloh. Ein Mann versuchte, in eine nasse Decke gehüllt, hineinzudringen, aber er mußte, von der Glut halb erstickt, wieder umkehren.

Da stürzte die Mutter auf die Knie, breitete die Arme aus und schrie: „So rette du ihn, Gott, der du die Macht dazu hast und nicht wollen kannst, daß das unschuldige Kind verbrennt!“

In diesem Augenblicke tönte ein gellender Schrei: „Braunköpfchen, Braunköpfchen!“

Und ehe man sich's versah, huschte eine dunkle Gestalt gegen das brennende Gebäude, kletterte wie ein Eichhörnchen an dem Weinspalier empor und war im nächsten Augenblick im Hause verschwunden.

Es dauerte nicht lange, da wurden zwei Gestalten am Fenster sichtbar. Sie waren von den brennenden Balken, die über ihnen loderten, wie von Fackeln beleuchtet. Es war das braune Mädchen mit Sigismund.

Ein Schrei entrang sich dem Munde aller Umstehenden. Emma und Klementine kreischten laut auf vor Entsetzen und vor Freude.

Aber die Kinder konnten nicht herunter. Allein wäre wohl das braune Mädchen heruntergekommen, aber nicht mit dem Knaben. Unschlüssig standen sie im schwarzen Rahmen des Fensters.

„Leintücher, Leintücher! Bindet Leintücher zusammen!“ riefen die Leute.

„Da ist eine Leiter!“ erscholl es plötzlich. „Sie wird sicher reichen, und die Kinder trägt sie schon!“

Zwei Knechte drängten sich mit einer Leiter durch die Menschenmenge. Sie hatten sie aus den zwei Leitern eines Erntewagens zusammengebunden. Sie wurde angelegt und reichte.

Das braune Mädchen stieg zuerst aus dem Fenster, dann half es dem Knaben festen Fuß fassen und kletterte schnell und gewandt mit ihm die Leiter hinunter.

Als sie auf dem Grase in Sicherheit standen, kniete das

Mädchen vor dem Knaben nieder, und seine Augen strahlten vor Freude, daß er gerettet war.

Der Knabe taumelte und konnte nicht reden. Da eilte die Mutter herbei, nahm ihn in ihre Arme und suchte ihn zu beruhigen. Auch die Großmutter und die Schwestern und viele andere drängten sich herzu, um den Knaben zu sehen und zu Herzen.

Da er noch immer nicht recht zu sich kam, nahmen sie ihn zum Brunnen und benetzten ihn mit Wasser, bis er sich erholte. Dann brachte die Mutter ihn in die Laube im Garten, und während sie liebevoll um ihn beschäftigt war, sah man die Großmutter an dem Stamme eines Obstbaumes knien und mit gefalteten Händen beten.

Es war mit dem Knaben gewesen, wie die Mutter vermutete. Er hatte die Großmutter holen wollen, und die Thür des Zimmers war hinter ihm zugefallen. Als er die Wohnung der Großmutter verschlossen fand, wollte er in das Kinderzimmer zurück, konnte es aber nicht öffnen. Er donnerte mit beiden Fäustchen bald gegen die eine, bald gegen die andere Thür und schrie aus Leibeskräften nach Hilfe, bis er nicht mehr konnte; dann kauerte er sich in einen Winkel und wartete, ob ihn niemand hole. Das Krachen und Prasseln des Feuers über ihm betäubte ihn fast; dann kam das braune Mädchen und rettete ihn.

Gegen Mitternacht war das Feuer fast ganz gelöscht, nur einige Nebengebäude brannten noch. Man brachte Bettzeug für die Kinder in eines der Glashäuser und legte sie dort zur Ruhe. Nachdem sie ihr Gebetlein gesprochen, schlummerten sie beruhigt und friedlich ein.

Am nächsten Morgen zeigte sich, daß die Decken der Zimmer unbeschädigt geblieben waren, so daß man das Haus wieder beziehen konnte. Am Nachmittag kam der Vater. Als er den Feuerschein in der Richtung seines Hauses gesehen, hatte er sich

auf ein Pferd geworfen, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Als er die Seinen alle gerettet und unbeschädigt sah, dankte er Gott und dachte nicht an das, was er verloren hatte.

Es wurde ein Notdach auf das Haus gesetzt, und der ganze Sommer verging unter Bauen und Ausbessern. Im Herbst fuhr man früher als sonst in die Stadt.

Als man im Frühling wiederkam, brachte die Mutter schöne Stoffe für das fremde Mädchen mit, denn der Vater und sie hatten beschlossen, es ganz wie ein eigenes Kind zu halten und es mit diesen zusammen zu erziehen.

Das Mädchen war jetzt noch öfter als früher bei den Kindern und blieb auch manchmal in einem eigenen Bettchen, das man ihm hergerichtet hatte, über Nacht da. Man hoffte, es werde sich ganz an das Haus gewöhnen. Von seinen Eltern fürchtete man keinen Widerspruch, da sie sich nicht um das Kind zu kümmern schienen. Sie mußten doch wissen, daß es oft in dem Hause war, und die neuen Kleider sehen, die man ihm gegeben hatte.

Das Mädchen hatte schon früher manches bei den Kindern gelernt. Nun aber traf man die Einrichtung, daß der junge Geistliche, der den Religionsunterricht der Kinder leitete, zweimal in der Woche aus der Stadt kam, um das Mädchen in der Religion zu unterrichten.

Das Kind lernte mit großem Eifer, und wie es einerseits den Kindern in körperlicher Gewandtheit weit voraus war, so lernte es anderseits von ihnen wieder viele nützliche Sachen, wenn sie in den Zimmern beschäftigt oder bei der Mutter oder Großmutter waren.

So verflossen mehrere Jahre. Das braune Mädchen blieb jetzt fast immer im Haus, machte alle Arbeiten mit, die Emma und Klementine verrichteten, und trug Kleider wie sie.

Die Kinder wuchsen nach und nach heran und waren bald so groß wie die Eltern. Es gab nun drei Schwarzköpfchen im Hause: die Mutter, deren Haar noch immer dunkel und üppig war, Klementine und das braune Mädchen. Es gab aber auch ein Weißköpfchen, das war die Großmutter, deren Haar so weiß geworden war, daß, wenn eine Locke unter der weißen Haube hervorsah, man sie nicht von dieser unterscheiden konnte.

Emma war ein schönes Mädchen mit ernstern, blauen Augen und einer Fülle von blonden Locken geworden, die ihr über die Schultern fielen. Klementine war zart und rosig, und ihre dunklen Augen blickten schelmisch unter den schwarzen Haaren hervor. Sigismund war heiter und freimütig, ein wirklicher „Sieger des Mundes“, denn wenn er sprach, schlugen ihm alle Herzen entgegen.

Oft kamen jetzt junge Leute aus der Nachbarschaft zu Besuch, und selbst aus der fernen Hauptstadt stellten sich Bekannte ein, um die Bewohner des abgelegenen Berghauses zu besuchen.

Alle waren fröhlich, nur das braune Mädchen nicht. Seine Wangen waren blaß und schmal, und seine Augen blickten traurig.

An einem schönen Sommertage gingen Vater und Mutter, während in dem großen Saale des Hauses getanzt, musiziert und gespielt wurde, nach der Sandlehne zu. Da sahen sie das braune Mädchen in seinen schönen Kleidern über einen Sandhaufen hingestreckt und mit verweinten Augen vor sich hinsehen.

„Was ist dir denn?“ fragte die Mutter freundlich.

Das Mädchen erhob sich ein wenig, und da sich die Eltern auf einer nahen Bank niederließen, saß es ihnen gleichsam zu Füßen.

„Liebes Kind,“ sagte die Mutter, „weshalb bist du denn so betrübt? Du bist ja doch unser Kind, unser liebes Kind!

Oder hast du noch Vater und Mutter, so sage es uns, damit wir auch für sie tun, was wir können.“

„Sture Murre ist tot, und der hohe Felsen ist tot,“ sagte das Mädchen.

„So bleibe bei uns!“ fuhr die Mutter fort. „Hier ist deine Mutter, hier ist dein Vater! Wir teilen alles mit dir, auch unser Herz.“

Bei diesen Worten brach das Mädchen in heftiges Schluchzen aus. Es fiel mit dem Angesicht zu Boden, faßte einen Teil des Saumes von dem Gewande der Mutter und presste ihn an seine Lippen. Als es die lieblosende Hand der Mutter auf seinen dichten, dunklen Locken fühlte, sprang es auf, schlang seine Arme um den Nacken der Mutter, küßte sie auf die Wangen und weinte, daß ihre Tränen die Wangen der Mutter benetzten. Wie es dann nach dem Vater sah und merkte, daß auch ihm die Tränen in den Augen standen und er nicht reden konnte, da bebten seine Lippen vor Schmerz, seine Brust hob und senkte sich vor Schluchzen, und in diesem Zustande ging es hinter die Glashäuser zurück.

Die Eltern folgten dem Mädchen nicht, damit es sich allein wieder beruhige. Sie sahen das Mädchen über die Sandlehne schreiten, und von diesem Augenblicke an bekamen sie es nicht wieder zu Gesicht.

Erst meinten sie, ihr Schützling bleibe nur länger als gewöhnlich aus, als er aber gar nicht wiederkam, stellte der Vater Nachforschungen an. Aber die Mühe war vergeblich.

Natürlich waren alle über das unerwartete Verschwinden des Mädchens sehr betrübt. Immer wieder fragten die Kinder, warum das Mädchen wohl von ihnen gegangen sei.

„Seine Stammesgenossen werden nicht gelitten haben, daß es sich ganz von ihnen loslöste,“ sagte der Vater. „Sie sind vielleicht weggezogen und haben es mit sich genommen.“

Allmählich linderte die Zeit den Trennungsschmerz, aber vergessen konnte man das Mädchen nie.

Nach langen Jahren noch, als die Kinder schon erwachsen waren und nur noch zuweilen als Gäste im Vaterhause weilten, als die gute Großmutter längst tot war und das Haar von Vater und Mutter schon silbern schimmerte, war es den Kindern, wenn sie auf dem Rußberg standen, als husche die dunkle Gestalt des braunen, fremden Mädchens an ihnen vorüber. Dann dachten sie mit tiefem Weh im Herzen, wie oft das Mädchen hier einsam auf sie gewartet haben mußte, wie seine Augen gestrahlt hatten, wenn es sie kommen sah, und baten Gott, daß er es segnen und ihm alles Gute der Welt geben möge, wo immer es auch weile.



## Doktor Bumbum.

(Frei nach dem Französischen.)

**F**reundlich blickte die Morgensonne an einem schönen Junitage in die Stube eines Vorstadthäuschens auf ein weißes Bettchen, in dem ein schwerkrankes, blaßes Bübchen von etwa sieben Jahren lag. Am Fuße des Bettes saß die Mutter und blickte angstvoll in das arme, abgekehrte Gesichtchen ihres Kindes, aus dem die großen Augen mit einem so seltsamen Ausdruck blickten, als sähen sie weit, weit über die Grenzen des Stübchens hinaus.

Am Fenster stand der Vater, ein geschickter, fleißiger Arbeiter, preßte die Stirn gegen die Scheiben und konnte nur mit Mühe die Tränen zurückhalten, die der Anblick seines todkranken Söhnchens ihm entlocken wollte.

Vor drei Wochen noch hatte der kleine Franz dicke, rote Bäckchen gehabt und war so vergnügt herumgesprungen wie ein Spatz. Eines Tages aber hatte man ihn mit fieberschwerem Kopf und heißen Händen aus der Schule nach Hause gebracht. Seitdem lag er krank in seinem Bettchen.

Wenn er seine kleinen, glänzend gewichsten Schuhchen vor seinem Bettchen stehen sah, rief er ängstlich: „Nimm sie weg, nimm sie weg! Der kleine Franz wird sie nie mehr anziehen!“

„Willst du gleich still sein?“ rief der Vater dann mit

zitternder Stimme, während die Mutter ihr Gesicht in die Kissen des Bettes drückte, um ihr Weinen zu ersticken.

Seit zwei Tagen war das Fieber ausgeblieben, dafür aber hatte sich des Kindes eine dumpfe Starrheit bemächtigt, die dem Arzte gefährlicher schien als vorher das Fieber. Ohne sich zu rühren, stumm und traurig lag das Kind da und war nicht zu bewegen, etwas zu sich zu nehmen.

Kein Lächeln kam mehr auf seine blassen Lippen, und die tiefliegenden Augen blickten so groß und suchend in die Ferne, als sähen sie dort etwas, was kein anderer sehen konnte. Bot ihm die Mutter Tee oder ein wenig Suppe an, so schüttelte es den Kopf und wies alles zurück.

„Willst du etwas, Franz?“

„Nein, ich will nichts!“ hieß es immer wieder.

„Das geht so nicht an,“ sagte der Arzt besorgt. „Man muß ihn aus dieser Gleichgültigkeit herausreißen, sonst stirbt er. Er ist Ihr Kind, Sie müssen ihn kennen! Denken Sie über etwas nach, was ihm Freude macht, was seinen kleinen, matten Körper belebt und sein fliehendes Seelchen auf der Erde zurückhält. Es muß etwas sein, was ihn sehr freut, ihm rechten Spaß macht.“

Damit ging der Doktor. Angstvoll sahen sich Vater und Mutter an. Freilich kannten sie ihr Bübchen und wußten, was ihm gefiel und Freude machte. Wenn sie am Sonntag mit ihm ins Freie gingen, wenn er durch alle Hecken und Büsche kroch und dann, hochbeladen mit Blumen und blühenden Zweigen, auf den Schultern des Vaters nach Hause ritt, das machte ihm Freude. Und Freude machte es ihm auch, wenn der Vater mit ihm vor dem Puppentheater stand und er dem drolligen Spiele der Püppchen zusehen konnte. Aber jetzt war er ja krank und konnte sein Bettchen nicht verlassen.

Der Vater ging und kaufte ihm schöne Bilderbogen mit

Soldaten in goldenen Uniformen und lustige, chinesische Puppenspiele, schnitt die Figuren aus und ließ sie auf dem Bett vor ihm tanzen.

„Siehst du,“ sagte er, „das ist ein General, wie wir neulich einen gesehen haben. Wenn du jetzt hübsch artig deinen Tee trinkst, dann kaufe ich dir einen wirklichen General mit einem Federbusch auf dem Hute und mit Epauletten von Gold. Sag', willst du einen solchen General?“

„Nein!“ antwortete der kleine Franz mit seinem vom Fieber ausgetrockneten Stimmchen.

„Willst du eine Pistole, oder willst du Regel oder eine Armbrust?“

„Nein!“ sagte der Kleine wieder. Auf alles, was man ihm von Spielwerk versprach, hatte er dasselbe matte, aber verschiedene Nein.

„So sag', was du willst, Franz!“ bat die Mutter. „Sag' es mir, deiner Mutter!“

Sie neigte das Ohr zärtlich zu seinem Munde, als sollte er ihr ein großes Geheimnis anvertrauen. Plötzlich richtete sich das Kind ein wenig auf, deutete mit dem schmalen, durchsichtig dünnen Händchen in die Ferne und sagte halb flehend, halb befehlend: „Bumbum will ich!“

„Bumbum?“ Was konnte er damit meinen?

Beforgt blickten die Eltern sich an. War das Fieber wieder da und ließ ihn irre sprechen? — Bumbum! Wenn sie nur gewußt hätten, was er damit sagen wollte, denn als ob dem Kinde nur das richtige Wort für seinen Wunsch gefehlt hätte, wiederholte es jetzt unaufhörlich: „Bumbum, Bumbum will ich.“

Ganz trostlos faßte die Mutter die Hand des Vaters. „Weißt du denn nicht, was er will?“

Auf einmal leuchtete das bekümmerte Gesicht des Vaters auf. War es möglich, daß er erriet, was das Kind wollte?

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß er Franz am Ostermontag in den Zirkus geführt, und daß sich der Kleine dort prächtig unterhalten hatte. Er meinte noch, das Lachen und Jauchzen des Kindes zu hören, als der Spaszmacher, der Clown, in seinem mit Goldflittern besetzten, dunklen Gewande, ein Paar große, buntschillernde Schmetterlingsflügel am Rücken, mit einem Sprunge über die Balustrade setzte, dem Stallmeister ein Bein stellte, so daß dieser ins Stolpern kam, und sich dann kerzengerade im Sande aufstellte, den Kopf unten und die Füße oben, oder wie er ein halb Duzend weicher Filzhüte in die Luft warf und sie geschickt einen nach dem andern mit dem Kopf auffing, so daß sie nach und nach eine Pyramide auf diesem bildeten.

Und bei jedem Späße, bei jedem Kunststück hatte er lustig „Bumbum!“ gerufen, und die Musik war lärmend eingefallen.

Am Abend brachte der Vater dem kleinen Franz einen über und über mit Goldflittern besetzten Clown, den er in einem Spielladen für ihn gekauft hatte.

Er hatte viel gekostet, mehr als sein Lohn für volle vier Tage betrug, aber er hätte gern das Doppelte, das Zehnfache, ja den Lohn eines ganzen Jahres hingegeben, um die blassen Lippen seines einzigen Kindes nur einmal wieder lachen zu sehen.

Das Kind sah einen Augenblick auf das Spielzeug, das auf seinem Bette funkelte, dann sagte es traurig: „Das ist nicht Bumbum! Ich will Bumbum haben!“

Ach, wenn der Vater das kranke Bürschchen nur samt der Decke hätte nehmen und in den Zirkus tragen können, wo der Clown seine Späße und Kunststücke unter dem strahlenden Kronleuchter ausführte! Das war freilich unmöglich, aber die Liebe zu seinem Kinde gab dem Vater eine bessere Idee ein. Er ging in den Zirkus und ließ sich dort die Wohnung des Clowns sagen, der, wenn er nicht gerade im Zirkus spielte, ganz wie ein reicher Künstler lebte.

Voll Bangigkeit, mit schlotternden Knien stieg der Vater die breite Treppe zur Wohnung des Clowns empor. Was er von ihm erbitten wollte, war sehr kühn; aber er hatte manchmal in der Zeitung gelesen, daß berühmte Schauspieler oder Sänger gegen Bezahlung in die Salons der reichen Leute kommen, um dort zu musizieren oder etwas vorzutragen. Vielleicht willigte der Clown ein, den kleinen Franz für ein paar Augenblicke zu besuchen; er wollte ihm ja geben, was immer er fordern würde.

Die Wohnung des Clowns war sehr schön mit ihren Büchern, Bildern und eleganten Möbeln, und in ihr stand der Clown, ein feiner, freundlicher Herr, und empfing den Vater, wie etwa ein Arzt einen Patienten in seinem Sprechzimmer empfängt.

Verlegen drehte der Vater, der dem Clown in seinem eleganten, schwarzen Anzug gar nicht wieder erkannte, seinen Hut zwischen den Fingern hin und her.

Der andere wartete geduldig. Endlich faßte der Vater sich ein Herz und stammelte: „Was ich bitten möchte, ist etwas so Besonderes — ich bitte tausendmal um Entschuldigung — aber“ — und nun brachte er sein Anliegen vor. „Es handelt sich um ein so liebes Kind,“ setzte er eifrig hinzu, „um ein so kluges Kind! Immer der Erste in der Schule, nur im Rechnen nicht, das fällt ihm schwer. Und zeigt der Junge nicht auch, wie geschickt er ist, daß — daß“ — der Vater geriet ins Stocken, dann aber stieß er hervor: — „daß er Sie durchaus sehen will, daß er nur immer an Sie denkt und nicht gesund werden kann, wenn Sie ihn nicht besuchen wollen?“

Als er mit seiner Rede fertig war, standen ihm große Schweißtropfen auf der Stirn. Er wagte gar nicht, den Clown anzublicken, weil er fürchtete, ihn erzürnt zu haben. Was würde er nun antworten? Wenn er ihn nun fortschickte, ihn für einen Verrückten hielt, ihm die Thür weisen ließ?

Da hörte er den Clown fragen: „Wo wohnen Sie denn?“  
„O, ganz in der Nähe! Keine zehn Minuten von hier in der Klostersgasse.“

„Gut, so wollen wir gehen. Der Kleine soll nicht länger auf seinen Bumbum warten.“

Voller Freude führte der Vater den freundlichen Clown in seine kleine Wohnung. „Was sagst du nun, Franz, du kleiner Spitzbube?“ rief er, riß die Thür auf und schob seinen Begleiter vor. „Da kommt dein Bumbum!“

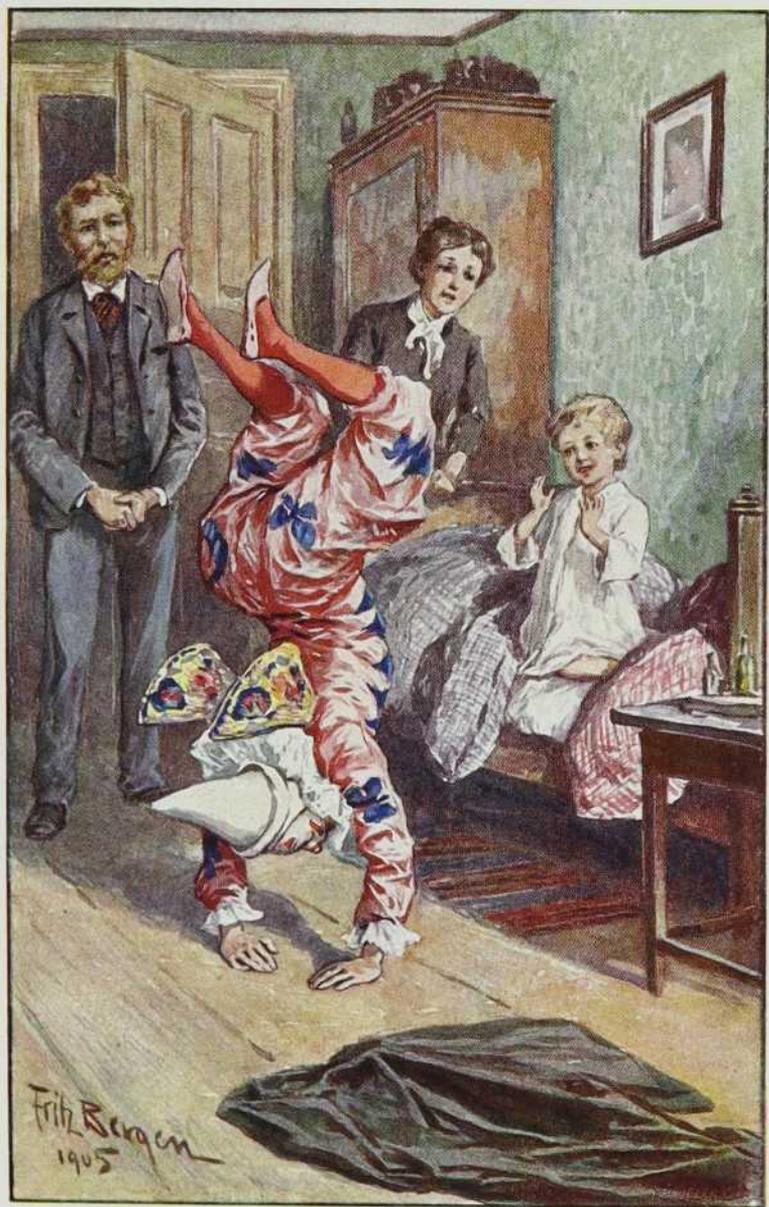
Ein Freudestrahl glitt über das Gesicht des Kleinen. Vom Arme seiner Mutter unterstützt, setzte er sich in seinem Bettchen auf und sah nach dem fremden Herrn in Hut und Überzieher hin, der ihm mit seinem ganzen, guten Gesichte zulachte.

„Das ist Bumbum!“ sagte der Vater noch einmal, aber der franke Knabe ließ seinen Kopf traurig zurücksinken, und seine großen, hellen Augen richteten sich wieder mit ihrem müden, starren Blick in die Ferne. „Das ist nicht Bumbum!“ sagte er leise.

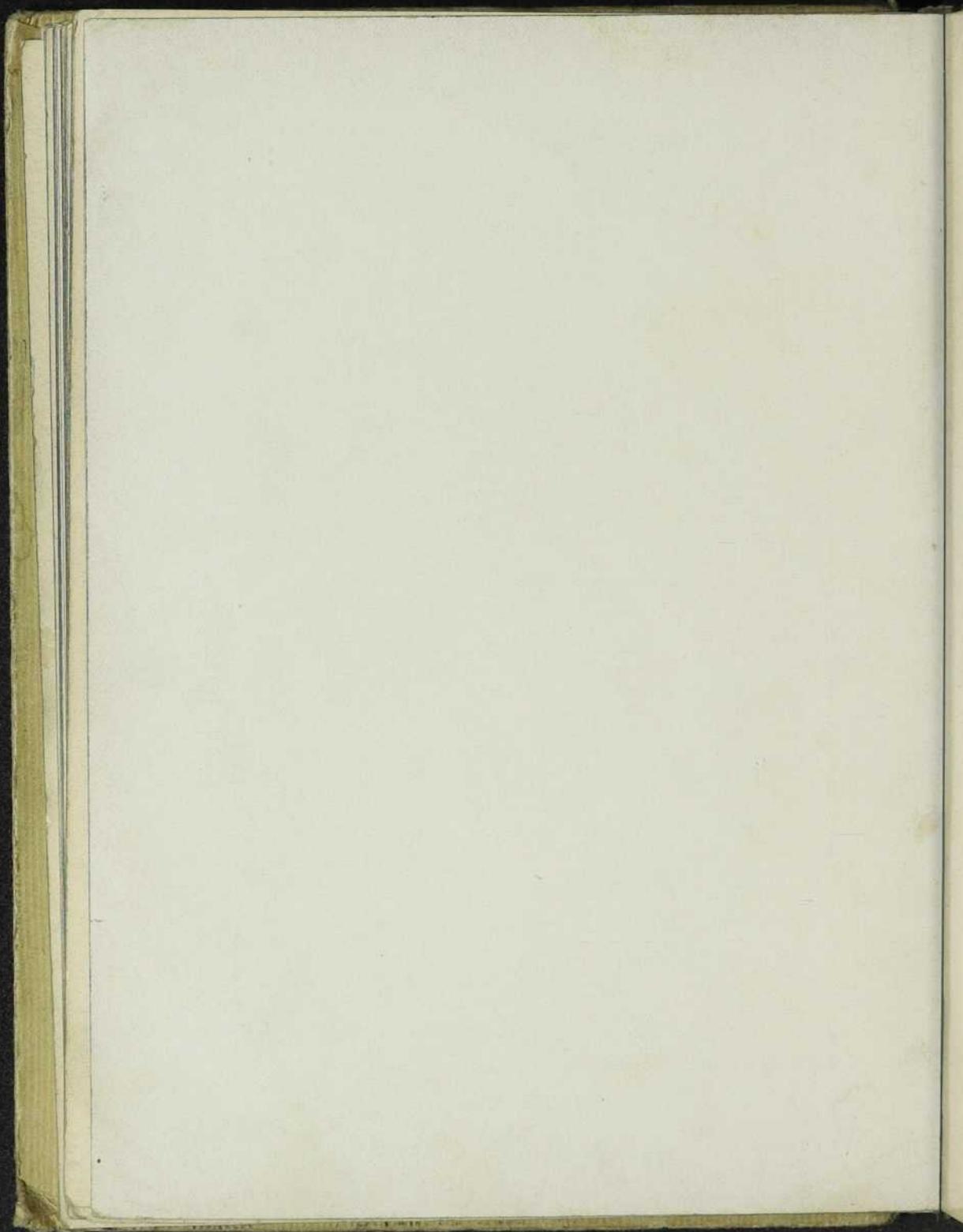
Der Clown blickte voll Mitleid auf das franke Kind. Dann sah er auf den betrübten Vater und die weinende Mutter und sagte hastig: „Das Kind hat recht, das ist nicht der Bumbum, den es will.“

„Nun kommt Bumbum nie mehr,“ sagte der kleine Franz kläglich, als die Thür sich hinter dem Clown geschlossen hatte. „Nun sehe ich Bumbum nie mehr!“

Nicht lange nachher — es konnte kaum eine halbe Stunde verflossen sein — flog die Thüre des Krankenzimmers plötzlich auf, und hineinsprang in seinem mit Goldflittern besetzten Kleide, die bunten, glänzenden Schmetterlingsflügel am Rücken, den gelben, spitzen Filzbut auf dem Kopfe, das Gesicht ganz mit Mehl eingestreut, der gute Clown und machte einen Purzelbaum vor dem Bette des franken Knaben.



Doktor Bumbum.



Der aber saß aufrecht in seinem Bettchen, und seine Augen strahlten; er lachte, schlug die abgemagerten Händchen zusammen und schrie: „Bravo, bravo, das ist Bumbum! Guten Tag, lieber Bumbum! Guten Tag!“

Als der Arzt bald darauf hereintrat, fand er den Clown, wie er mit seinem weißgepuderten Gesicht neben dem Bettchen des Knaben saß und dem kleinen Kranken, der noch nicht aus dem Lachen gekommen war, eine Tasse Tee hinhielt, in der er den Zucker eben sorgfältig zerrührt hatte.

„Wenn du jetzt nicht artig deinen Tee trinkst, kommt Bumbum nicht wieder. Hörst du?“ sagte er.

Und das Kind trank.

„Nun, war der Tee nicht gut?“

„Sehr gut! Ich danke schön, Bumbum!“

„Herr Doktor,“ sagte der Clown, „Sie dürfen es nicht übelnehmen, aber ich glaube, meine Späße haben dem Kinde besser getan als alle Ihre Verordnungen.“

„Sie haben den Knaben gerettet,“ sagte der Doktor gerührt, während Vater und Mutter Freudentränen vergossen.

Noch die ganze Zeit, bis der kleine Franz aus dem Bette war und wieder fest auf seinen Füßen stand, hielt täglich ein Wagen vor dem kleinen Hause in der Klostersgasse, und heraus stieg ein Herr, dicht in einen großen Mantel mit heraufgezogenem Kragen gehüllt, darunter für den Zirkus angezogen und das Gesicht mit Mehl eingepudert.

Es war der freundliche Clown, der kam, um dem genesenden kleinen Franz seine Künste vorzumachen.

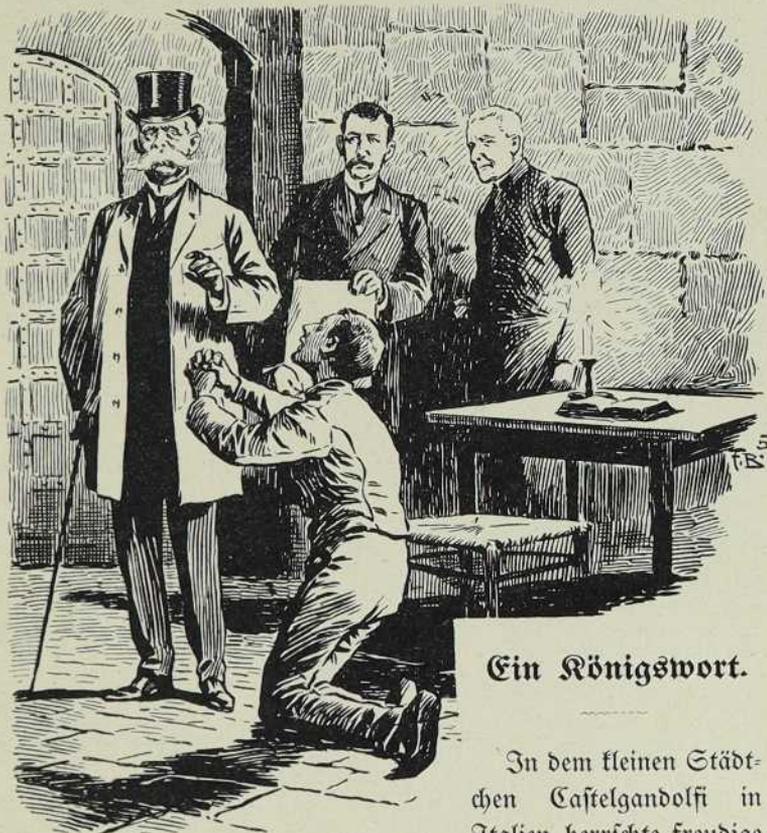
„Was bin ich Ihnen schuldig, mein Herr?“ fragte der Vater schüchtern, als Franz seinen ersten Auszug unternommen hatte.

„Was Sie mir schuldig sind?“

Der Clown hielt den Eltern beide Hände hin. „Einen  
Stößl, Im Jugendland.

Händedruck und“ — er beugte sich zu Franz nieder und gab ihm einen Kuß auf jede seiner nun wieder rund und rosig gewordenen Wangen, — „und die Erlaubnis, auf meine Visitenkarten drucken zu lassen: ‚Doktor Bumbum, Hausarzt des kleinen, braven Franz.‘“





### Ein Königswort.

In dem kleinen Städtchen Castelgandolphi in Italien herrschte freudige Aufregung. Eben war ein königlicher Bote eingetroffen und hatte verkündigt, König Humbert werde in zwei Stunden eintreffen und im Hause des Bischofs Quartier nehmen.

Die Nachricht hatte hellen Jubel hervorgerufen, denn hier wie überall in Italien liebte das Volk den gütigen, gerechten Herrscher, der rastlos bemüht war, das ihm von Gott anvertraute Land zu beglücken. Man wußte wohl, daß er sich eben wieder auf einer seiner Reisen durch das Land befand, auf denen er unerwartet bald hier, bald da Halt machte und sich persönlich von dem Ergehen seiner Untertanen überzeugte. Daß er hierbei

aber auch in das kleine, abgelegene Städtchen Castelgandolphi kommen werde, hatte niemand geahnt.

In größter Eile wurde jetzt alles vorbereitet, um dem geliebten Könige einen würdigen Empfang zu bereiten. An der Straße, die in die Stadt führte, zimmerten die Männer an einer Ehrenpforte, und die Frauen trugen Laub und Blumen herbei, um sie mit Kränzen zu umwinden. Die Lehrer sammelten eilig die Schulkinder um sich und sangen mit ihnen das Lied durch, mit dem sie den König begrüßen sollten.

In den Häusern suchten die jungen Mädchen ihre weißen Kleider hervor und banden Blumensträuße, um sie dem Könige in den Wagen zu werfen. Böller wurden aufgefahren, und der Türmer stellte sich mit seinen Gehilfen zu den Glocken. Der Bürgermeister aber schritt hastig in seiner Wohnung auf und ab und studierte an seiner Begrüßungsrede.

Als nun der König kam, da läuteten die Glocken und frachten die Böller. Der Bürgermeister hielt seine Rede, die Schulkinder sangen, und die weißgekleideten Mädchen warfen ihre Sträuße in den Wagen des Königs. In dem ersten Antlitz des Herrschers leuchtete es freundlich auf, und mit huldvollen Worten dankte er den Bewohnern für den bereiteten Empfang.

Im Hause des Bischofs hatte man inzwischen schnell ein einfaches Mahl für den König hergerichtet, und nachdem dieser es zu sich genommen, fuhr er im offenen Wagen durch die Straßen der Stadt, die ihm zu Ehren festlich beleuchtet war. An jedem Fenster brannten Kerzen und Lämpchen, und selbst in der entlegensten Vorstadt war kaum ein Häuschen zu finden, das nicht ein brennendes Kerzlein oder eine Fahne aus buntem Papier zu Ehren des Königs aufgesteckt hatte.

Nur das große, alte Gerichtsgebäude lag einsam und dunkel da. Das konnte wohl keine Freudenlichter aufstellen, denn am nächsten Morgen, ehe noch die Sonne aufging, sollte ein Ge-

fangener aus seinen Mauern in den Hof hinausgeführt und dort hingerichtet werden.

Und doch hatte die unerwartete Ankunft des Königs ihren Freudenschein auch hierher geworfen.

In dem düstern Gerichtssaale standen sich der Richter und der Geistliche, die eben bei dem Gefangenen gewesen, gegenüber und blickten einander bewegt in die Augen. „Gott sei Dank, der König ist da, nun kann noch alles gut werden!“ sagten sie und schüttelten sich hoffnungsfroh die Hände.

Der König hatte sich, von der Reise müde, früh in seine Gemächer zurückgezogen und zur Ruhe gelegt. Eben wollte er sich dem Schläfe überlassen, als der Ton der Hausglocke ertönte. Schritte wurden hörbar, und gleich darauf öffnete der Kammerherr die Thür des königlichen Schlafzimmers.

„Nun, was gibt's noch so spät, lieber Graf?“ fragte der König und richtete sich verwundert auf, während der Kammerherr zögernd auf der Schwelle stehen blieb.

„Verzeihung, Majestät, daß ich zu stören wage! Der Staatsanwalt und der Kaplan der Stadt stehen draußen und bitten dringend, vorgelassen zu werden. Es handle sich um ein Menschenleben. Sie wollen sich nicht abweisen lassen.“

„Die Herren mögen einige Augenblicke warten, ich werde sie empfangen,“ sagte der König.

Er kleidete sich hastig an und trat zu den Wartenden hinaus. „Was wünschen Sie, meine Herren?“ fragte er.

„Majestät,“ begann der Anwalt, sich tief verneigend, „ich hätte nicht gewagt, Ihre Ruhe zu stören, aber es handelt sich um ein Menschenleben. Sie sind der oberste Richter des Landes, Sie werden nicht dulden, daß ein Unschuldiger den Tod erleide.“

„Da sei Gott davor!“ sagte der König und trat betroffen einen Schritt zurück.

„Ja, Majestät,“ fuhr der Anwalt fort, „morgen früh soll

ein Mann hingerichtet werden, den das Gericht verurteilen mußte, weil alle Umstände gegen ihn sind, der aber doch unschuldig ist. Gott hat es so gefügt, daß Euer Majestät gerade heute hierher kamen, damit dieses Unrecht nicht geschehe.“

„Es ist Gottes Fügung,“ sagte auch der Geistliche ehrfurchtsvoll.

„Erzählen Sie mir, wie sich die Sache verhält,“ sagte der König und ließ sich in einen Sessel nieder.

„Ein junger Bauer aus der Umgegend, Luigi Tommaso, ist angeklagt, einen Waldhüter, namens Soltini, erschossen zu haben,“ berichtete der Anwalt. „Alle Anzeichen sprachen gegen ihn. Seine Schuld erschien so sonnenklar, daß er zum Tode verurteilt wurde. Trotzdem ist der Mann unschuldig — davon bin ich fest überzeugt. Er hat vom ersten Augenblicke an beteuert, unschuldig zu sein, aber er ist nicht zu bewegen, den Täter zu nennen, obgleich er ihn augenscheinlich kennt. Man führte seine Frau und seine drei kleinen Söhne zu ihm. Als er sie sah, weinte er bitterlich, aber er blieb dabei, er könne den Mörder nicht nennen. Es ist mir ein unerklärliches Rätsel, warum er die Todesstrafe für einen andern erleiden will. Ich hätte keine ruhige Stunde mehr, würde der Unglückliche hingerichtet. Deshalb habe ich es gewagt, mich an Euer Majestät zu wenden. Ich lege das Geschick dieses Mannes in Ihre Hände.“

König Humbert hatte aufmerksam zugehört, doch er schwieg noch immer und blickte nur fragend auf den Geistlichen.

„Majestät,“ sagte dieser, „ich habe die Beichte des Verurteilten gehört. Mein Priestereid verbietet mir, den Inhalt der Beichte anzugeben, aber ich flehe Sie an: Lassen Sie dem Verurteilten Gnade zukommen!“

Der König blickte ernst vor sich hin. „Sie haben also keine Ahnung, wer der Täter ist?“ wandte er sich dann noch einmal an den Anwalt.

„Nein, Majestät, der Angeklagte war zu keinem Geständnis zu bringen.“

„So führen Sie mich zu ihm,“ sagte der König, „mir soll er den Namen nennen.“

„Wie,“ stammelte der Anwalt, „Euer Majestät wollen selbst —?“

„Sagten Sie nicht vorhin, ich sei der oberste Richter des Landes?“ unterbrach ihn der König. „Nun gut, ich will keine Gnade spenden, sondern Gerechtigkeit üben. Kommen Sie, meine Herren!“

Auf dem Wege zum Gefängnis ließ sich der König von dem Anwalte die näheren Umstände der That erzählen. Sie waren einfach genug. In einem kleinen Häuschen, das etwas abseits von der Dorfstraße liegt, wohnte Luigi Tommaso mit seinem braven Weibe, seinen drei kleinen Knaben und seinem alten Vater. Sie waren fleißig und zufrieden und bei allen Leuten im Dorfe beliebt.

Nur mit einem einzigen Manne lebte Tommaso in Feindschaft, das war der Waldhüter Soltini. Er hatte Tommaso, den er schon von der Schulzeit her nicht leiden konnte, einmal in harte Strafe gebracht, weil er einen Hasen, der die Bäumchen hinter seinem Hause benagte, geschossen hatte, und Tommaso hatte oft geäußert, daß er dem Waldhüter dies nie vergessen werde.

Da war vor kurzem mitten am hellen Tage ein Flintenschuß gefallen. Alles war zum Häuschen des Tommaso gestürzt, von wo der Schall gekommen. Dort fand man den Waldhüter Soltini von einer Kugel durchbohrt tot auf dem Boden liegen. Über ihn gebeugt, mit leichenblassem, entsetztem Anblicke stand Tommaso.

Niemand war bei der That zugegen gewesen. Tommasos Frau war mit den Kindern in dem kleinen Weingarten hinter

dem Dorfe beschäftigt, der alte Vater gerade auf dem Weg zu ihnen gewesen. Doch das vom Schusse noch heiße Gewehr, das Tommaso in der Hand hielt, ließ keinen Zweifel an seiner Schuld zu. Er mußte verurteilt werden.

„Allein, Majestät, er ist dennoch unschuldig,“ schloß der Anwalt.

„Wir werden es sehen,“ war die Antwort des Königs.

Dann betraten sie die kleine, düstere Zelle des Gefangenen. Dieser hatte sich nicht zur Ruhe begeben, sondern saß vor einem Buche an dem kleinen Tische des Gefängnisses, auf dem eine Kerze brannte. Er hatte die letzte Nacht seines Lebens nicht schlafend, sondern wachend und betend verbringen wollen.

Als die Herren jetzt eintraten, fuhr er jäh in die Höhe. Auf einen Wink des Königs verließ der wachhabende Soldat die Zelle, und der Anwalt wandte sich zu dem Gefangenen.

„Luigi Tommaso,“ sagte er mit bewegter Stimme, „ich komme noch einmal, um Euch zu bewegen, die Wahrheit zu sagen. Denkt an Eure brave Frau, an Eure armen Kinder! Wenn Ihr morgen schimpflich auf dem Schafott sterbt, verlieren sie nicht nur ihren Ernährer, sondern auch ihren ehrlichen Namen. Den Kindern eines Mörders weicht jeder aus. Macht sie nicht so unglücklich, sondern nennt den Namen des Täters! Ich weiß, daß Ihr unschuldig seid.“

Der junge Mann, der bisher den Blick zur Erde gesenkt hatte, erhob jetzt den Kopf. „Ich bin unschuldig,“ erklärte er in festem Tone, „und wenn Sie es glauben, so genügt mir das. Ich habe nichts weiter zu sagen und werde auch nichts sagen.“

„Du wirst dennoch reden, mein Sohn, dein König befiehlt es dir!“ Klang die Stimme des Königs ernst durch den niederen Raum.

„Der König?“ stammelte Luigi und sank erschrocken in die Knie.

„Steh auf!“ gebot der Herrscher. „Wer so nahe vor dem Ende steht, kniet nur noch vor Gott. Ich bin gekommen, um aus deinem Munde die Wahrheit zu hören. Oder willst du, daß man von deinem Könige sage, er verstehe nicht Gerechtigkeit zu üben, er sende den Unschuldigen zum Schafott und lasse den Schuldigen unbestraft? Rede, mein Sohn, ich höre!“

Ein heftiger Kampf malte sich in den Zügen des Gefangenen. „Gut,“ sagte er endlich mit entschlossener Miene, „ich werde reden, aber zuvor muß mir der König Gnade für den Täter versprechen.“

„Wie könnt Ihr sagen: Der König muß?“ rief der Anwalt erschrocken.

„Weil ich sonst in den Tod gehe, ohne zu sprechen.“

Der König winkte dem Anwalt, er möge schweigen, dann wandte er sich zu Tommaso. „Es sei, wie du willst! Ich verpfände dir mein königliches Wort, daß der andere begnadigt wird.“

Noch immer zögerte Tommaso. „Aber er wird vor den Richter kommen, und alle werden voll Verachtung auf ihn sehen?“ sagte er und sah bittend zu dem König auf.

Der König ließ seine Augen mild auf dem Gefangenen ruhen, dann sagte er bewegt: „Fürchte nichts, mein Sohn, der Täter soll nicht vor Gericht kommen, und sein Name soll nicht genannt werden. Du aber sollst dein Leben nicht für ihn opfern. Ich weiß nun, wer der Schuldige ist. Dein Vater hat die Tat begangen.“

Da brach Tommaso in lautes Weinen aus. „Ja, es war mein Vater,“ rief er schluchzend. „Er ist alt und verübte die Tat aus Liebe zu mir. Ich konnte ihn nicht dafür büßen lassen.“

„Erzähle!“ sagte der König.

„Der Waldhüter Soltini war gekommen und sagte, daß ich ein Stück Wild im königlichen Forste geschossen habe, und er

gehe, um die Anzeige zu erstatten. Vergebens beteuerten mein Vater und ich, daß ich seit Wochen kein Gewehr berührt habe. Soltini blieb bei seiner Behauptung. Als er aber voll Schadenfreude sagte, man werde ihm mehr glauben als mir, weil ich schon vorbestraft sei, und er werde nicht ruhen, bis er mich ins Gefängnis und die Meinen ins Elend gebracht habe, da überwältigte meinen Vater der Zorn. Er riß das Gewehr von der Wand und erschoss den Elenden.

Ich hatte eben noch Zeit, dem Vater das Gewehr aus der Hand zu reißen und ihn zur Hintertür des Hauses hinauszudrängen, damit er nicht gesehen würde. Dann kam man schon und führte mich fort. Ich konnte meinen Vater nicht als Täter nennen.“

„Du bist ein guter Sohn,“ sagte der König gerührt. „Gott wird die Verheißung des vierten Gebotes an dir wahr machen und es dir wohlgehen lassen auf Erden.“

Wenige Minuten später schritt Tommaso erhobenen Hauptes zum Erstaunen der Wächter hinter dem Könige aus dem Gerichtshause hinaus.

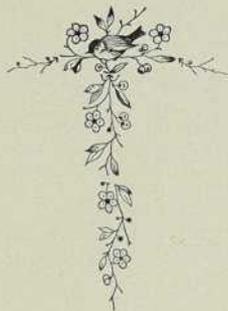
Draußen wandte sich der König an den Kaplan. „Nehmen Sie Ihr Beichtkind wieder in Ehren auf,“ sagte er freundlich, „und machen Sie aus seinem ältesten Sohne einen so guten Geistlichen, wie Sie selber sind. Mir soll Tommaso seinen zweiten Sohn geben; ich will ihn zum tüchtigen Soldaten erziehen lassen, der seinem Vaterlande dient. Den dritten soll er selbst behalten, damit er ihm sein Feld bestellen helfe. Einen Priester, einen Soldaten, einen Bauern — so will es der König.“

Und wie es der König gesagt hatte, so geschah es. Kraft seiner königlichen Macht sprach er Luigi Tommaso von der gegen ihn erhobenen Anklage frei und begnadigte seinen Vater, ohne daß dessen Schuld bekannt wurde.

Luigi Tommaso aber erfüllte getreulich den Willen seines

Königs. Den ältesten Sohn weihte er der Kirche, den zweiten gab er dem Vaterland, den dritten erzog er zum Bauern.

Während der edle König Humbert nicht mehr auf dieser Erde weilt, wachsen Luigi Tommasos Söhne zu tüchtigen Männern heran, jeder mit dem Vorsatze, das Leben dem Wohle des Vaterlandes und der Mitmenschen zu weihen.



## Die neue „Oberländerin“.

(Frei nach Daudet.)

### 1. Was Vater Matiesen auf der Straße fand.

**A**lso, Meister Thomas, wir sind einig!“ sagte der Schiffer Matiesen. „Ihr kauft mir mein Holz zu dem besprochenen Preise ab.“

„Topp!“ sagte der Tischlermeister Thomas. „Morgen lasse ich das Holz holen. Da habt Ihr meine Hand darauf!“

Die beiden Männer schüttelten sich kräftig die Hände, dann gingen sie auseinander. Der erstere war ein starker, breitschultriger Mann mit derbem, gutmütigem Gesicht. Auf dem Kopfe trug er einen breiten Lederhut und in den Ohren blanke Messingknöpfe. Das war der Schiffer Matiesen oder Vater Matiesen, wie man ihn gewöhnlich nannte, der mit seinem Schiffe, der „Oberländerin“, das ganze Jahr den Fluß auf und ab fuhr. Hinab den Fluß, zur Hauptstadt hin, war es stets schwer mit Holz beladen, den Fluß hinauf ließ es sich von einem Schleppschiff ziehen.

Jetzt hatte Vater Matiesen seine Ladung Holz eben zu einem guten Preise an den Tischlermeister Thomas verkauft und schritt seelenvergnügt aus dem kleinen Gasthause, in dem er den Handel abgeschlossen hatte, auf die Straße hinaus.

Es war ein kalter, nasser Tag im November. Dichter Nebel füllte die engen, schmutzigen Straßen der Vorstadt, die

sich zum Flusse hinunterzog. Die Leute liefen eilig dahin, um bald ins Trockene zu kommen, denn die Dunkelheit brach schon herein. Vater Matiesen aber machte sich nichts aus der Dunkelheit und dem Nebel. Die Hände in den Taschen, den Hut in den Nacken gerückt, schritt er, leise vor sich hinpfeifend, gemächlich seines Weges.

Er dachte daran, wie seine Frau sich freuen werde, daß er sein Holz so gut verkauft habe. Sein Schiff war nicht mehr recht wasserdicht; auf der letzten Fahrt hatte es ziemlich viel Wasser gezogen. Wenn er aber noch ein paar so gute Geschäfte machte wie heute, dann konnte er daran denken, sich ein neues Schiff zu kaufen.

Plötzlich blickte Vater Matiesen auf. Was mochte es da vor ihm auf der Straße geben? Auf dem Trottoir vor einem Hause drängte sich eine Gruppe von Frauen um etwas zusammen, das er nicht unterscheiden konnte. Hatte man vielleicht einen Hund überfahren, oder war ein Wägelchen umgestürzt? Oder hatte jemand auf der schlüpfrigen Straße einen schweren Unfall erlitten?

Er trat neugierig näher und sah, daß inmitten der Frauen ein kleiner Junge auf einem Holzstühlchen vor einem Hause auf der Straße saß und kläglich weinte. Das Haar hing ihm wir um das Gesichtchen, das ganz mit Pflaumenmus beschmiert war. Er rieb sich mit den kleinen Fäusten die Augen, und die Tränen hatten schon ganze Bahnen über das schmutzige Gesichtchen gezogen.

Vor dem Kinde stand ein Schutzmann mit Bleistift und Notiztafel und fragte in seinem gewohnten, strengen Tone: „Wie heißt du?“

„Totor!“ schluchzte der Kleine.

„Soll das vielleicht Viktor heißen?“

Das Bübchen antwortete nicht, sondern weinte nur lauter und rief nach seiner Mutter.

„Vielleicht glückt's mir besser mit dem Kleinen,“ sagte eine der Frauen und kniete vor dem Kinde nieder. Guthertzig trocknete sie ihm die Augen, wischte ihm das Näschen und streichelte seine Wangen. „Sag' mir, wie deine Mutter heißt, mein Herzchen!“

Aber auch sie bekam keine Antwort.

„Ihr seid die Hausmeisterin,“ sagte der Schuzmann ungeduldig zu einer der Frauen, „wißt Ihr denn nicht, wem das Kind gehört?“

„Ja, wenn ich alle Leute in dem großen Hause kennen sollte!“ rief die Frau. „Ich glaube aber, ich habe es bei einer Frau gesehen, die ganz oben unter dem Dache wohnte und immer ein paar Kinder bei sich hatte, die sie zum Betteln ausschickte. Sie ist heute ausgezogen und wird ihr Kind wohl absichtlich zurückgelassen haben. Wer weiß auch, ob es ihr Kind ist!“

Niemand wußte, wohin die Frau gezogen war. Sie hatte das Kind auf das Schemelchen vor das Haus gesetzt und gesagt, es solle schön artig auf sie warten, und da hatte das Kind denn wirklich den ganzen Tag auf sie gewartet. Als es Hunger bekam und zu weinen anfang, hatte ihm die gutmütige Obstfrau, die drüben über der Straße ihren Stand hatte, ein Pflaumenmusbrot gegeben. Das aber war nun längst verzehrt, und das Kind hungerte von neuem. Dazu war ihm angst und bange. Es fürchtete sich vor den Hunden, die es umschnupperten, es fürchtete sich vor den vielen Menschen, die zu ihm redeten, es fürchtete sich vor der Nacht und vor dem Schuzmann, und sein kleines Herzchen schlug so bang und ängstlich in seiner Brust wie das eines Vögelchens in der Hand, die es gefangen hält.

Der Schuzmann wußte nicht recht, was er tun sollte, und dachte schon, es werde ihm wohl nichts übrig bleiben, als das Kind mit sich auf die Wache zu nehmen.

„Also will niemand den Kleinen?“ fragte er, diesen an der Hand nehmend und sich zum Gehen wendend.

„Halt!“ hörte man da eine gutmütige Stimme rufen. „Wenn niemand das Bürschelchen will, so nehme ich es.“

Es war Vater Matiesen, der mitleidig den Verhandlungen zugehört hatte. Die Leute traten zurück, um ihn durchzulassen. „Das ist ein braver Mann!“ — „So ist's recht!“ hörte man sie flüstern.

„So schnell geht das nicht!“ sagte der Schutzmann, als Vater Matiesen die Hand ausstreckte, um das Kind an sich zu ziehen. „Wenn Sie den Kleinen nehmen wollen, müssen Sie zuerst mit mir in meine Amtsstube kommen.“

Dort mußte Vater Matiesen seinen Namen nennen, sein Gewerbe und seinen Wohnort angeben. „Was wollen Sie aus dem Jungen machen?“ fragte der Kommissär zum Schluß.

„Einen reichen Mann nicht, das ist sicher,“ lachte Vater Matiesen, „aber einen ehrlichen Schiffer, wie ich bin, hoffe ich.“

„Haben Sie selbst Kinder?“

„Das will ich meinen! Das eine läuft schon, das zweite kriecht auf dem Boden herum, das dritte steckt noch im Wickelbett. Drei Kinder, die wollen gefüttert sein, Herr Kommissär! Aber wo drei Kinder satt werden, findet wohl auch ein viertes zu essen. Es kommt höchstens ein kleineres Stück Brot auf jedes von der Gesellschaft.“ Und Vater Matiesen schüttelte sich vor Lachen, so daß die Ringe in seinen Ohren klirrten.

Nun sollte er seinen Namen in ein großes Buch eintragen. Da er aber nicht schreiben konnte, so machte er statt seines Namenszuges nur ein Kreuz in das Buch.

„So,“ sagte der Kommissär, „nun können Sie mit dem Kinde gehen. Wenn ich etwas über seine Eltern höre, werde ich es Ihnen mitteilen. Mit Gott also, und sorgen Sie gut für das Kind!“

## 2. Vater Matiesen soll zurücktragen, was er gefunden hat.

Die Leute, die Vater Matiesen neugierig in die Amtsstube begleitet hatten, zerstreuten sich jetzt, um so rasch als möglich in ihre warmen Wohnungen zu kommen. Vater Matiesen nahm seinen kleinen Schützling an der Hand und schlug mit ihm den Weg zum Flusse ein, wo sein Schiff vor Anker lag.

Dabei war ihm aber etwas beklommen zu Mute. Er hatte sich des verstoßenen Kindes angenommen, weil es ihm unerträglich war, es so verlassen und verloren zu sehen. Jetzt aber dachte er mit geheimer Sorge daran, was seine Frau wohl zu dem unerwarteten Geschenk sagen werde. Sie war keine böse Frau, bewahre! aber sie war sparsam und bedachtsam und nicht so leicht zu rühren wie ihr Mann. Ihre eigenen drei Kinder machten ihr Mühe genug; auch war in der Kajüte des Schiffes, in der die kleine Familie wohnte, gerade nur Platz für diese selbst.

Was aber war jetzt anzufangen? Einen Augenblick dachte Vater Matiesen daran, den Kleinen zur Polizei zurückzubringen. Aber was für einen Grund hätte er dem Kommissär angeben sollen? Und die Hand seines kleinen Findlings lag so zutraulich in der seinen, daß er es nicht übers Herz gebracht hätte, ihn von sich zu stoßen.

So ging er weiter, doch bei jedem Schritt wurde ihm das Herz schwerer. Der Kleine mußte sehr müde sein. Er zog seine Füßchen nur noch mühsam durch den Schmutz und ließ sich wie eine Bleikugel nachschleppen. Immer langsamer und langsamer kam er vorwärts; endlich blieb dem Vater Matiesen nichts übrig, als den Kleinen auf den Rücken zu nehmen. Dabei versuchte er, sich selbst Mut zuzusprechen, und dachte: „Will meine Frau den Knaben nicht für immer haben, so behält sie ihn doch vielleicht über Nacht. Morgen früh ist dann noch immer Zeit, ihn auf die Polizei zurückzubringen.“

So kam er an das Ufer des Flusses, wo die Schiffe an ihren Ketten verankert lagen. Eine ganze Flotte schaukelte dort auf den Wellen. Um auf die „Oberländerin“ zu gelangen, mußte Vater Matiesen über eine schmale Planke hinüber. Ein Licht leuchtete ihm aus der Kajüte entgegen. Man hörte die Stimme der Mutter, die mit den Kindern sprach, während sie das Abendessen zubereitete.

Leise öffnete der Vater die Thür, die Mutter hatte ihn aber doch gehört.

„Kommst du endlich?“ rief sie, ohne von ihrer Pfanne aufzusehen, aus der ein köstlicher Duft von gerösteten Kartoffeln aufstieg. Da fuhr sie plötzlich verwundert auf.

„Ach, wie schön warm!“ hatte ein ihr unbekanntes, schwaches Stimmchen gesagt.

„Was ist denn das?“ rief sie staunend, als sie mitten in der Kajüte ein fremdes kleines Kind stehen sah, das die rotgefrorenen, mageren Händchen gegen den Ofen ausstreckte.

„Es ist eine Überraschung für dich,“ stammelte Vater Matiesen, und da seine Frau nichts sagte, sondern ihn nur streng ansah, erzählte er stockend, wie er zu dem Kinde gekommen war.

Die Frau hatte ihn ruhig aussprechen lassen, nun aber brach ihr Unwille los. „Du mußt wohl deinen Verstand verloren haben!“ rief sie zornig. „Müssen wir uns nicht genug mit unsern eigenen Kindern plagen, und du bringst noch ein fremdes dazu? Frage es nur gleich wieder zur Polizei zurück und sage, deine Frau wolle das Kind nicht.“

Vater Matiesen ließ traurig den Kopf sinken. „Heute noch soll ich es zurückbringen?“ fragte er und sah mitleidig auf das Kind, das dicht an den wärmenden Ofen getreten war.

Auch die Frau sah auf das Kind, und ihr Zorn legte sich ein wenig. „Heute wird die Amtsstube wohl schon geschlossen

sein. Da du das Kind einmal hergebracht hast, mag es über Nacht hierbleiben. Aber morgen früh kommt es zur Polizei zurück, verstanden?“

Vater Matiesen sagte nichts mehr, er war froh, so viel erreicht zu haben. Noch immer etwas aufgeregt, deckte die Mutter den Tisch, es rührte sie aber doch, als sie sah, mit welchem Wohlbehagen sich das fremde Kind an den Tisch setzte, sich die Serviette umbinden und seinen Teller mit Kartoffeln füllen ließ.

Und wie es dem Kleinen köstlich schmeckte! Er aß mit einem Eifer wie ein halbverhungertes Rotkehlchen, so daß ihm die kleine Klara, die neben ihm saß, vor Vergnügen mit ihrem Löffel auf die Schulter klopfte.

Nach dem Essen brachte die Mutter ihre Kinder zu Bett; dann zog sie den fremden Knaben zu sich heran. „So wie er ist, kann man ihn doch nicht ins Bett legen,“ sagte sie und betrachtete ihn von allen Seiten. „Ich glaube, er hat sein Leben tag weder Kamm noch Seife gesehen.“

So holte sie denn ein Schaff mit warmem Wasser herbei und nahm eine gründliche Reinigung des kleinen Findlings vor. Als sie dann noch sein braunes, weiches Haar gekämmt hatte, so daß es sich in natürlichen Locken um sein Gesichtchen ringelte, sagte sie wohlgefällig: „Jetzt sieht man erst, was für ein hübscher Junge er ist. Wie alt kann er wohl sein, Vater, was meinst du?“

Erfreut darüber, daß seine Frau wieder zu ihm redete, versetzte Vater Matiesen eifrig: „Ein paar Jahre älter als unsere Klara wird er wohl sein.“ — Die kleine Klara hatte vor kurzem ihren zweiten Geburtstag gefeiert. — „Er ist nur so dünn und mager, daß man es ihm nicht ansieht. Unter deiner guten Pflege würde er bald ganz anders aussehen.“

Die Mutter sagte nichts, sondern legte den Knaben zu

ihrem Töchterchen in das Bitterbett. Schlastrunken rückte die Kleine ein wenig zur Seite, um für den Schlafkameraden Platz zu machen. Dann schlief sie sogleich weiter, und bald hörte man nichts mehr als das friedliche Atmen der Kinder und das leise Anschlagen des Wassers an die Seiten des Schiffes.

### 3. Viktor und Klara schließen Freundschaft.

Als die kleine Klara am andern Morgen erwachte, war sie nicht wenig verwundert, ein fremdes, dunkles Köpfchen neben sich auf dem Kissen liegen zu sehen. Sie riß sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß sie ganz wach sei, dann zog sie Viktor so tüchtig an den Haaren, daß dieser aus dem Schlafe auffuhr. Auch er war nicht wenig verwundert, sich in einem fremden Raume und in einem fremden Bette zu befinden, aber es lag sich so warm und weich darin, daß er sich Klaras Zausen gern gefallen ließ.

Die Kinder waren allein in der Kajüte, denn Klaras Eltern waren schon auf dem Verdeck bei der Arbeit. Der Vater und sein Gehilfe, ein armer Bursche mit einem Stelzfuß, den Vater Matiesen vor Jahren aus Mitleid zu sich aufs Schiff genommen, luden Bretter und Balken auf den Wagen, den der Tischlermeister Thomas dazu hergeschickt hatte, und die Mutter stand, ihr Kleinstes auf dem Arme, das Zweitkleinste neben sich auf dem Boden, an dem Geländer des Schiffes und schrieb genau jede Ladung auf, die an ihr vorübergetragen wurde.

Vater Matiesen arbeitete so eifrig wie noch nie in seinem Leben. Er fürchtete, sobald er sich einen Augenblick Ruhe gönnte, würde seine Frau zu ihm sagen: „So, jetzt hast du Zeit, jetzt bringe den Buben zur Polizei zurück!“ und das hätte er recht ungern getan. Vorläufig aber schien die Mutter den Knaben ganz vergessen zu haben. Im stillen wunderte sie sich schon lange, daß sich ihr Töchterchen, von dem sie sonst immer

in der Arbeit gestört wurde, heute so ruhig und artig in der Kajüte verhielt.

Endlich fand sie es doch an der Zeit, nachzusehen. Der Anblick aber, der sich ihr bot, als sie leise die Thür öffnete, war so drollig, daß sie unwillkürlich ihren Mann herbeiwinkte.

Beide Kinder saßen, während ihre nackten Beinchen über den Rand des Bettes hinabgingen, friedfertig nebeneinander, das Schüsselchen mit der Frühstückssuppe, das die Mutter fürsorglich in den Bereich ihrer kleinen Arme gestellt hatte, zwischen sich, und fütterten sich gegenseitig. Bald fuhr Viktor mit seinem Löffel in Klaras Mund; und wenn dabei auch Ohren und Backen, ja selbst die Haare einen Teil der Suppe abbekamen, so verringerte dies das Vergnügen der Kinder keineswegs. Sie lachten und schrieten vor Lust und waren augenscheinlich schon die besten Freunde geworden.

Leise schloß die Mutter die Thür wieder. „Die beiden unterhalten sich so gut, daß sie uns nicht brauchen,“ sagte sie lachend zu ihrem Manne und kehrte mit ihm zur Arbeit zurück.

Das gute Einvernehmen blieb auch im Laufe des Tages ungestört. Viktor ließ sich geduldig von Klara zausen und quälen; er wischte ihr das Näschen, kroch mit ihr herum, spielte mit ihr, was sie wollte, und vertrieb ihr die Zeit so gut, daß sie gar nicht dazu kam, unartig zu sein.

Die Mutter beobachtete die Kinder verstohlen und fand, daß eine solche kleine Kindsmagd ganz bequem sei. „Bis das Schiff abgeladen ist, kann man das Bürschchen schon behalten,“ sagte sie zu ihrem Manne, der erfreut dreinsah. So versorgte sie ihn mit Kartoffeln wie die andern, ließ ihn in Klaras Bettchen schlafen und schnitt sogar am Abend aus einer alten Bluse ihres Mannes ein Höschen für ihn zurecht.

Nach drei Tagen war das Schiff abgeladen. Am nächsten Tage sollte das Schlepsschiff kommen und die „Oberländerin“

den Fluß wieder hinaufziehen. Nun mußte man sich entscheiden, was mit Viktor geschehen solle.

„Also muß ich ihn wirklich zur Polizei zurückbringen?“ fragte Matiesen seine Frau, während sich der kleine Viktor, als wisse er, daß jetzt über sein Schicksal entschieden werde, ängstlich an die Röcke der Mutter klammerte und Klara von einem Winkel der Kajüte aus erwartungsvoll herüberblickte.

Unschlüssig schwieg die Mutter eine Weile, dann sagte sie: „Best hat sich der arme Junge einmal an uns gewöhnt; es wäre grausam, ihn wegzuschicken. Mag er denn in Gottes Namen bei uns bleiben. Das heißt,“ setzte sie mit einem schnellen Blick auf ihr Töchterchen hinzu, „solange Klara artig ist. Wenn sie unfolgsam ist und mich ärgert, muß Viktor fort.“

Ein neues, schönes Leben begann jetzt für den armen Knaben. Um die Schönheit des Flusses, auf dem sie fuhren, kümmerte er sich nicht, dazu war er noch zu klein, aber das begriff er wohl, daß es keine Schläge und Püffe mehr für ihn gab, daß er nicht mehr zu hungern und zu frieren brauchte, daß er den ganzen Tag in der frischen Luft statt in der dumpfen Bodenkammer sein konnte und abends statt auf einem Haufen von Lumpen und Stroh in einem warmen, saubern Bettchen schlafen durfte.

War er in den ersten Tagen noch so scheu und still, daß die Mutter einmal ums andere sagte: „Der Bub ist wohl taubstumm?“ so taute er allmählich auf und wurde bald zutraulich und munter. Auch sein Aussehen wurde anders. Seine Augen verloren ihren furchtsamen Ausdruck und lagen nicht mehr so tief in ihren Höhlen. Seine eingefallenen Wangen rundeten sich und nahmen eine frische, gesunde Farbe an. Sein Stimmchen bekam einen kräftigen Klang, und zuweilen stimmte er selbst in Klaras Lachen ein, wenn er auch immer ernster und stiller blieb als sie.

Das kleine Mädchen hing mit größter Zärtlichkeit an Viktor; aber auch die kleine Mimi gewann ihn bald lieb. Da die Mutter so viel mit der ganz Kleinen — Lili hieß sie — zu tun hatte, daß ihr keine Zeit blieb, Mimi, die noch nicht recht gehen konnte, herumzutragen, so belud sich Viktor mit ihr und trug sie unermüdlich herum. So ungebärdig das kleine Ding sonst gegen jeden war, Viktor konnte alles bei ihr ausrichten und kam prächtig mit ihr aus.

In kurzer Zeit gehörte Viktor so ganz zur Familie, als ob er immer darin gelebt hätte. Er spielte mit Klara, trug Mimi auf dem Rücken, wiegte Lili, half der Mutter beim Kochen und ging dem Vater, wo er konnte, geschickt und verständig an die Hand. Sagte die Mutter auch manchmal, besonders wenn Klara unartig werden wollte, Viktor müsse zur Polizei zurück, so fühlte doch jeder, daß sie den fremden Knaben bereits wie ihre eigenen Kinder liebte.

#### 4. Gute und böse Tage.

Als Viktor sieben Jahre alt war, schickte ihn die Mutter mit Klara in die Schule; denn nur den Sommer hindurch dauerten die Fahrten der „Oberländerin“, die strengen Wintermonate hindurch lag sie in der Nähe eines kleinen Ortes — Altmarkt am oberen Lauf des Flusses — und Vater Matiesen und sein Gehilfe ruhten von der Sommerarbeit aus.

Für Viktor und Klara war diese Zeit, wo sie täglich zur Schule gingen, eine sehr frohe. Viktor trug den Eßkorb und die Schulbücher für beide und verteidigte die kleine Klara tapfer gegen alle Angriffe der rauflustigen Schuljungen; auch war er sehr fleißig und machte bald die schönsten Fortschritte.

Der Schulweg führte die beiden Kinder durch den Wald. Es bereitete ihnen stets ein großes Vergnügen, den Holzfällern bei ihrer Arbeit zuzusehen. Da Viktor leicht und behend war,

ließen ihn die Holzhauer gern in die Wipfel der Tannen und Buchen steigen, damit er dort das Seil anbinde, mit dem man die halbgefällten Stämme zur Erde niederzog. Kletterte er dann auf einen recht hohen, schwanken Ast hinaus, so schrie Klara laut auf vor Angst, während er sich nur um so lustiger auf seinem luftigen Sitze wiegte. Doch war er viel zu verständig, als daß er sich in eine wirkliche Gefahr begeben hätte.

Nicht selten besuchten die Kinder auch den Tischler Meinert, der außerhalb des Ortes mitten im Walde wohnte, und sahen ihm bei seiner Arbeit zu. Er war ein stiller, ernsther Mann, der keinerlei Verkehr hatte. Seit elf Jahren wohnte er hier ganz allein und arbeitete von früh bis spät, ohne sich Ruhe zu gönnen, obwohl es hieß, daß er ein wohlhabender Mann sei und es gar nicht nötig habe, sich so zu plagen.

Bei seinem düstern Wesen wagte niemand, ihn nach seinem früheren Leben zu fragen. Er selbst kümmerte sich um niemanden; kamen aber die Kinder, so hellte sich sein ganzes Gesicht auf. Er legte sogleich Hobel und Säge fort, um mit ihnen zu plaudern und sich von ihren Erlebnissen in der Schule erzählen zu lassen. Sein besonderer Liebling war Viktor. Er lehrte ihn Schiffehen aus Holz schnitzen und half ihm wohl auch, sie im nahen Bach schwimmen zu lassen. Oft, nachdem er ihn lange betrachtet hatte, murmelte er: „So könnte mein Sohn jetzt aussehn.“

Während die Kinder fröhlich aufwuchsen, hatten die Eltern mit großen Sorgen zu kämpfen. Vater Matiesen hatte ein paarmal Unglück bei dem Verkauf seines Holzes, und der Gehilfe brach sich das gesunde Bein und mußte lange Wochen gepflegt werden. Die schlimmste Zeit aber kam, als die Mutter von einer schweren Krankheit befallen wurde. Sie, die sonst immer so fleißig und rüstig gewesen, lag schwach und hilflos da. Die Kinder weinten und jammerten, und der Vater ging ganz verzweifelt umher.

Nur Viktor verlor den Kopf nicht. Er kochte Tee für die Kranke und Suppe für die Kinder, er tröstete den Vater und hielt die ganze kleine Wirtschaft zusammen.

Allmählich genas die Mutter wohl wieder, aber die mühsam gesammelten Ersparnisse, die zum Ankauf eines neuen Schiffes dienen sollten, waren während der langen Krankheit ganz zu Ende gegangen.

Dazu brauchten die Kinder immer mehr. Viktor, der jetzt zwölf Jahre alt war, aß schon wie ein Großer, ohne daß er imstande gewesen wäre, wie ein Großer zu arbeiten und den Gehilfen zu ersetzen.

An einem Märztage, als Vater Matiesen die „Oberländerin“ für die erste Sommerfahrt beladen hatte, war Tischler Meinert bei ihm gewesen, um seine Rechnung für Holz zu bezahlen, und hatte ihn eingeladen, am Abend in sein Haus zu kommen und ein Gläschen Wein mit ihm zu trinken, er habe etwas mit ihm zu besprechen.

Als beide Männer freundschaftlich beieinander saßen, begann Meinert: „Du mußt nicht glauben, daß ich immer so allein gelebt habe wie jetzt, o nein, es gab eine Zeit, da ich eine liebe Frau und ein herziges Söhnchen besaß. Wir hatten unser gutes Auskommen, und es blieb uns kaum etwas zu wünschen übrig.

Da brach das Unglück über uns herein. Ein wohlhabender Vetter von mir schrieb, er sei krank und fühle, daß er sterben müsse. Meine Frau und ich sollten kommen, ihn zu pflegen; dafür wolle er uns zu seinen Erben einsetzen. Das Kind, das uns gehindert hätte, sollten wir indessen in Pflege geben.

Meine Frau wollte sich nicht von dem Kinde trennen, mir aber ging die Erbschaft nicht aus dem Sinn, und ich redete ihr so lange zu, bis sie einwilligte. Wir kannten eine Pächterfamilie auf dem Lande, bei der das Kind gut aufgehoben gewesen wäre.

Da uns aber keine Zeit mehr blieb, das Kind selbst dahin zu bringen, übergaben wir es einer Frau aus der Nachbarschaft, die sich erbot, es der Pächterfamilie zu übergeben.

Unter heißen Tränen trennte sich meine Frau auf dem Bahnhof von dem Kleinen. Sie sollte ihn nicht wiedersehen.

Der Vetter lebte noch einige Monate, dann dauerte es eine längere Zeit, bis uns das Erbteil ausgezahlt wurde. Als wir endlich wieder zu Hause ankamen, war es unser Erstes, die Pächterfamilie aufzusuchen und nach unserm Söhnchen zu sehen. Wer beschreibt unser Entsetzen, als wir hörten, daß unser Kind nie dort angekommen sei. Alle Nachforschungen nach dem Weibe, dem wir es übergeben hatten, blieben vergeblich. Die Polizei meinte, die Frau werde vielleicht das Kind behalten haben, um es zum Betteln zu benutzen, vielleicht sei es auch gestorben. Meine Frau grämte sich so um das Kind, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel und starb.

So hatte ich nun das Erbteil, aber weder Frau noch Kind. Ich konnte in der Stadt nicht mehr bleiben und zog mit meinem Kummer hierher in die Einsamkeit. Seit elf Jahren lebe ich hier allein. Wenn du Mitleid mit mir hast, Matiesen, so gib mir deinen Viktor, ich will für ihn sorgen, als ob er mein Sohn wäre.“

Als ihm Vater Matiesen keine Antwort gab, fuhr er fort: „Was du für ihn ausgegeben hast, sollst du reichlich wiederbekommen. Es soll dein Schade nicht sein, daß du dich seiner angenommen hast.“

Vater Matiesen schwieg noch immer. „Und denke nur, welches Glück es für den Knaben wäre!“ fuhr Meinert eifrig fort. „So oft ich einen Forstmann im Walde sehe, denke ich, wie schön es wäre, wenn ich Viktor auf die Forstakademie schicken könnte, und wie gut er sich in der kleidsamen, grünen Uniform ausnehmen würde. Alle Prüfungen müßte er dann

machen, er würde Adjunkt werden, Forstmeister, Oberforstmeister, Forstrat und vielleicht noch mehr. Denke doch nur, wie schön das wäre! Ich habe den Knaben lieb gewonnen. Gib ihn mir!“

Er streckte bittend seine Hand nach Vater Matiesen aus. Dieser aber schlug nicht ein. „Ich will's mit meiner Frau überlegen,“ sagte er mit ersticker Stimme.

Lange saßen die Eltern an diesem Abend, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, beieinander und berieten über Meinerts Vorschlag.

„Gott weiß, daß es uns nicht leicht wird, die Kinder alle satt zu machen,“ seufzte Vater Matiesen.

„Wir haben an dem Knaben getan, was wir konnten,“ sagte die Mutter, „aber von Tag zu Tag wird es schwerer durchzukommen.“

„Und Viktor machte sein Glück,“ meinte der Vater.

Eine Weile schwiegen beide, dann trocknete sich die Mutter die Augen und sagte entschlossen: „Wir haben ihn wie unsern Sohn gehalten, und unser Sohn soll er bleiben.“

Leise traten beide an das Bett des Schlafenden. „Nein, nein, wir geben unsern Viktor nicht fort,“ sagten sie wie aus einem Munde.

„Wer weiß, ob er das Glück in der Welt draußen fände! Gott wird uns helfen, in Ehren mit unsern Kindern durchzukommen.“

### 5. Viktor zeigt, was er gelernt hat.

Drei Jahre waren vergangen. Viktor hatte das fünfzehnte Lebensjahr erreicht. Aus dem schwächtigen, kleinen Knaben war ein großer, hübscher Bursche geworden mit breiten Schultern und frischen Augen, die ernst und klug aus dem sonnengebräunten Gesichte bligten. Er konnte lachen und scherzen so gut wie die

andern, im ganzen war er aber von ernstem, ruhigem Wesen, und man konnte in allen Dingen fest auf ihn bauen.

Der Vater überließ ihm zuweilen schon seinen Platz an der großen Lenkstange, mit der das Schiff gesteuert wurde. Er kannte den Fluß mit seinen seichten Stellen, seinen Strömungen und Windungen wie ein alter Schiffer; und wie ein Schiffer sah er auch aus mit seinem roten Gürtel, der weiten Matrosenbluse, dem hellen Halstuche und den hohen Stiefeln, die bis über die Knie reichten.

Diesmal hatte die „Oberländerin“ eine beschwerliche Fahrt, denn der Fluß war von anhaltendem Herbstregen angeschwollen und floß tobend und schäumend zwischen seinen Ufern dahin. Alle Schiffer beeilten sich, ihre Ladungen abzuliefern, denn das Wasser reichte schon fast an die oberen Steine der Ufermauern heran, und jeden Augenblick konnte es über diese hinweggehen. Auch trafen von Stunde zu Stunde schlechtere Nachrichten vom oberen Laufe des Flusses ein. Die Nebenflüsse waren aus den Ufern getreten und überschwemmten das Land, und die Flut wuchs noch immer.

Auf den Ufern drängte sich eine erregte Menschenmenge durcheinander. Auf Wagen und Karren suchte man die Waren vor dem Wasser zu retten. Auch auf der „Oberländerin“ war alles in voller Tätigkeit. Den ganzen Tag über hatte man das Holz abgeladen, und auch der hereinbrechende Abend hatte der Arbeit kein Ende gemacht, man hatte sie beim Schein der Gaslaternen, die am Ufer brannten, fortgesetzt.

Endlich, um elf Uhr abends, lag das Holz zu großen Haufen getürmt am Ufer, wo es am Morgen von dem Tischler, der es gekauft hatte, abgeholt werden sollte, und man konnte sich zur Ruhe legen. An Schlaf aber war nicht zu denken. Es war eine unheimliche Nacht. Die Schiffe stießen aneinander, die Ankerketten klirrten, die Balken der „Oberländerin“ ächzten

bei jedem Zusammenstoß wie ein menschliches Wesen. Niemand schloß ein Auge.

Schon beim ersten Morgenrauen waren die Eltern, der Gehilfe und Viktor wieder wach, die Kinder ließ man einstweilen in den Betten. Der Fluß war in der Nacht noch gestiegen und war anzusehen wie ein Meer. Zwischen den Wellen sah man Dachtrümmer und Teile von Brücken und Zäunen treiben. Schon hatten die Fluten die Ufermauer überschwemmt und die am Abend mit so vieler Mühe aufgetürmten Holzhaufen umgerissen. Es war kein Augenblick zu verlieren, wenn das Holz nicht vom Wasser fortgetragen werden sollte.

Vater Matiesen und seine Frau arbeiteten am Ufer, während Viktor auf dem Schiff beschäftigt war und der Gehilfe ab und zu über die Schiffsplanke ging. Plötzlich ertönte ein lautes Krachen und ließ alle erschreckt mit ihrer Arbeit innehalten.

Eine mit Mühlsteinen beladene Barke zerriß ihre Ankerkette und fuhr so heftig an die Ufermauer an, daß sie in der Mitte entzweibrach und samt ihrer Ladung mit lautem Getöse in dem Wasser verschwand. Der gewaltige Wasserwirbel, der durch den Untergang der Barke entstand, riß aber auch die „Oberländerin“ von ihrer Kette los, und schon im nächsten Augenblick trieb die Flut sie vom Ufer weg.

„Meine Kinder, meine Kinder!“ schrie die Mutter und streckte verzweifelt die Arme nach dem Schiffe aus. Während der Gehilfe ratlos auf seinem Stelzfuß hin und her humpelte, war Viktor schon in die Kajüte gestürzt, um die Kinder zu holen. Gleich darauf kam er wieder, die kleine Lili in den Armen, Mimi und Klara hinter sich.

„Da holt sie!“ rief er, das Kind hoch in die Luft haltend. Aber kein Kahn war da, und das hochangeschwollene Wasser zu durchschwimmen, war unmöglich. Vater Matiesen wollte sich trotzdem hineinstürzen, aber man hielt ihn mit Gewalt fest. Die

sonst so mutige Mutter hatte das Gesicht in den Händen verborgen, um den Untergang ihrer Kinder nicht mitanzusehen zu müssen; denn wenn die „Oberländerin“ jetzt nicht von einer geschickten und starken Hand geleitet und vor dem Anprall an das Ufer oder an ein anderes Schiff bewahrt blieb, mußte sie unfehlbar untergehen.

Viktor verlor die Besinnung nicht. „Eine Leine, schnell eine Leine her!“ rief er dem Gehilfen zu. Mit mächtigem Schwunge schleuderte er das Tau dem Ufer zu, damit man es dort auffange und das Schiff mit seiner Hilfe wieder zum Lande ziehe. Dreimal versuchte er es, aber das Schiff war schon zu weit abgetrieben, jedesmal fiel die Leine ins Wasser.

Jetzt sprang Viktor ganz an den Rand des Schiffes und schrie hinüber: „Habt keine Angst, es soll den Kindern und dem Schiff nichts geschehen!“ Dann lief er zum Steuer und legte sich mit aller Macht gegen die Lenkstange und brachte das Schiff mit einem gewaltigen Ruck glücklich in das richtige Fahrwasser. Mit großer Geschwindigkeit trieb es jetzt hin, gerade auf die nahe, mächtige Brücke zu. Wurde es nicht genau durch den großen Mittelbogen hindurchgebracht, sondern stieß es an einen der gewaltigen Pfeiler an, so zerschellte es ohne weiteres daran.

Viktor hielt die Lenkstange mit aller Kraft fest, zugleich beruhigte er die Kinder und gab dem Gehilfen seine Befehle.

Er war sich bewußt, der Kapitän des Schiffes zu sein, von dem alles abhing. Er glaubte, daß er bestimmt die rechte Richtung einhalten werde, fuhr er doch genau auf die rote Fahne zu, die von der Mitte des Hauptbogens herabhing, um den Schiffen den Weg zu zeigen. Seine Sorge war nur, ob das Wasser nicht zu hoch war, um das Schiff unter dem Bogen hindurchzulassen. Mit festem Blick sah Viktor dem entscheidenden Augenblick entgegen. Schon fühlte er die Zugluft von der

Brücke her in seinen Haaren. Jetzt war die Brücke unmittelbar vor ihnen.

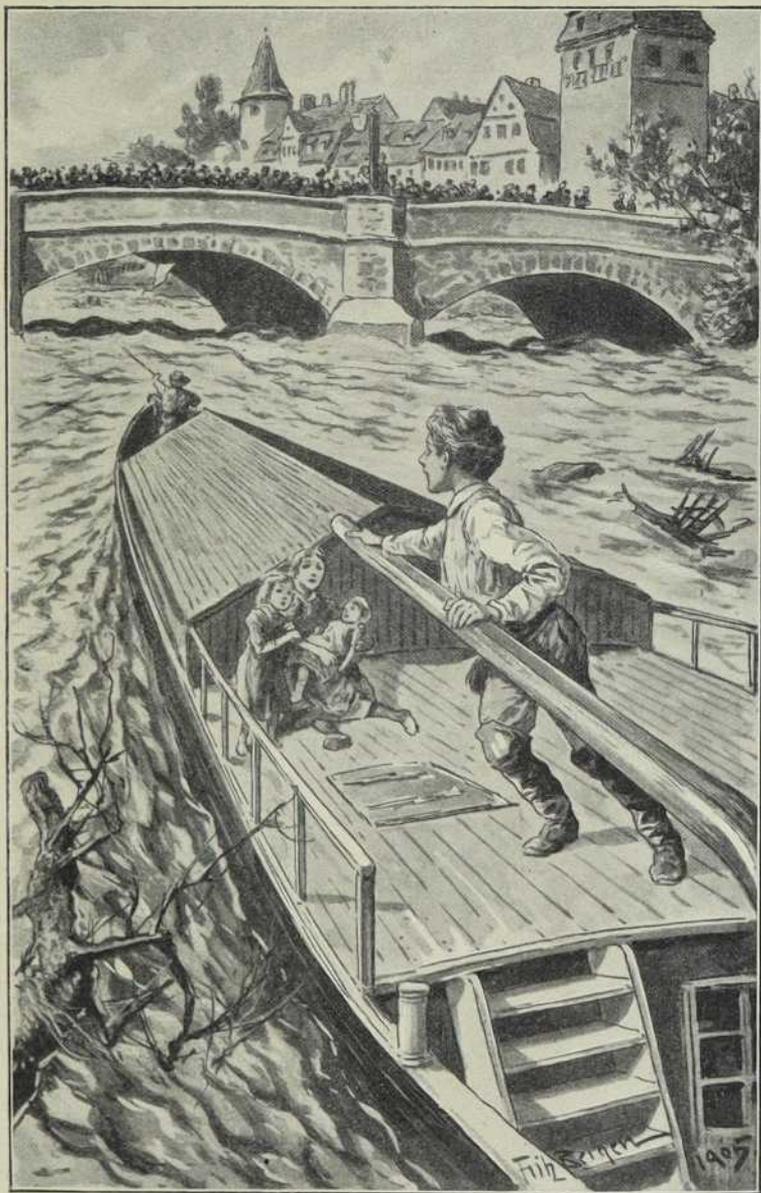
„Klara, sieh auf die Kinder!“ rief Viktor, dann nahm der dunkle, tiefe Brückenbogen das Schiff auf. Gott sei Dank, es war Raum genug da, um es durchzulassen.

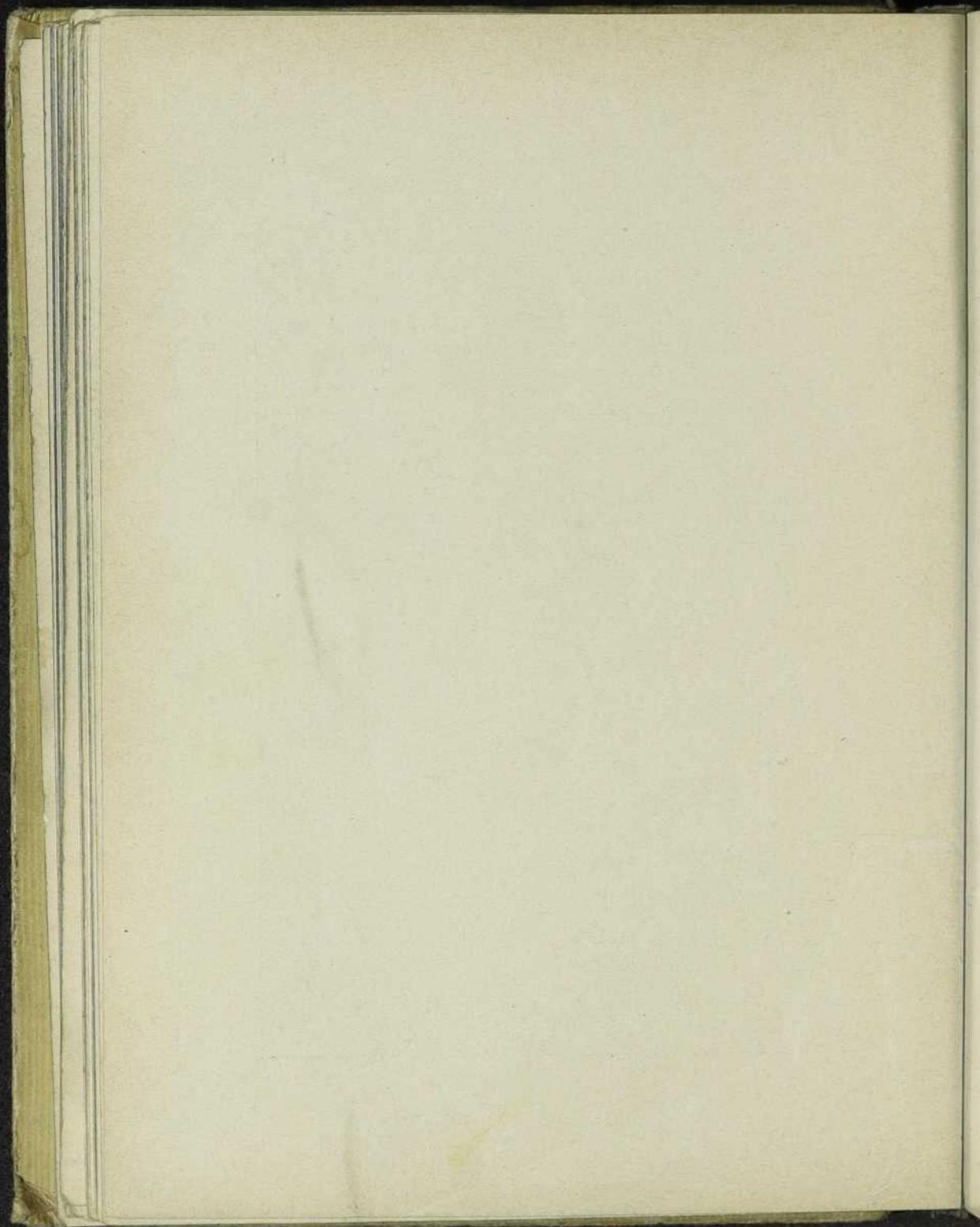
Ein paar angstvolle Minuten vergingen, dann fuhr die „Oberländerin“ sicher und unbeschädigt aus dem Dunkel der Brücke mitten in das helle, blendende Tageslicht hinaus, empfangen von dem Hurrageschrei der Menge, die sich oben auf der Brücke angesammelt hatte, um zu sehen, ob das Schiff glücklich hindurchkommen werde. Zugleich gelang es ein paar Pionieren, ein Seil mit einem Haken von der Brücke herabzuschleudern, so daß dieser das Schiff faßte. Man sah, wie das Schiff sich eine Weile drehte und dann dem Zug des Seiles folgte. Es dauerte nicht lange, so legte die „Oberländerin“ mit ihrer Besatzung von Kindern und ihrem fünfzehnjährigen Kapitän glücklich am Ufer an.

Welche Freude war das, als man am Abend dieses Tages um den warmen Ofen in der Kajüte beieinander saß und sich von den Erlebnissen des Tages erzählte! Viktor, der mutige Kapitän, nahm den Ehrenplatz ein zwischen Vater und Mutter. Geessen und getrunken wurde nicht viel, dazu waren alle zu aufgeregt, aber ihre Herzen schlugen so leicht, und ihre Augen blickten so fröhlich, als wäre ihnen mindestens das große Los zugefallen.

„Hast du gesehen, welchen Ruck Viktor der Lenkstange gab?“ fragte der Vater immer wieder die Mutter. „Ich selbst hätte es nicht besser gekonnt! Noch ein Augenblick, und das Schiff wäre verloren gewesen! Aber hui! hing unser Viktor schon am Steuer und riß es herum. Es war doch gut, daß ich ihn damals nicht zur Polizei zurückbrachte, was, Mutter?“

Und während die Mutter mit feuchten Augen ihrem Viktor





zulächelte, schaukelte die „Oberländerin“ so sanft und behaglich an ihrer sorglich festgemachten Kette, als wisse auch sie, welcher Gefahr sie heute durch Viktors Besonnenheit entgangen war.

### 6. Der Brief im blauen Umschlag und seine Folgen.

In den nächsten Tagen fiel das Wasser allmählich wieder, und das Schleppschiff kam, um die „Oberländerin“ den Fluß hinaufzuziehen. Da brachte der Briefträger ein für Vater Matiefen bestimmtes großes Schreiben in blauem Umschlag.

Unschlüssig hielt er den Brief in der Hand. Was konnte darin stehen? Endlich erbrach er ihn, und da er Geschriebenes nur schwer lesen konnte, winkte er Viktor heran. „Da, lies mir einmal das Geschreibsel vor!“

Viktor las: „Polizeibureau, sechster Bezirk. Herr Franz Matiefen, Schiffsbefizer, wird hiermit aufgefordert, sich so bald als möglich im Polizeibureau einzufinden.“

„Ist das alles?“ fragte Vater Matiefen.

Ja, es war alles. Schon am nächsten Tage trat der Vater den ihm unangenehmen Gang an. Als er wiederkam, war ihm all seine gute Laune vergangen.

„Was hat es denn gegeben?“ fragte die Mutter, als sie am Abend mit dem Vater allein war.

„Kummer habe ich.“

„Hast du dein Holz schlecht verkauft?“

„Nein, es ist etwas, was Viktor anbetrifft.“

„Hast du Nachricht über seine Eltern bekommen?“

„Die Frau, die ihn auf der Straße ausgehakt hat, war nicht seine Mutter.“

„Das habe ich mir gleich gedacht.“

„Sie hatte das Kind gestohlen, um es für sich betteln zu lassen.“

„Ja, woher weißt du denn das?“

„Sie hat es gestanden, bevor sie im Spital gestorben ist.“

„Dann muß sie doch gesagt haben, wer seine Eltern sind? Weißt du, wie sie heißen?“

„Wenn ich es wüßte, würde ich es dir schon sagen,“ brummte Vater Matiesen.

Es war nichts weiter aus ihm herauszubringen, aber der Mutter war es klar, daß ihm etwas Unangenehmes zugestoßen sei, das ihn schwer bedrückte.

Er aß und trank nicht wie sonst, er warf sich in der Nacht unruhig hin und her und schalt mit jedem, auch mit Viktor. Am ärgerlichsten aber wurde er, wenn man den Tischler Meinert erwähnte. „Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben,“ sagte er.

„Aber er hat dir doch nichts zuleide getan,“ wandte seine Frau ein.

„Das ist ganz gleich, ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben!“ Und wirklich legte er mit seinem Schiff diesmal eine große Strecke weiter oben am Flusse zur Winterrast an, so daß Viktor und Klara bei ihren Gängen durch den Wald nicht mehr bei Meinerts Wohnung vorbeikamen.

Die beiden Kinder hatten wieder gute Tage. Sie durchstreiften den Wald, um dürres Holz zu suchen. Hatten sie genug gesammelt, so setzten sie sich an einen Wegrand mitten unter die Herbstblumen. Viktor zog ein Buch heraus und las vor, oder er ließ Klara vorlesen. Rings um sie brumnten und summten die Insekten, und einzelne Vogelrufe drangen aus dem stillen Walde zu ihnen herüber.

Hatten sie sich über ihrem Buche verspätet, dann liefen sie eilig durch den dämmernden Wald dem Ufer zu und freuten sich, wenn sie den Lichtschein sahen, der durch die Kajüte, wo die Mutter das Abendessen bereitete, in die Nacht hinausleuchtete.

Eines Abends kam der Tischler Meinert zu ihnen. Er schaute düster drein und stützte sich schwer auf seinen Stock.

„Seid Ihr krank gewesen?“ fragte die Mutter mitleidig.  
„Nein, nein, ich bin nur so allein und einsam. Ich habe Geld genug, aber das Glück kann ich mir damit nicht kaufen. Bis jetzt fand ich Zerstreuung in meiner Arbeit, aber auch die freut mich nicht mehr.“

In diesem Augenblick kamen Viktor und Klara aus dem Walde. Als sie ihren alten Freund Meinert erblickten, warfen sie ihre Reisigbündel weg und liefen voll Freude auf ihn zu. Er liebte sie sanft. „Ihr seid glücklich!“ sagte er dabei zu den Eltern. „Ihr habt vier Kinder, ich habe keins.“

Er stand auf und nahm seinen Stock. „Sei brav,“ sagte er zu Viktor, „und mache deinen Eltern Freude! Sie haben es wohl um dich verdient.“ Damit begab er sich auf den Heimweg, ohne daß Vater Matiesen ihn wie sonst aufgefördert hätte, zum Abendessen dazubleiben.

Am nächsten Morgen begab sich Vater Matiesen zu dem Pfarrer nach Altmarkt. Er konnte das Geheimnis, das ihn drückte, nicht länger allein tragen.

„Was soll ich tun, Herr Pfarrer?“ fragte er. „Ich habe Viktor fünfzehn Jahre wie meinen Sohn gehalten, und nun soll ich ihn hergeben!“

„Ja, warum denn?“

„Sie wissen doch, daß man dem Tischler Meinert sein Kind gestohlen hat?“

„Ja, das hat mir Meinert erzählt, aber das ist schon lange her.“

„Die Frau, die den Knaben aufs Land bringen sollte, behielt ihn zum Betteln bei sich, und als er ihr lästig fiel, ließ sie ihn auf der Straße allein. Als sie jetzt krank wurde und fühlte, daß sie sterben mußte, hat sie alles gestanden.“

„Hat sie gesagt, wer das Kind war?“

„Es ist Viktor,“ sagte Vater Matiesen mit zitternder Stimme.

Der Pfarrer ließ vor Überraschung das Buch fallen, das er in der Hand gehalten hatte. „So ist Viktor Meinerts Sohn?“

„Ja, das ist er.“

„Aber dann müßt Ihr Meinert ja den Sohn wiedergeben!“

„Geht es wirklich nicht anders?“ fragte Vater Matiesen betrübt. „Ich habe mir solche Mühe mit dem Knaben gegeben, wir haben so viel schwere Zeit miteinander durchlebt, und jetzt soll ich mich von ihm trennen? Muß das sein?“

„Freilich muß es sein,“ sagte der Pfarrer eifrig. „Ihr werdet doch dem Vater seinen Sohn nicht vorenthalten wollen?“

Vater Matiesen ließ den Kopf hängen.

„Kommt,“ sagte der Pfarrer, „wir wollen zusammen zu Meinert gehen und ihm sagen, daß er einen Sohn hat.“

### 7. Wie es Viktor auf der Schule erging.

Meinert konnte zuerst kaum an sein Glück glauben. So war also Viktor, den er schon immer lieb gehabt, wirklich sein Sohn! Wenn er aber sein Sohn war, dann sollte er auch niemandem mehr angehören als ihm ganz allein. Er ließ Viktor nicht einmal recht Zeit, von denen Abschied zu nehmen, bei denen er so lange gelebt hatte. Schon am nächsten Tage reiste er mit ihm in die Hauptstadt, um ihn in eine Lehranstalt zu bringen.

Während er mit dem Knaben im Eisenbahnwagen saß, dachte er an nichts als an die Erfolge und Ehren, die sein Sohn auf der Schule erringen sollte. Der arme Viktor aber hatte seine Mühe tief über die Augen gezogen, damit sein Vater die Tränen nicht sehen sollte, die ihm unaufhaltsam über die Wangen flossen.

Als sie in der Stadt angekommen waren, ging Meinert mit seinem Sohn in ein großes Kleidergeschäft, um ihn von Kopf bis Fuß neu kleiden zu lassen. Als Viktor sich dann in dem großen Spiegel betrachtete, kannte er sich selbst kaum

wieder. Die schmucke Kleidung des Institutzöglings ließ von dem einfachen Schiffsjungen nichts mehr erkennen. Hätte ihm nur das Herz nicht so bang unter der hübschen Uniform geschlagen! Aber die Erinnerungen an sein bisheriges glückliches Leben waren nicht so leicht zu beseitigen wie die alten Kleider.

„Du darfst jetzt an nichts mehr denken, als daß du mir gehörst und mir Ehre machen mußt,“ sagte sein Vater, als er ihn im Institut untergebracht hatte und Abschied von ihm nahm.

„Sie müssen jetzt ein ganz neues Leben anfangen,“ sagte der Direktor des Instituts zu ihm. „An Ihr altes Leben dürfen Sie nicht mehr denken.“

Ach, und Viktor dachte doch an nichts anderes als an sein altes Leben. Unaufhörlich schwebte es ihm vor, wie seine Schwestern beim Abschied weinend an seinem Halse gehangen, und wie die Eltern sich abgewandt hatten, um die Tränen in ihren Augen zu verbergen. Und das Schiff und der Fluß! Sollte er die nie wiedersehen?

Bitterlich schluchzend lag er am ersten Abend in seinem Bett in dem großen, düsteren Schlaßsaal, während alle andern um ihn herum fest schliefen. Und wie verlassen fühlte er sich in den Freistunden, wenn die andern fröhlich lärmten und spielten, ohne sich um ihn zu kümmern! Gewöhnlich verbarg er sich in irgend einem Winkel, um nicht seiner Traurigkeit wegen ge-neckt und verhöhnt zu werden.

Auch in den Lehrstunden konnte er die Gedanken an seine Heimat nicht verbannen, und mit Unwillen bemerkte der Lehrer, daß Viktor alle seine Hefte und Bücher mit Schiffen, Fischen, Brücken und Rähnen bekrizelte. Ermahnte ihn der Lehrer dann mit seiner scharfen, strengen Stimme zur Aufmerksamkeit, so fuhr er zwar zitternd zusammen, aber viel anders wurde es nicht mit ihm. Wie sehr er sich auch vornahm, keinen

Anlaß mehr zur Klage zu geben, die Schiffe und Rähne wollten aus seinen Hefen nicht mehr verschwinden.

Mit dem Lernen ging es Viktor auch nicht gut. Er hatte immer für einen klugen, begabten Jungen gegolten, und jetzt war niemand mit ihm zufrieden. Die Professoren im Institut unterrichteten eben in ganz anderer Weise als der alte Lehrer in der kleinen Schule zu Altmarkt, und in dem sonnigen Walde, Seite an Seite mit der fröhlichen Klara, lernte es sich leichter als in dem kahlen, großen Studierzimmer unter Knaben, die ihm alle fremd waren, und von denen kein einziger Anteil an ihm nahm. Das Heimweh schnürte ihm die Brust zusammen und füllte all sein Denken und Sinnen.

Vergebens bekam er Strafe auf Strafe, vergebens ließ ihm Meinert die teuersten Nachhilfestunden geben. Je mehr man auf ihn einredete, desto schlimmer wurde es mit ihm. Seine einzige Freude bestand in den Briefen, die ihm Klara von Zeit zu Zeit schickte.

„Ach, wenn sie zu Hause wüßten, wie es mir hier geht!“ dachte er bei jedem Briefe, und zu Hause war ihnen ebenso bange nach ihm. „Ach, wenn du noch bei uns wärst!“ hieß es stets in Klaras Briefen. „Als du noch bei uns warst, da war alles gut.“

Sie hatten zu Hause viel Sorge. Die „Oberländerin“ wurde immer haufälliger, der Vater hatte beim Holzhandel Unglück gehabt, der Gehilfe war wieder krank gewesen. „Könnte ich ihnen nur helfen!“ Das war Viktor's Gedanke bei Tag und bei Nacht.

Da kam wieder ein Brief aus der Heimat. Klara schrieb: „Es ist aus mit uns, lieber, guter Viktor, ganz aus! Die ‚Oberländerin‘ kann keine Fahrt mehr unternehmen, sie muß als altes Holz verkauft werden. Der Vater hat an ihrer Seite eine Tafel aufgehängt, auf der steht, daß das Schiff abgebrochen und

verkauft werden soll. Es waren schon ein paar Käufer hier, sie anzusehen. Aber was soll dann aus uns werden? Die Mutter ist ganz krank vor Kummer, und der Vater geht so gebeugt umher wie noch nie.“

Viktor konnte nicht weiter lesen. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, und in seinen Ohren summt es. Aber er suchte sich gewaltsam zu beherrschen. Jetzt war keine Zeit, den Kopf hängen zu lassen. Er durfte den Seinen nicht auch noch Kummer machen; er mußte mit allem Eifer lernen, um einmal etwas Tüchtiges zu werden und ihnen beistehen zu können.

Mit fieberhaftem Eifer wandte er sich nun seinen Arbeiten zu, so daß seine Lehrer ihn nicht genug loben konnten. Aber der Kummer und die Überanstrengung erschütterten seine Gesundheit.

Während er eines Tages mit schmerzendem Kopfe kurz vor den Ferien in der Unterrichtsstunde saß und auf den Lehrer hörte, verwirrten sich seine Gedanken. Es war ihm, als schwämme er auf dem Flusse, und er sehnte sich, seine Stirn in die kühle Flut zu tauchen. Er hörte eine Glocke: das mußte das Schleppe-schiff sein, das durch den Nebel daherzog. Plötzlich kam es wie ein gewaltiges Rauschen in seine Ohren. „Die Flut kommt, die Flut kommt!“ schrie er angstvoll, und als der Lehrer erschrocken zu ihm sprang, konnte er ihn eben noch vor dem Hin-stürzen bewahren. Viktor war sehr krank geworden.

In größter Angst eilte Meinert, der eben in das Institut gekommen war, um sich nach Viktors Fortschritten zu erkundigen, an dessen Bett, allein Viktor erkannte ihn nicht mehr. Und als Meinert den Arzt mit zitternder Stimme fragte, ob sein Sohn in Lebensgefahr schwebe, zuckte jener bedenklich mit den Schultern und sagte: „Man muß ihn sogleich aus der Stadt nehmen und aufs Land bringen, wenn er davontkommt.“

„Wenn er davontkommt!“ Mit welcher Angst erfüllten diese Worte den armen Vater! Alle seine ehrgeizigen Pläne

verstummten; er wünschte nichts weiter, als daß sein Sohn wieder gesund werden möge. Was lag daran, wenn er kein vornehmer Herr wurde, kein Gelehrter? Wenn Viktor ihn nur wieder erkannte, wenn er sich nur wieder aufrichten und sagen konnte: „Weine doch nicht, lieber Vater!“ dann war ja alles gut.

Meinert wischte sich die Tränen aus den Augen und beugte sich zärtlich über den Kranken. „Werde doch nur wieder gesund, mein lieber Junge! Du darfst ja die Schule verlassen und wieder auf dem Flusse fahren. Ich will zufrieden sein, wenn du mich nur manchmal beim Vorüberfahren besuchst.“

Aber Viktor verstand nicht, was sein Vater zu ihm sagte. Es war ein wahres Glück, daß eben jetzt die Ferien begannen und die Schüler nach Hause reisten! Bald herrschte völlige Ruhe in den weiten Sälen des Institutes. Die Glocke verkündigte nicht mehr Anfang und Ende der Unterrichtsstunden, vom Garten her erklang statt der lärmenden Stimmen der Knaben nur noch das leise Plätschern des Springbrunnens und das Gezwitzchen der Vögel.

Inmitten dieser friedlichen Stille erwachte Viktor endlich wieder zum Bewußtsein. Verwundert fand er sich ganz allein in einem von weißen Vorhängen umgebenen Bett. Er hätte gern den Kopf gehoben und die Vorhänge ein wenig auseinandergeschlagen, aber er war zu schwach dazu.

Nachdem er ein Weilchen gewartet hatte, hörte er leise Stimmen in seiner Nähe und ein vorsichtiges Gehen auf den Zehen. Die Stimmen kamen ihm so bekannt vor. „Hoho!“ rief er, so laut er konnte.

Da teilten sich die Vorhänge, und in dem hellen Tageslichte, das zu ihm drang, erblickte er alle die Lieben, nach denen er so oft in seinen Fieberphantasien gerufen hatte: Vater Meinert und Vater Matiesen und die Mutter und Klara und Mimi und Lili, alle, alle! Ja sogar der Gehilfe stand da und

lachte vor Freude über das ganze Gesicht. Alle streckten die Arme nach ihm aus, alle wollten ihn küssen, ihm die Hände drücken, ihm ein freundliches Wort sagen.

„Wo bin ich denn, und woher kommt ihr?“ fragte Viktor ganz betroffen.

Aber der Arzt hatte strenge Befehle gegeben. Viktor mußte die Arme wieder unter die Decke stecken, durfte sich nicht bewegen und nicht aufregen.

Da er nicht reden sollte, sprach Meinert an seiner Stelle: „Denke nur, schon zehn Tage liegst du hier, ohne etwas von dir zu wissen. Ich war gerade bei deinem Direktor, um mich nach dir zu erkundigen. Er sagte, du seiest voll Eifer und machest die besten Fortschritte. Da stürzte dein Lehrer herein mit der Nachricht, du seiest schwer erkrankt. O, was für einen Schrecken ich bekam! Ich lief sogleich ins Krankenzimmer, aber du erkanntest mich nicht mehr, und deine Augen glühten im Fieber.“

O mein armes Bürschchen, wie krank bist du gewesen! Keinen Augenblick bin ich von deinem Bett gewichen. Und da du unaufhörlich nach deinen Pflegeeltern und Geschwistern rieffst, so schrieb ich ihnen, sie sollten kommen, damit du sie gleich bei dir fändest, wenn du aus dem Fieber erwachtest. Habe ich das recht gemacht, mein lieber Viktor?“

Er beugte sich zu seinem Sohne nieder, und dieser zog trotz des Verbotes des Arztes seine Arme unter der Decke hervor, schlang sie um Meinerts Hals und gab ihm den ersten herzlichen, dankbaren Sohneskuß.

Da Viktor nicht fortgebracht werden konnte, übernahmen die Mutter und Klara abwechselnd seine Pflege, während Vater Matiesen und sein Gehilfe auf einem Holzplatze der Stadt Beschäftigung gefunden hatten und nur zuweilen kamen, um Viktor zu besuchen.

Meinert aber war nach Altmarkt gefahren. Er sagte, er habe Freunde dort, die einen Kapitän zur Führung eines neuen, großen Holzschiffes brauchten und gewiß froh sein würden, Vater Matiesen dazu zu bekommen. Er wolle die Sache mit ihnen abmachen.

Ein paar Wochen waren vergangen. Viktor hatte schon das Bett verlassen und verbrachte den größten Teil des Tages in dem großen Garten der Anstalt. Als Meinert von seiner Reise zurückkam, fand er die ganze Familie dort versammelt.

„Nun, wollen mich deine Freunde zum Kapitän?“ fragte Vater Matiesen ängstlich, nachdem die erste Begrüßung vorüber war.

„Freilich wollen sie dich!“ erwiderte Meinert lächelnd. „Du wirst dich wundern, was für ein hübsches Schiff für dich bestimmt ist!“

Schon am nächsten Tage begaben sich alle nach Altmarkt, wo das Schiff verankert lag. Wie freuten sie sich, als sie das neue, prächtige Schiff vor sich liegen sahen! Es bekam eben einen neuen Anstrich und strahlte förmlich in seinen frischen, glänzenden Farben. Nur die Stelle, wo der Name des neuen Schiffes angebracht war, war durch graue Leinwand verhüllt, so daß man ihn nicht lesen konnte.

„Ach, das schöne Schiff!“ riefen alle wie aus einem Munde.

Vater Matiesen aber setzte schüchtern hinzu: „Es ist viel zu schön für mich. Ich werde mich ja gar nicht trauen, mit einem so schönen Schiff zu fahren.“

„Sieh es dir nur erst ordentlich an!“ sagte Meinert und schritt den andern voran über die Planke des Schiffes. Das Verdeck war aus glänzendem, gebohtem Holze gearbeitet und mit einer Balustrade versehen. Es war eine Bank zum Sitzen da und ein Segeldach, das Schatten spendete. Der innere Schiffsraum war so geräumig, daß er eine doppelt so große

Holzladung aufnehmen konnte, als das alte Schiff. Und die Kajüten — drei hübsche Zimmerchen mit Spiegeln und eine Küche mit blitzendem Kupfergeschirr — die waren geradezu wunderbar!

Vater Matiesen war so gerührt, daß er kaum sprechen konnte. Er zog seinen Freund Meinert etwas von den übrigen hinweg und sagte: „Nur etwas hast du mir noch nicht gesagt!“

„Was denn?“

„Für wessen Rechnung ich das Schiff führen soll.“

„Für wessen Rechnung? Ei, natürlich für deine eigene.“

„Wie — aber — das Schiff —“

„Gehört dir.“

„Mir?“ Vater Matiesen sank vor Überraschung auf die Bank neben sich. „Wie könnte ich das annehmen!“

„Vergißt du denn, was ich dir schuldig bin? Denke an die Ausgaben, die Viktor dir bereitet hat! Ich bleibe trotzdem noch dein Schuldner, denn was du an meinem Sohn getan hast, das läßt sich überhaupt nicht bezahlen.“

Die beiden Männer fielen einander um den Hals und küßten sich mit Tränen in den Augen.

Da tönte plötzlich Musik vom Ufer her. Ein Menschenzug mit einer wallenden Fahne, an der Spitze der Herr Pfarrer, näherte sich.

„Was bedeutet denn das?“ fragte Vater Matiesen verwundert.

„Das bedeutet,“ sagte Meinert und rieb sich vergnügt die Hände, „daß das Schiff getauft werden muß, und daß ich unsern Herrn Pfarrer gebeten habe, die Taufe heute vorzunehmen.“

Was für eine schöne Feier wurde das! Ganz Altmarkt war herbeigeströmt, um der Schiffstaufe beizuwohnen. Die Fahne wehte im Sommerwinde, die Sonne schien glänzend auf das Schiff und die bunte Menschenmenge. In das „Benedictum est!“ des Pfarrers schmetterte die Musik ihre rauschenden Töne.

Klara und Viktor standen an der Seite des Pfarrers, denn sie waren die Taufpaten des Schiffes. Jetzt wurde die graue Leinwand von dem Namen des Schiffes gezogen, und man konnte in glänzenden Buchstaben lesen: „Die neue Oberländerin.“

„Hurra, hurra!“ scholl es von allen Seiten, die neue ‚Oberländerin‘ soll leben! Und ihr Kapitän und die Taufpaten sollen auch leben! Hurra!“

Als sich die Menge endlich zerstreut hatte, vereinigten sich die Freunde zu einer fröhlichen Festtafel auf dem Verdeck der „Oberländerin“. Während die Gläser munter zusammenklangen, beugte sich Vater Matiesen lächelnd zu seiner Frau und sagte neckend: „Du, soll ich Viktor jetzt zur Polizei zurückbringen?“ —

Vielleicht wollen die jungen Leser noch erfahren, wie es Viktor später erging, und ob er wieder in die Lehranstalt zurückgekehrt ist.

Als sich Viktor vollständig erholt hatte, ging er freiwillig in das Institut zurück und lernte wieder mit dem größten Eifer. Er wollte sich seinem Vater dankbar erzeigen und die Hoffnungen erfüllen, die er auf ihn gesetzt hatte.

Jetzt, da ihm das Heimweh nicht mehr das Herz zusehnürte und er sich keinen Kummer um seine Lieben daheim zu machen brauchte, fühlte er sich gar nicht mehr unglücklich in der Schule und spielte und verkehrte vergnügt mit den Kameraden. Was aber die Hauptsache war, mit dem Lernen ging es ganz vortrefflich. Seine Lehrer waren des Lobes voll über seine Leistungen, und es ist anzunehmen, daß einst alle stolzen Träume Vater Meinerts in Erfüllung gehen werden.

Viktors glücklichste Tage aber sind für ihn immer die, die er während der Ferien auf dem Flusse verbringen kann, der ihn groß werden sah.





### Kaiser Joseph als Arzt.

Die Bühne zeigt ein ärmliches Zimmer. In einem alten Lehnfessel sitzt eine blasse Frau. Franz, ein Bube von neun Jahren, stürzt herein.

Mutter (mit schwacher Stimme).  
Kommst du endlich?

Franz (tritt auf sie zu und läßt ihr die Hände). O Mutter, du hast die Augen wieder auf, du sprichst! O wie froh bin ich! Ich dachte, das Herz stände mir still vor Schreck, als du vorhin so blaß und starr wurdest. Nun kommt auch gleich der Arzt, der wird dich vollends gesund machen.

Mutter (traurig für sich). Die rechte Hilfe wird er kaum für mich haben. (Laut zu Franz.) War es dir denn leicht, einen Arzt zu finden?

Franz. Nein, Mutter, leicht war es nicht. Zuerst lief ich zum Doktor hier an unserer Straßenecke und bat ihn, dich zu

befuchen. Er sagte, er wolle schon kommen, aber der Besuch koste einen Gulden, ob ich den habe. Als ich nein sagte, da meinte er, er habe keine Zeit, ich solle zum Doktor gehen, der gegenüber wohnt. Der wollte aber auch erst seinen Gulden haben, und bei einem dritten ging es mir ebenso.

Mutter *(fährt ihm zärtlich über das Haar)*. Armer Bub! Ja, ja, dem Armen will keiner helfen!

Franz. Zuletzt aber habe ich doch einen gefunden, der ohne Gulden kommen will. Höre nur weiter! Als ich ganz betrübt auf der Straße stand und nicht wußte, was ich anfangen sollte, da kam ein Herr daher in einem großen Mantel, der sah mich so mitleidig an mit seinen milden, ernstern Augen, daß ich mir ein Herz faßte und ihn bat, er möge mir einen Gulden schenken.

Mutter *(unterbricht ihn erschrocken)*. Aber Kind, du weißt doch, daß man nicht betteln darf!

Franz. Für mich hätte ich es auch nicht getan, das kannst du mir glauben, Mutter, aber für dich, dachte ich, dürfe ich es wohl wagen, das werde mir der liebe Gott schon verzeihen.

Mutter. Und was sagte denn der Herr zu deiner Bitte?

Franz. Er lachte erst ein wenig und fragte, ob es denn ein ganzer Gulden sein müsse, und ob es ein Zwanziger nicht auch tue. Als ich ihm aber sagte, wozu ich das Geld brauche, da wurde er ganz ernst und sagte, er sei auch ein Arzt und wolle nach dir sehen, ohne daß es etwas kosten solle. Ich mußte ihm deinen Namen und deine Wohnung nennen, und dann sagte er, ich solle nur immer vorauslaufen, er wolle gleich nachkommen. O Mutter, wenn irgend jemand dir helfen kann, dann hilft dieser Mann gewiß. Er sieht so gut aus, so gut — ich glaube, da kommt er schon.

*(Es klopft.)*

Mutter. Bitte nur hereinzukommen!

Joseph (in einen großen Mantel gehüllt, tritt auf die Schwelle). Wohnt hier die Witfrau Franziska Gruber? (Erblückt den Franz.) Ah, da bist du ja, mein kleiner Freund! Nun führe mich zu deiner Mutter.

Franz. Mutter, das ist der Herr Doktor, der dich gesund machen will.

Mutter. Verzeihen Sie nur, Herr Doktor, daß der Bub Sie um Geld angegangen hat! Es ist nicht mit meinem Willen geschehen.

Joseph. Für seine Mutter durfte er wohl bitten. Aber nun sagt, wo es Euch fehlt. (Sieht sich in der Kammer um.) Es scheint Euch nicht gut zu gehen?

Mutter (sich über die Augen fahrend). Seit mein Mann tot ist, ist es uns sehr schlimm ergangen.

Joseph. Was war denn Euer Mann?

Mutter. Zimmermann war er. Zwei Jahre ist es her, da brachte man ihn mir tot ins Haus getragen. Beim Bau eines Gerüstes fiel ein Balken auf ihn und erschlug ihn. (Weint.)

Joseph. Arme Frau!

Mutter (trocknet sich die Augen). Wenn der Bub nicht gewesen wäre, hätt' ich's nicht überlebt. So hab' ich getan, was ich tun konnte. Ich hab' genäht und geflickt und für die Leute gewaschen, aber viel hat's nicht getragen, und in der letzten Zeit wollt's mit den Kräften gar nicht mehr gehen. Ich hab' eine Kundschaft nach der andern verloren, weil ich die Arbeit nicht zur rechten Zeit abliefern konnte, und heute ward mir auf einmal so schwindlig, daß ich umgesunken bin. Da ist der Bub in seiner Angst fort nach einem Doktor gelaufen.

Joseph (für sich). Der Grund der Krankheit dürfte nicht schwer zu finden sein. (Laut.) Was habt Ihr denn heute gegessen, liebe Frau?

Mutter. Geessen? Heute? Ach Gott, ich glaube, gar nichts hab' ich gegessen.

Franz. Das letzte Stückchen Brot hat sie mir gegeben.

Mutter (entschuldigend). Solch ein Bub hat ja immer Hunger.

Joseph. Und gestern, was habt Ihr da gegessen?

Mutter (verlegen). Viel wird's auch nicht gewesen sein.  
Ein paar Kartoffeln waren noch da.

Franz. Die hab' ich fast alle bekommen.

Mutter. Ich kann den Buben doch nicht hungrig in die Schule schicken!

Joseph. Also in die Schule geht der Bub?

Mutter (eifrig). Ja freilich, ich will doch, daß er etwas Ordentliches lernt, damit er einmal mit Ehren durch die Welt kommt. Und fleißig ist er in der Schule, das kann ich sagen. Geh, Bub, laß den Herrn Doktor doch einmal dein Schreibheft sehen. (Franz bringt sein Heft.)

Joseph (durchblättert es wohlgefällig). Brav, recht brav! Wenn der Bub so fleißig in die Schule geht, wird er Euch wenig helfen können?

Mutter. O doch, doch! Den ganzen Haushalt besorgt er, wenn ich zu tun hab' oder krank bin. Das Holz kleinmachen, das Zimmer kehren, die Suppe kochen, das kann er alles so gut wie ich. Es hat nur nicht viel zu kochen gegeben in der letzten Zeit, seine Wangen sind schon recht schmal geworden.

Joseph. War denn niemand da, der Euch hätte helfen können?

Mutter (mühs). An wen hätten wir uns wenden sollen?

Joseph. Man sagt, der Kaiser helfe gern, wenn er von unverschuldeter Not hört.

Mutter (bitter). Der Kaiser wird Besseres zu tun haben, als sich um eine arme Witwe zu kümmern.

Franz (unterbricht sie). Nein, Mutter, so darfst du nicht sprechen. Der Herr Lehrer hat uns erzählt, wie gut der Kaiser zu allen ist, auch zu den Armen und Geringen. Keinen weist er ungehört ab. (Eifrig.) Und das glaube ich auch!

Man braucht ihn ja nur zu sehen, um zu merken, wie gut er es meint.

Joseph (lächelnd). Kennst du denn deinen Kaiser?

Franz (lebhaft). Ich hab' ihn einmal gesehen, wie er von Schönbrunn gefahren kam. Augen hat er, so blau und glänzend — (Er hält inne und blickt verlegen auf den Kaiser.)

Joseph. Nun?

Franz. Ich mein', Eure Augen sind fast wie die seinen.

Joseph (lächelnd). So hast du deinen Kaiser lieb? Das ist recht. (Wendet sich zur Mutter.) Nun aber will ich Euch etwas verschreiben, liebe Frau! Gebt mir ein Stück Papier.

Mutter (verlegen). Ach Gott, ich glaub', es ist gar kein Papier im Haus außer dem Heft von dem Buben!

Joseph. Nun, dann müssen wir ein Blatt aus dem Heft nehmen. (Reißt ein Blatt aus des Knaben Schreibheft.)

Franz (erschrocken). O, das wird dem Herrn Lehrer nicht recht sein!

Joseph. Wenn du erzählst, wer es gebraucht hat, wird er es schon verzeihen. (Schreibt.) So, gute Frau, ich denke, das wird Euch gut tun. Nun lebt wohl und erzieht Euren Buben zu einem tüchtigen Manne. Vielleicht kann ich etwas für ihn tun, wenn er groß ist. (Zu Franz.) Und du behalte deinen Kaiser immer so lieb wie jetzt. (Er fährt ihm freundlich mit der Hand über das Haar und verläßt das Zimmer.)

Mutter. Vergelt's Gott tausendmal, Herr Doktor!

Franz. Vergelt's Gott!

Mutter (gerührt). Was für ein guter Mann das war! Gewiß ist er auch ein geschickter Doktor! Es ist mir, als wäre mir schon leichter, seit er hier war. Nun müssen wir das Rezept aber auch machen lassen. Ach Gott, wenn es nur nicht zu teuer ist!

Franz. Ich will den Herrn Apotheker recht schön bitten,  
Stoll, Im Jugendland.

daß er Geduld mit uns hat. Bist du nur erst gesund, so wirst du ihm schon zahlen, was du schuldig bist. (Nimmt das Blatt und ruft überrascht.) Mutter, das ist ja gar kein gewöhnliches Rezept! (Liest.) O Mutter! (Er schlägt die Hände zusammen.)

Mutter (erhebt sich mühsam und tritt herzu). Was ist es denn? So laß doch sehen! (Beide lesen zusammen.) „Das kaiserliche Zahlamt in Wien ist angewiesen, dem Überbringer 25 Dukaten auszu zahlen. Joseph II.“

Franz (außer sich). Der Kaiser! Mutter, der Kaiser war's. Es war mir doch gleich so, als hätt' ich ihn schon gesehen! Deshalb lächelte er auch, als ich von seinen Augen sprach.

Mutter. Fünfundzwanzig Dukaten! Nun ist uns aus aller Not geholfen!

Franz (noch immer ganz aufgeregt). Nun hol' ich Wein und Suppe für dich und Milch und weißes Brot! O, nun sollst du bald wieder gesund und stark werden! (Lacht.) Da wird der Herr Lehrer freilich nicht böse sein wegen des herausgerissenen Blattes, wenn er hört, daß der Kaiser darauf geschrieben hat. O Mutter, einen besseren Kaiser gibt es nicht mehr! Aber wenn ich groß bin, dann gehe ich zu ihm und biete ihm meine Dienste an. Und so brav will ich werden, so brav —

Mutter. Einstweilen aber wollen wir beide keinen Tag vergehen lassen, ohne für unsern guten Kaiser zu beten. Gott segne unsern Kaiser!

Franz. Ja, Gott segne ihn!

Vorhang fällt.



## Nur ein Mädchen.

**E**s waren einmal zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die wohnten nebeneinander und hielten gute Nachbarschaft. Beide waren noch nicht sieben Jahre und gingen in die erste Volksschulklasse ihres kleinen Heimatortes.

Der Knabe hieß Wenzel, wie in Böhmen, wo die Kinder lebten, sehr viele Knaben heißen, denn der heilige Wenzel ist der Schutzpatron des Landes, und das Mädchen hieß Hedwig. Da beide keine Geschwister hatten, machte es sich ganz von selbst, daß sie in ihren Freistunden viel beieinander waren.

Für gewöhnlich spielten sie recht einträchtig zusammen. Hedwig war immer bereit, wenn Wenzel Fangen oder Verstecken oder Pferd oder Soldaten spielen wollte, und Wenzel hielt es gelegentlich nicht unter seiner Würde, den Puppenvater abzugeben, mit dem Sonnenschirm in der Hand neben dem Wagen von Hedwigs neuer, großer Puppe einherzugehen und alle die guten Sachen aufzuessen, die Hedwig auf ihrem kleinen Kochofen bereitete.

Kamen Schulkameraden zu Wenzel zu Besuch, dann war freilich alles anders; dann schämte er sich der Freundschaft mit dem kleinen Mädchen, und wenn sie wie sonst in den Hof zu ihm herüber kam, hieß es: „Du bist nur ein Mädels, du darfst nicht mitspielen!“

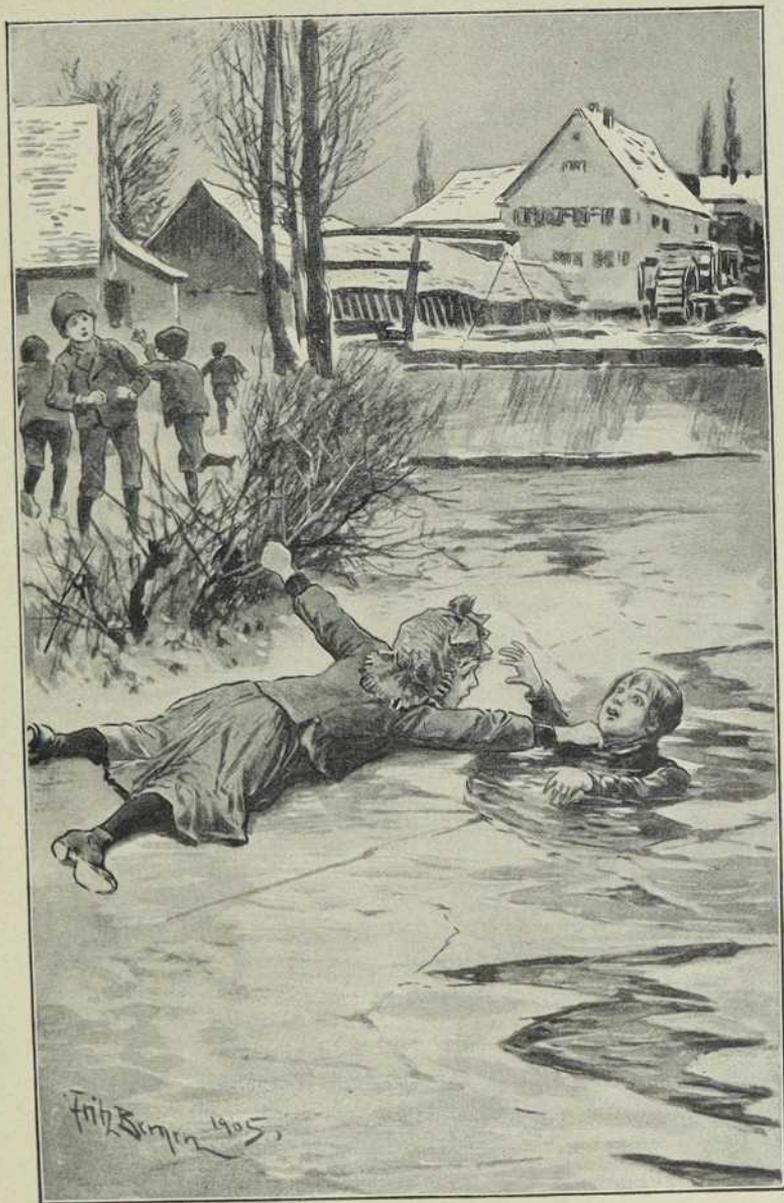
Auch in der Schule sah Wenzel seine kleine Nachbarin nicht viel an, sondern verkehrte sehr von oben herab mit ihr. Das verdross Hedwig natürlich nicht wenig. Da sie aber ein gutes, liebes Kind war, trug sie es ihm weiter nicht nach, und wenn er am Abend mit seiner Schiefertafel zu ihr kam, weil er mit seinem Rechenerempel nicht fertig werden konnte, so sagte sie nicht: „Ich bin ja nur ein Mädel, mach deine Arbeit nur allein!“ sondern half ihm, bis die Aufgabe richtig gemacht war, denn sie war im Rechnen viel flinker als der etwas schwerfällige Wenzel.

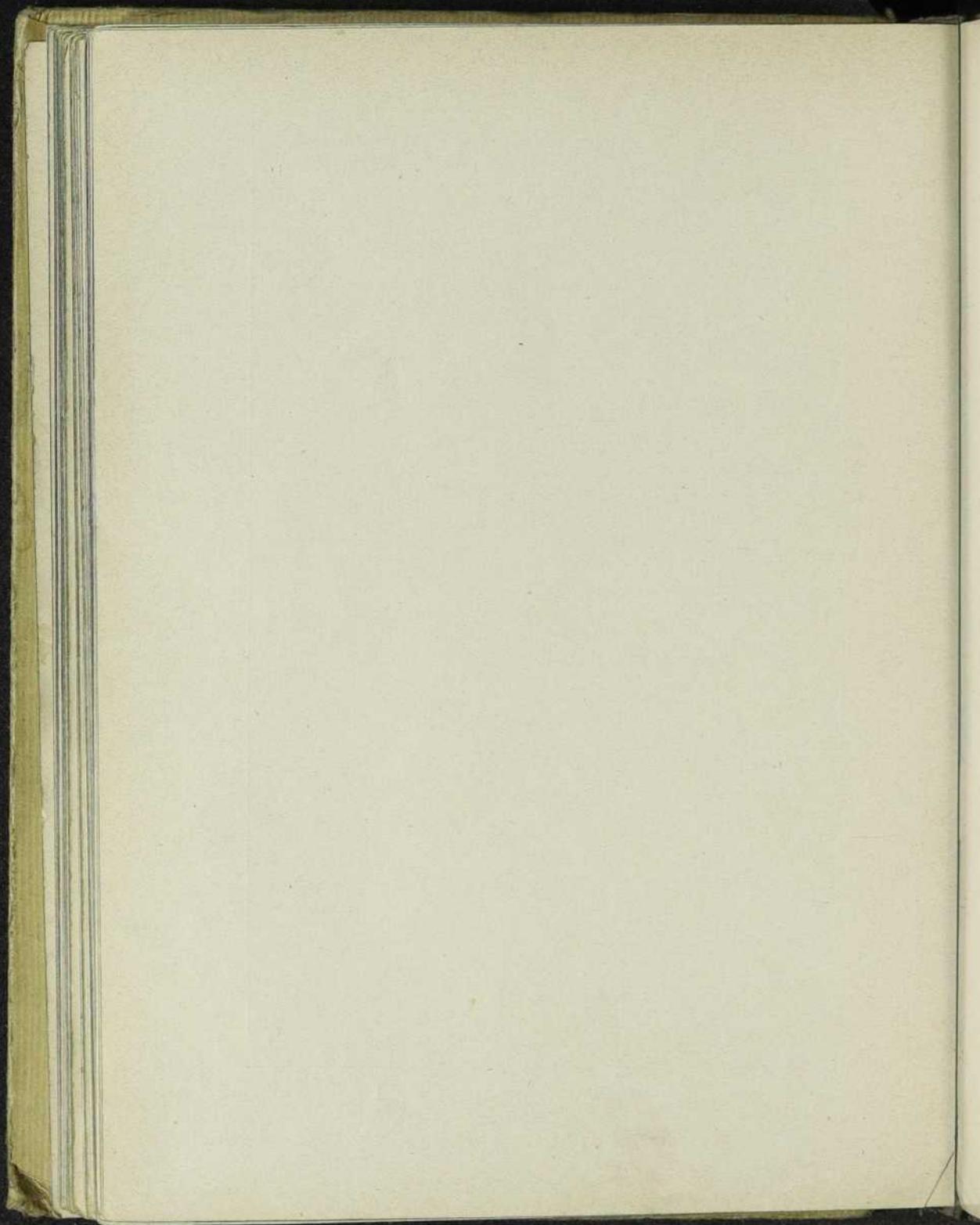
Nun war es einmal in der Weihnachtszeit, als eine lustige, kleine Gesellschaft von Schulkindern, Wenzel und Hedwig unter ihnen, den Heimweg von der Schule antrat.

Kurz vor Weihnachten, das ist schon an sich eine sehr fröhliche Zeit, heute aber hatten die Kinder noch einen besonderen Grund, vergnügt zu sein. In den letzten Wochen war nämlich naßkaltes, nebligtes Wetter gewesen, heute aber hatte der Winter mit einem strahlend klaren, aber kalten Wintertag seinen Einzug gehalten. Von jedem Brunnen, von jeder Dachrinne hingen Eiszapfen herab, und überall konnte man gleiten und schlittern.

Der Weg führte die Kinder an einem tiefen, reißenden Mühlbache hin, dessen schnell dahinschießendes Wasser sie immer gern beobachteten. Heute war der Rand des Wassers ganz mit Eisstücken besetzt. Das Wasser in der Mitte floß viel zu schnell, als daß es eine Eisdecke auf sich geduldet hätte, aber längs des Ufers blinkten und blizten weiße und bläuliche Zacken und Schollen.

Wie lustig das splitterte und klirrte, wenn man mit dem Fuße ein Eisstück abstieß, und wie hübsch es aussah, wenn eine Eistafel, in unzählige Stücke zerbrechend, in das Wasser hinabfiel und eilig von ihm fortgerissen wurde!





Mit größtem Eifer gaben sich die Kinder dieser belustigenden, aber gefährlichen Beschäftigung hin, am eifrigsten der kleine Wenzel. Er hackte und hackte mit seinem Stiefelabsatz auf die Eisstücke los und beugte sich dabei weit über das Wasser.

„Gib acht, Wenzel, du fällst hinein!“ rief die kleine Hedwig erschrocken. Wenzel aber rief spöttlich: „Die Mädels müssen sich doch immer fürchten!“

Klirr, klirr! brach das Eisstück, an dem er mit dem Absatz herumgehämmert hatte, plötzlich ab, er verlor das Gleichgewicht, und ehe er noch Zeit hatte, recht zu schreien, stürzte er schon in das reißende, eiskalte Wasser.

Hätte er sich nicht mit einer Hand an einem Eisackchen halten können, er wäre rettungslos verloren gewesen. Aber auch so war es gefährlich genug mit ihm bestellt; denn von den Buben, die mit dabei waren, dachte vor Schrecken keiner daran, ihm zu helfen.

„Der Wenzel ist ins Wasser gefallen! Der Wenzel ist ins Wasser gefallen!“ schrieken sie entsetzt und flohen nach allen Seiten davon.

Nur ein Kind ergriff nicht die Flucht: das war Hedwig. Sie allein verlor die Besinnung nicht, als sie ihren kleinen Kameraden über den Uferrand stürzen sah.

Ohne zu zögern, warf sie sich platt auf die Erde nieder, und während sie sich mit der einen Hand am Ufergebüsch festhielt, griff sie mit der andern nach dem Knaben. Wirklich gelang es ihr, ihn am Rockragen zu packen, obgleich er vor Schreck wie gelähmt war und ihrer Bemühung in keiner Weise nachhalf. Und nun zog und zog das kleine Mädchen und spornte dabei den Knaben an, sich selbst zu rühren. „Da setz den Fuß her!“ rief sie. „Da halte dich mit der Hand an! — So, mit der andern Hand greif hier nach dem Zweig! — Setz den Fuß auf die Wurzel hier! — Steh fest und rutsch nicht aus! —

Nun reich mir die eine Hand! — Setz die andere! — Nun schwing dich auf! — Es geht schon, es geht schon, gleich bist du oben!“

Richtig, jetzt hatte er mit den Knien den Uferrand erreicht, und Hedwig zog ihn vollends zu sich auf den festen Boden herauf.

Sie atmeten beide hoch auf, aber in lange Freuden- oder Dankesbezeugungen ließen sie sich nicht ein; sie taten das Beste, was sie unter den Umständen tun konnten, und liefen spornstreichs nach Hause.

Als Wenzel bei seinen Eltern anlangte, erschrafen diese nicht wenig. Seine Kleider waren über und über gefroren, so daß er ausfah wie eine Gipsfigur, und von seinen Haaren hingen kleine Eiszapfen herab.

Die Mutter rieb ihn mit warmen Tüchern ab, steckte ihn dann ins Bett und gab ihm heißen Tee zu trinken. Und siehe da, am andern Morgen erwachte er frisch und kerngesund und spazierte wohlgemut zur Schule, neben ihm Hedwig, die gleich ihm vor Freude über das erlebte Abenteuer strahlte.

Ob der kleine Wenzel nun noch einmal sagen wird: „Nur ein Mädel!“? Wir hoffen nicht. Er wird nun wohl gesehen haben, daß zuweilen ein Mädchen die Knaben an Mut und Besonnenheit beschämen kann.

Einstweilen hat er ihr von seiner Weihnachtsbescherung den größten Pfefferkuchenreiter zum Geschenk gebracht, und sie haben diesen, gemüthlich in einer Ecke des Weihnachtszimmers sitzend, friedfertig miteinander verzehrt.





### Das unzufriedene Lang- schwänzchen.

Es war einmal eine kleine Waldmaus, ein zierliches Tierchen mit graubraunem Fell, glänzend schwarzen Augen, einem kleinen Schnurrbart und dem hübschesten langen Schwänzchen, das man sich denken kann, und da das Mäuschen sehr stolz darauf war, hörte es sich am liebsten Langschwänzchen nennen.

Der Eingang zu seiner Wohnung lag gerade unter der Wurzel einer großen, alten Buche. Das war sehr bequem und angenehm, denn die dicke Wurzel schützte die Wohnung wie ein fester Wall, so daß weder Fuchs noch Eule dazu konnten, und die alte Buche war eine so gute Hausherrin, daß sie sich nicht nur keine Miete zahlen ließ, sondern im Herbst, wenn die

Bucheckern reif wurden, dem Mäuschen ganze Mengen davon vor die Tür schüttelte, so daß es sie nur einzutragen brauchte.

Auch Nüsse, Samenkörner, feine Würzelschen gab es reichlich in der Nähe, so daß das Mäuschen die kleine Vorratskammer neben seiner Wohnstube bis oben hinauf anfüllen konnte und den ganzen Winter hindurch genug hatte.

Wer immer es an einem sonnigen Tage behaglich vor seiner Wohnung sitzen sah, das Schwänzchen sorglich zum Kranz geringelt, ein Getreidekorn, an dem es mit scharfen Zähnen herumknabberte, zwischen den Vorderpfoten, der mußte denken: „Nein, was solch ein Mäuschen für ein herrliches Leben hat!“

Aber wie es so geht, Langschwänzchen fand das gar nicht so herrlich. Je weniger ihm zu wünschen übrig blieb, desto mehr wünschte es. „Ach, solch eine arme Waldmaus ist doch gar nichts!“ dachte es oft voll Mißmut. „Niemand beachtet sie, und was für ein jämmerliches Dasein führt sie! Immer in dem dunklen Erdloch zu sitzen oder sich die Füße nach ein paar Samenkörnern abzulaufen, soll das ein Vergnügen sein? Wenn ich nur kein Mäuschen zu sein brauchte!“

Als es wieder einmal verdrießlich vor seinem Häuschen saß, hörte es plötzlich eine Stimme hinter sich. „Was hast du denn eigentlich so zu seufzen, Langschwänzchen?“

Verwundert und auch ein wenig erschrocken sah sich das Mäuschen um.

Da saß ein braunes Waldmännchen auf einem Baumstumpf und blickte spöttisch zu ihm herüber.

„Hat eine arme Waldmaus nicht Grund genug zu seufzen?“ entgegnete Langschwänzchen. „Alle andern Tiere haben es besser.“

„So, so!“ meinte das Waldmännchen und lachte leise vor sich hin. „Du könntest es ja einmal versuchen! Ich wette, du läufst bald zurück, um wieder ein Langschwänzchen zu sein.“

„Da könntest du lange warten!“ rief das Mäuschen eifrig. „Aber was nützt das Reden, du kannst mir ja doch nicht helfen!“

„Wer weiß! Wir Waldmännchen können allerlei! Was für ein Tier möchtest du denn zum Beispiel sein?“

Langschwänzchen legte nachdenklich das eine Pfötchen an die Nase. Da sprang plötzlich ein Hase daher, ein hübscher, grauer Hase mit langen Ohren und kurzem, weißem Schwänzchen. Als er das Waldmännchen auf dem Baumstumpf sitzen sah, stuzte er, richtete die Ohren vor Überraschung steif auf und machte dann in großen Säßen Kehrt.

„O, wenn ich solch ein Hase sein könnte!“ rief Langschwänzchen.

„Das Vergnügen sollst du haben,“ sagte das Waldmännchen. Es brach von einem nahen Haselnußstrauch ein gegabeltes Zweiglein ab, berührte das Mäuschen dreimal damit und sagte: „So, nun kannst du dich auf deinen Wunsch in jedes Tier verwandeln, bis du genug hast. Also fange an!“

„Ich möchte ein Hase sein!“ rief Langschwänzchen schnell.

In demselben Augenblick saß an Stelle des Mäuschens ein Hase da, schaute sich ganz verduzt um und sprang dann, die langen Ohren an den Kopf gedrückt, in ungeschickten Säßen davon.

„Viel Glück auf den Weg!“ rief das Waldmännchen ihm nach und hielt sich den Bauch vor Lachen.

Langschwänzchen — eigentlich sollte man es jetzt Kurzschwänzchen nennen — lief in einem Zuge bis hin zu einer Waldwiese, wo, wie es wußte, die Hasen gern zusammenkamen.

Richtig, da fand es eine ganze Hasenversammlung. Alte und junge, große und kleine Hasen amüsierten sich dort im Sonnenschein und begrüßten Langschwänzchen so freundlich, daß es sich bald ganz heimisch unter seinen neuen Kameraden

fühlte. Nie hätte es gedacht, daß es ein so lustiges Leben geben könne.

Da es Frühling war, gab es die feinsten Grasspitzen und die süßesten Kleeblätter im Überfluß. Den ganzen Tag war die Tafel für die Häschen gedeckt, sie brauchten nur zuzulangen. Nach dem Essen hielten sie ein Mittagsschläfchen — mit halb-offenen Augen, wie es die Art der Hasen ist —, dann wurde gespielt und gescherzt. Ein Häschen sprang über das andere, sie machten Männchen und schossen Purzelbäume, liefen um die Wette und vergnügten sich auf alle Art.

Abends schlüpfen sie in ihre Höhlen in einer nahen Sandgrube oder duckten sich unter einem Tannengebüsch zusammen, wo die trockenen Nadeln ihnen ein warmes, weiches Lager gaben.

So ging es Tag für Tag. Als aber der Sommer gekommen war, da seufzten die alten, erfahrenen Hasen oft: „Nun ist unsere gute Zeit bald vorüber, nun fängt die Jagdzeit an!“

Und richtig! Eines Tages ging es Piff, pass! durch den Wald. Erschrocken ergriff Langschwänzchen mit seinen Genossen die Flucht. Da wieder ein Schuß! Das Häschen an seiner Seite wälzte sich in seinem Blute, und schon kam der schreckliche Hund, packte es und zerrte es zu seinem Herrn.

So ging es nun alle Tage. Der Wald wurde nicht mehr still von Flintengeknall und Hundegekläff. Raub wagten die Häslein sich noch beim Mondschein hervor, ihr Abendbrot zu suchen, und selbst dann waren sie von Gefahren bedroht, denn oft kam der Fuchs leise herangeschlichen und stürzte sich unversehens auf ein ahnungsloses Häschen.

Bisher war es Langschwänzchen immer geglückt, zu entkommen. Eines Tages aber wurde der Wald samt dem benachbarten Felde von allen Seiten von Jägern umstellt. Mit Geschrei und Geklapper jagten die Treiber alles Wild aus seinem Versteck auf und trieben es den Jägern zu.

In wilder Hast schoß Langschwänzchen hin und her, jetzt duckte es sich in eine Ackerfurche, jetzt schmiegte es sich dicht ins Moos oder schlüpfte in ein Gebüsch hinein, um den Augen der Jäger zu entgehen, aber immer wieder wurde es aufgetrieben; ein Hund packte es schon am Ohr, aber noch einmal riß es sich los und entkam.

Allmählich verstummte der Lärm der Jagd. Zu Tode matt vor Angst und Anstrengung lag Langschwänzchen mit ausgestreckten Beinen da. „Kann es etwas Kläglicheres geben, als ein Hase zu sein?“ dachte es, und als jetzt eine Goldammer vergnügt vor ihm auf dem Moose umherhüpfte, seufzte es: „Du hast es gut! Ich wollte, ich könnte solch ein Vöglein sein wie du!“

Da — hast du nicht gesehen — saß unser Langschwänzchen schon als Goldammer im gelben, schwarzgefleckten Federkleid auf dem nächsten Busche. Ach, wie schön war es, ein Vogel zu sein! Langschwänzchen schlug versuchend mit den Flügeln, wippte mit dem gelben Schwanz und probierte seine Stimme.

Wie allerliebste die Klang! Es konnte seines Gezwitzers gar nicht müde werden; dann breitete es seine Flügel auseinander und flog mitten hinein in den grünen Wald.

In einem Birkengebüsch, nicht zu hoch über dem Boden, fand sich ein Nest für unser Langschwänzchen. In aller Frühe, wenn die ersten Sonnenstrahlen über den Wald huschten, saß es schon hoch oben im Birkenwipfel und sang sein Ammerlied froh in die Weite. Zum Morgenmahl suchte es sich dann Käfer und Würmer, noch lieber aber waren ihm die mancherlei Beeren, die an Sträuchern und Bäumen hingen. Schade nur, daß diese jetzt zur Herbstzeit allmählich seltener wurden!

Da glänzte ihm eines Tages ein ganzes Büschel roter Vogelbeeren aus einem Gesträuch entgegen. Wie gut die schmecken mußten! Langschwänzchen setzte sich auf einen Zweig neben die Beeren, um sie erst einmal nach Herzenslust zu beäugeln.

Eine Dohle flog vorbei. „Kra! kra!“ rief sie. Das klang wie: „Weg da! weg da!“ Ja, die mochte Langschwänzchen die köstlichen Beeren wohl nicht gönnen! Auf sie brauchte es aber wahrlich nicht zu hören. Es pickte zu und — saß in der Schlinge, in der die Beeren als Lockspeise hingen.

Das war ein Schrecken! Fester und fester zog sich die Schlinge um seinen Hals; nicht einmal piepen konnte es mehr, nur angstvoll mit den Flügeln schlagen. Von dem Geflatter erschreckt, sprang ein Reh auf, das friedlich in der Nähe des Busches gelegen hatte. Es drückte die feinen Beine an den Leib und lief durch das Gesträuch davon.

Sehnfüchtig blickte ihm Langschwänzchen nach. „O wenn ich doch ein Reh wäre!“ seufzte es, — da war es schon ein Reh. Noch hoben sich ihm die Seiten in zitternder Angst, bald aber beruhigte es sich. Es war ja frei und nicht mehr in der grausamen Schlinge. Neugierig blickte es aus seinen sanften, braunen Rehagen um sich.

Der nahe Waldbach warf ihm sein Bild zurück. Wie vornehm saß der feine Kopf auf dem Halse! Wie zierlich ruhte die Gestalt auf den schlanken Beinen! O, und wie schnell trugen diese Beine es hin und her!

Mit ein paar andern Rehen, denen es sich angeschlossen hatte, rupfte es vergnügt die Grasblüten am Rande der Waldwiese ab. Drohte eine Gefahr, dann gab das wachsame Leittier einen Warnungslaut von sich, und wie der Wind stoben die Rehe auseinander, um sich später an einer sicheren Stelle wieder zusammenzufinden. In der Nacht schliefen die Rehe, treulich aneinandergedrückt, im dichten Gebüsch einer Tannenschlucht.

Allmählich kam der Winter. Früher als sonst hüllte er den Wald in dichten Schnee, und die Rehe fanden den Tisch nicht mehr wie bisher gedeckt. Mühsam mußten sie mit ihren zarten Hufen Kräuter und Moose unter der Schneedecke hervor-

scharren. Als aber ein starker Frost kam und der Schnee gefror, da war es auch damit vorbei, und eine böse Zeit begann für die Rehlein. Sie benagten die Rinde der Bäume, fraßen die Blattknospen von den Zweigen, verzehrten auch die zarteren Zweige selbst, aber zum Sattwerden war das alles nicht.

Der kalte Wind fuhr durch den Wald. Langschwänzchen erschauerte selbst unter seinem dicken Winterfell. Halb erfroren und verhungert wagte es sich aus dem Walde zu einem Bauerngehöfte, um dort im Obstgarten vielleicht etwas Nahrung zu finden; das wütende Gebell eines Hundes ließ es aber erschreckt zurück in den Wald flüchten. Dort sank es erschöpft in den Schnee und konnte sich nicht mehr erheben.

Mit mattem Blick sah es noch einmal um sich, da erblickte es nicht weit von sich auf dem Aste einer Eiche ein Eichkätzchen, das eine Eichel zwischen den Vorderpfoten hielt und mit bestem Appetit verspeiste.

„O das glückliche Tier!“ dachte Langschwänzchen. „Ich wollte, ich könnte auch ein Eichhörchen sein!“

Kaum gedacht, sah es schon im braunroten Pelzrock, den buschigen Schweif wie eine Fahne aufgerichtet, neben dem andern Eichhorn auf dem Ast. Das hatte kürzlich erst seinen Genossen verloren und nahm Langschwänzchen gern mit sich in sein Nest. Ganz verborgen in einem Astwinkel war das gebaut, so daß man es von unten kaum bemerken konnte.

„Wir müssen achtgeben, daß der Marder uns nicht findet,“ sagte das Eichhorn; „auch Raubvögel holen uns gern als Beute.“

Das klang gerade nicht angenehm in Langschwänzchens Ohr, aber es war so warm und behaglich in dem Neste, daß es bald nicht mehr daran dachte, sondern sich eine Haselnuß schmecken ließ, die sein kleiner Wirt aus einem Winkel seines Nestes hervorholte, wo sich noch eine ganze Menge von Nüssen, Eicheln, Tannenzapfen und andern guten Sachen befand.

„Woher hast du denn das?“ fragte Langschwänzchen erstaunt. „Unter dem tiefen Schnee ist ja nichts zu finden.“

„Freilich nicht! Wer aber im Sommer sammelt, der braucht im Winter nicht zu hungern,“ sagte das Eichhorn, dann setzte es geheimnißvoll hinzu: „Ich habe noch mehr, aber ehe ich es dir zeige, mußt du mir geloben, es niemandem zu verraten.“

Langschwänzchen legte zur Beteuerung die rechte Pfote auf das Herz, dann folgte es seinem Freunde.

Pfeilschnell fuhr das Eichhorn an den Bäumen auf und ab, so daß es aussah, als fahre eine rote Flamme darüber hin. Ein Weilschen schien es, als finde es nicht, was es suchte, dann aber hatte es sein Versteck entdeckt. In einem hohlen Astloch hatte es wohl einen ganzen Hut voll Nüsse und Eicheln zusammengetragen; in einem Erdloch unter einem großen Stein, der den Schnee abhielt, war eine zweite Vorratskammer angelegt, und unter dem Wurzelgeflecht einer Tanne eine dritte, in der ein ganzer Haufen von Tannenzapfen verborgen lag.

Langschwänzchen freute sich nicht wenig über diesen Reichtum, überhaupt gefiel es ihm ganz prächtig als Eichhörnchen. Es lernte seinen buschigen Schweif geschickt bald als Balancierstange, bald als Segel benutzen und sich weithin von einem Zweig zum andern schwingen.

Eines Tages wollte es zu einer Eiche huschen, die ganz allein auf einer großen Wiese stand. Als es in der Mitte des Weges ein wenig inne hielt, denn im Laufen sind die Eichhörnchen nicht so gewandt wie im Klettern, hörte es plötzlich ein seltsames Rauschen über sich. Wie eine schwarze Wolke schwebte es in der Luft, dann schoß es herab, und ehe Langschwänzchen zur Besinnung kam, zappelte es schon in den Fängen eines Ablers, der ihm die Krallen in den Rücken geschlagen hatte und mit ihm dem nahen Berge zuslog.

Vergebens suchte Langschwänzchen sich von dem Adler frei zu machen. Schon schwebte dieser so dicht über seinem Neste, daß es das Geschrei der hungrigen Jungen hörte, da fiel sein Auge auf ein paar Gemsen, die unweit des Nestes auf einer kleinen Felsplatte weideten.

„O könnte ich eine Gams sein!“ rief es, da — wie klopfte ihm das Herz vor Freude! — stand es als Gams unter den andern. Wohlgefällig betrachtete es seinen stattlichen Bau. Sein Körper war schwerer, die Füße waren nicht so schlank, aber stärker, als sie es beim Reh gewesen, die Augen kühner und schärfer.

Heidi, was für ein Leben war das jetzt! Über Klippen und Spalten hinweg und senkrecht hinunter ging es viele Meter tief wie im Fluge. Das sollte nur ein Jäger nachmachen! Aber nur selten wagte sich ein Jäger hierher. Ließ sich doch einer erblicken, dann piff die Schildwache, die von den Gamsen immer aufgestellt wird, und fort ging es die steilsten Felswände in die Höhe, an Felsgraten entlang, so schmal, daß kein Menschenfuß darauf haften konnte.

Und wie würzig die Kräuter waren, die der wiedergekehrte Frühling wachsen ließ, und wie gut mundeten das zarte Moos und die nahrhaften Flechten, die auf den Felsblöcken wuchsen!

Zuweilen lauschte Langschwänzchen neugierig auf. Über ihm donnerte und trachte es in den Felsen, und in weißen Wolken schoß es in die Tiefe.

„Was ist das?“ fragte es eine ältere Gefährtin. „Das sind Lawinen. Vor diesen mußt du dich hüten; sie haben schon manch Gamslein mit sich in die Tiefe gerissen.“

Langschwänzchen konnte sich das so gefährlich nicht denken. Neugierig sah es zu, als sich an einem der nächsten Tage wieder eine Schneemasse von einem Felsen löste und mit lautem Gedröhn den Berg hinabwälzte.

„Ehe sie da ist, springe ich fort!“ sagte es, da hatte es die Lawine schon erfaßt und mit sich gerissen.

„Nun ist's aus mit mir!“ dachte Langschwänzchen. Aber es war noch nicht aus mit ihm. Es war an den Rand der Lawine zu liegen gekommen, und es gelang ihm, den Kopf aus dem Schnee herauszuarbeiten. Als es aber auch die Beine hervorziehen wollte, sank es mit einem Schmerzenslaut zurück; die beiden Vorderfüße waren gebrochen.

Ein Gemselein mit gebrochenen Füßen ist aber übel daran; es muß langsam verschmachten, wenn nicht ein Raubtier seinen Leiden schnell ein Ende macht. Ängstlich blickte Langschwänzchen sich um, ob vielleicht der Adler wiederkäme, da sah es nicht weit von sich eine Schar Murmeltiere auf dem Rasen spielen. Sie sprangen lustig durcheinander und trieben allerlei Kurzweil, ohne sich um die niedergegangene Lawine zu kümmern.

„Wie gut die es haben!“ dachte Langschwänzchen. „Ich wollte, ich könnte auch ein Murmeltier sein!“ In demselben Augenblick saß es schon unter der fröhlichen Schar. Die stattliche Gestalt einer Gemse hatte es nun freilich nicht mehr, aber auch als Murmeltier gefiel es sich. Der Leib war zwar ein wenig plump, aber die hellen Augen, die zierlichen Öhrchen, das gelbe Fellchen waren sehr nett, und das Schwänzchen — ei, das war noch ein ganzes Stück länger als der Schwanz des Mäuschens gewesen war, und am Ende schmückte ihn noch dazu eine schwarze Troddel.

Luftiger als bei den Murmeltieren konnte es nirgends zugehen, das war gewiß! Dazwischen erquickten sie sich an den Kräutern und Wurzeln, die es in Überfluß um sie herum gab. Kam ihnen irgend etwas nicht recht geheuer vor, husch! schlüpfen sie in ihre nahen Löcher und sahen nur mit der Nasenspitze hervor.

Auch für Langschwänzchen fand sich eine hübsche Höhle. Es polsterte sie weich mit Heu aus und schlief die ganze Nacht darin so fest und süß wie — ja, wie ein Murmeltier.

Den ganzen Sommer dauerte dieses vergnügte Leben. Allmählich aber machte es Langschwänzchen Sorge, wie es wohl in der kalten Zeit werden würde.

„Sammelt ihr denn keine Vorräte für den Winter?“ fragte es einen seiner kleinen Gefährten. Der aber lachte: „Wozu sollen wir Vorräte sammeln? Kommt der Winter, so ziehen wir uns in unsere Höhlen zurück, stopfen sie mit Gras und Erde zu und halten unsern Winterschlaf, bis der Frühling mit seinen linden Lüften uns weckt.“

Das kam dem Langschwänzchen überaus praktisch und angenehm vor. Es aß nun mit doppeltem Behagen, so daß es mit jedem Tage dicker und schwerer ward.

Als bald darauf der erste wirkliche Frost kam, tat es, was die andern taten. Es fütterte seine ganze Höhle sorglich mit Gras und Blättern aus und verstopfte ihren Eingang dann so fest mit Erde, daß kein kalter Lufthauch hinein konnte. Dann legte es sich auf das Heupolster und schob eine Pfote unter den Kopf, um recht bequem zu liegen.

„Ach, wie gut ist es doch, ein Murmeltier zu sein!“ dachte es und schlief ein.

Es konnte noch nicht lange geschlafen haben — ob ein paar Tage oder Wochen, wußte es nicht — da wurde es von einem Geräusch in seiner Nähe geweckt. Schlaftrunken horchte es auf. Vor der Höhle hörte es Stimmen, und plötzlich fuhr ein blinkender Spaten dicht neben ihm in die Erde.

Zu Tode erschrocken kauerte es sich in dem hintersten Winkel seiner Höhle zusammen, aber es half ihm nichts. Schon wieder fuhr der blinkende Spaten herein, faßte Langschwänzchen samt seinem Heubette und beförderte es ans Tageslicht.

„Da haben wir ja den Siebenschläfer!“ hörte es einen Mann lachend sagen.

„Ein fettes Bürschchen!“ sagte der zweite und betastete es wohlgefällig.

„Der wird einen prächtigen Braten abgeben! Meine Frau wird sich freuen, wenn sie ihn in die Pfanne bekommt.“

Langschwänzchen wäre vor Schreck in Ohnmacht gefallen, wenn das unter den Marmeltieren Brauch wäre. Einen Braten sollte es abgeben, in der Pfanne geschmort werden! Wie entsetzlich!

Es zappelte und quiekte unter den Händen des Mannes, dieser aber schob es ungerührt in einen Leinwandsack und schnürte diesen oben zu.

„Da zapple nur!“ sagte er. „In der Küche wirst du schon still werden.“

Da hockte nun Langschwänzchen in dem finstern Sack und dachte mit Schauern an das, was kommen sollte. Hatte es darum seine trauliche Wohnung unter der Buchenwurzel verlassen, um elend hier gebraten zu werden? War es denn ganz verblendet gewesen, sich von dort hinwegzuwünschen? Was hatte es seitdem für schreckliche Dinge erlebt! Als Hase war es gehebt, als Ammer fast erwürgt worden, als Reh war es beinahe verhungert, als Eichhorn hatte der Adler es gepackt, als Gemse die Lawine es mit sich gerissen, und als Marmeltier sollte es nun gar gebraten werden!

„Ach, wenn ich nur wieder vor meinem Loch sitzen und ein Mäuschen sein könnte!“ seufzte es aus tiefstem Herzensgrunde. Da war sein Wunsch auch schon erfüllt. Der häßliche Sack und der grausame Mann waren verschwunden, im grauen Pelzkleide, das Schwänzchen zierlich zum Kranz geringelt, saß es wieder als Langschwänzchen vor seinem Häuschen unter der großen Buchenwurzel im Sonnenschein. Die Spätherbstsonne

schien freundlich auf den Moosboden herab, der ganz mit Bucheckern bestreut war.

Vor lauter Freude machte Langschwänzchen einen Satz in die Luft. Da hörte es eine Stimme neben sich: „Da bist du ja wieder! War es nicht so plätscherlich draußen in der Welt, wie du dachtest?“

Beschämt ließ Langschwänzchen die Schnurrbartenden hängen.

„Sieh mal, dort läuft ein Hase,“ fuhr das Waldmännchen fort, „hast du nicht wieder Lust, ein Hase zu sein?“

Langschwänzchen aber hörte nicht mehr. Schnell, schnell war es in sein Loch gekrochen. Als das Waldmännchen sich nach ihm umblickte, sah es nur noch die letzte Schwanzspitze darin verschwinden.

O wie behaglich fühlte sich Langschwänzchen in seiner Wohnung! Mochte das Waldmännchen es auch auslachen, nie wollte es sich wieder wegwünschen!

Es wußte jetzt: bei dem vielen Wünschen kommt nichts heraus. Zufriedenheit mit dem, was man hat, nichts anderes sein wollen, als man ist, das ist das beste.

Bei dieser Ansicht ist Langschwänzchen alle Zeit getreulich geblieben, und wenn es nicht gestorben ist, lebt es heute noch.



## Die Prinzessin mit dem königlichen Sinn.

**U**or vielen Jahren lebten ein König und eine Königin, die hatten zwölf Töchter. Jedes Jahr bekamen sie eine. Als aber die zwölfte gekommen war, sagte der König: „So, nun ist's genug! Ordnung muß sein, und das Duzend ist jetzt voll.“

Aber es geht nicht immer, wie man will. Im nächsten Jahre kam wieder ein Töchterlein. Da ward der König zornig. „Was, noch eins?“ sagte er. „Ich habe genug an den zwölfen, das dreizehnte mag nehmen, wer da will.“

„So,“ sagte eine Stimme unten im Hof, „dann gib mir das Kind!“

Der König sah zum Fenster hinaus, da stand unten ein altes Weib mit einem Korb auf dem Rücken, und während der König noch ganz verwundert auf die Frau starrte, wurde diese größer und größer, bis sie hinauf zum Fenster reichte. Sie nahm das Kind der Wärterin aus dem Arm und tat es in ihren Korb, dann wurde sie wieder kleiner und kleiner und ging mit ihrem Korb zum Hofe hinaus.

Das war nun selbst dem König zu geschwind gegangen, und da die Königin bei der Nachricht, ihr Gemahl habe das Kind weggegeben, bitter zu weinen anfing und nicht wieder zu

jammern aufhörte, da ward ihm die Sache leid, und er sandte der alten Frau Boten nach, zwölf, denn diese Zahl hatte er gern, damit sie der alten Frau das Kindlein wieder abnehmen sollten. Aber keiner der zwölf Boten fand sie.

Die Frau war nämlich, wie ihr wohl schon gemerkt habt, eine Fee und konnte zaubern. Als sie aus dem Thor hinaus war, hatte sie ihre Haube verkehrt auf den Kopf gesetzt, das machte sie unsichtbar; dann war sie mit dem Kind, das ruhig in ihrem Korbe schlief, weitergegangen.

Sie trug das Kind aber nicht in ihr Zauberhaus, das am schwarzen See unter der roten Felswand stand, sondern in ein freundliches Dorf und in ein schönes, großes Bauerngut. Da wohnte eine Frau, der vor ein paar Tagen ihr kleines Mädchen gestorben war, und die sich wegen dieses Verlustes fast die Augen ausweinte.

Zu der kam die alte Frau und sagte: „Da habe ich ein kleines, hübsches Kind, willst du es haben?“

Als die Bauernfrau das liebe Kind mit den rosigten Wanglein und dem blonden Schöpfchen über der feinen Stirn sah, rief sie: „Ja, ja, gib mir das Kind!“

Die Alte sagte: „Du mußt es aber gut halten. Es darf nur von der Milch der kleinen, weißen Kuh in deinem Stall bekommen, und sein Bettchen darfst du nur mit den Federn von jungen Täubchen füllen, die noch nicht fliegen können.“

Das versprach die Bäuerin.

„Alle Jahre komme ich nachsehen,“ sagte die Alte noch und ging davon.

Die Bäuerin that alles, wie es die alte Frau gesagt hatte, denn das Kind gefiel ihr über alle Maßen; und weil sie es so lieb hatte, wollte sie ihm auch einen schönen Namen geben. Es fiel ihr aber keiner ein, der schön genug für das Kind gewesen wäre. Nun hatte sie einmal in einem alten Kalender

gelesen, daß regina die Königin heiße, und da nannte sie das Kind Regina, denn sie sagte: „Es ist so schön und lieb, daß es gewiß einmal eine Königin wird.“

Als das Mägdlein heranwuchs, da war kein Wesen auf dem Bauernhof, das sich nicht bemüht hätte, ihm seine Zuneigung zu zeigen.

Trat es in den Hühnerhof, so flatterten die Tauben herzu und neigten sich vor ihm mit dem schönsten „Gurub!“ Die Hennen gackerten, ja selbst der alte Haushahn, der sonst nicht besonders höflich war, machte ihm seinen Kratzfuß.

Kam es in die Ställe, so wieherten die Pferde freudig auf, die Kühe suchten seine Hand lieblosend mit ihren langen Zungen zu berühren, und die kleinen Kälbchen bogen ihre Knie vor ihm. Der Hund an der Kette aber, der sonst auf jeden zufuhr, hörte nicht auf, mit dem Schwanz zu wedeln, solange es in seiner Nähe war.

Und nicht anders war es mit den Menschen. Unter den Knechten und Mägden gab es niemand, der Regina nicht jeden Wunsch erfüllt oder gewagt hätte, sie mit einem rauen Wort zu betrüben; die Bauernfrau aber hatte sie lieber als der König alle seine zwölf Töchter zusammen. Regina wurde auch sehr schön. Ihr Haar schimmerte wie Gold, ihre Augen hatten die Farbe des Himmels, das beste aber war, daß ihr Herz so gut und rein blieb wie selten eins.

Unterdessen waren die zwölf Töchter des Königs herangewachsen, und jede von ihnen hatte einen Prinzen geheiratet und war mit ihm in sein Reich gezogen. Der König hatte jeder einen Scheffel Gold mitgegeben, dann hatte er die Tür zugeschlossen und gesagt: „So, nun ist's gut, nun ist endlich Ruhe!“

Die Königin aber dachte: „Ach, wie leer ist unser Schloß jetzt! Hätte ich doch nur mein dreizehntes Kind, wie glücklich

wäre ich!“ Und dann jammerte und weinte sie so viel, daß ihr Kleid gar nicht mehr trocken wurde.

Als ein Jahr vorbei war, da kam ein Prinz mit großem Gefolge an. Sein Reich lag noch ein Stückchen hinter dem Ende der Welt. Die Berge darin waren von Gold und Silber, Gärten und Felder waren im Winter wie im Sommer mit Blüten und Früchten bedeckt, und in den schönen Städten wohnte ein so glückliches Volk, daß noch nie jemand das Land verlassen hatte.

Der alte König empfing den Prinzen sehr freundlich, denn er hatte schon viel von seinem wunderbaren Reich gehört, der Prinz aber sagte: „Ich bin gekommen, um Eure dreizehnte Tochter zur Frau zu erbitten.“

„Ja,“ sagte der König, „das tut mir herzlich leid, aber ich habe nur zwölf Töchter, und die sind alle schon verheiratet und leben an allen vier Enden der Welt.“

Der Prinz aber sagte: „Das kann nicht sein! Meine Taufpatin hat mir gesagt, ich solle Eure dreizehnte Tochter zur Frau begehren, und meine Patin ist eine mächtige Fee und muß es wissen.“

Da war nun der König in großer Verlegenheit. Er hätte sich gern hinter dem Ohre gekraht, aber er hatte die Krone auf, da ging es nicht. Endlich erzählte er dem Prinzen die ganze Geschichte. Die Königin weinte so viel dazu, daß der Prinz von der Wahrheit des Gehörten vollständig überzeugt war.

Da sagte er: „Ich will ausziehen und Eure Tochter suchen. Sagt mir, wie sie aussieht!“ Das wußten die Eltern aber selber nicht, und so konnten sie es ihm auch nicht sagen.

„Ich will sie schon finden,“ meinte der Prinz und zog trotzdem aus. Er nahm niemand mit sich, sondern ließ sein Gefolge inzwischen bei dem alten König. Er setzte sich auf sein weißes

Koß, gürtete sein Schwert fest um sich und drückte die Krone auf seinen Kopf; dann ritt er davon.

Wohin er kam, hielt er Umschau unter den Mädchen des Landes, aber es war keins darunter, das einer Königstochter gleich gesehen hätte.

Da wurde der Prinz ganz traurig.

Eines Abends kam er in einen dichten Wald, und weil es eine schöne Mainacht war, ritt er weiter und weiter. Als aber der Weg immer enger wurde, stieg er ab und führte sein Pferd am Zaum hinter sich her.

Plötzlich blieb er stehen. Ein wunderbarer Lichtglanz brach vor ihm durch die Zweige. Er band sein Pferd an einen Baum und ging vorsichtig näher. Da kam er auf eine Waldwiese, die so hell vom Mondlicht übergossen war, daß sie wie ein schimmernder See aussah. In der Mitte der Wiese saß auf einem kleinen Thron das lieblichste Wesen, das er je gesehen, die Maienkönigin. Ihr Gewand war aus Maiglöckchenblüten zusammengesetzt, die bei der leisesten Bewegung ein zartes Läuten von sich gaben. Auf dem Kopf trug sie ein Krönchen aus den Staubfäden der Maiglöckchen, und in der Hand hielt sie einen Maiglöckchenstengel.

Um sie herum standen kleine Ritter mit blauen Helmen, das waren blaue Glockenblumen; Anemonen und Narzissen waren Hofdamen in weißen Atlasgewändern, die Schlüsselblumen waren Lakaien in gelben Livreen und die kleinen Gänseblümchen Dienerinnen mit weißen Häubchen, die Tau und Blütenhonig zur Erfrischung herumreichten.

Jetzt winkte die Maienkönigin mit ihrem Blumenzepter. Sofort bildeten alle Ritter und Edeldamen, Lakaien und Dienerinnen eine Reihe, und bei den Klängen einer kleinen Musikkapelle — ein Maitäfer spielte die Bassgeige, eine Grille die Violine, eine Heuschrecke die Harfe — begann der Tanz. Die zarten

Elfen drehten sich so geschwind, daß man die einzelnen Gestalten kaum unterscheiden konnte.

Als sich der Prinz aber vorneigte, um alles besser zu sehen, da knackte ein dürrer Ast unter seinem Fuße, und husch war die ganze lustige Gesellschaft verschwunden. Ein Dämchen nur war über seine Schleppe gefallen und blieb hinter den andern zurück.

Schnell hatte der Prinz sie gefangen. Sie schrie und zeterte, aber er hielt sie nur um so fester. Da bat sie: „Laß mich los, und ich sage dir, was für Haar die hat, die du suchst!“

Da ließ der Prinz das Elfschen los, und es sagte: „Ihr Haar hat die Farbe der Sonne, und wenn du es siehst, dann denkst du: ‚Könnte ich eine Strähne davon haben, ich gäbe alles Gold meines Königreichs darum!‘“

Als der Prinz jedoch mehr wissen wollte, da war das Elfschen verschwunden. Der Prinz aber war zufrieden, daß er doch wenigstens etwas erfahren hatte, und ritt fröhlich weiter.

Wohin er kam, sah er nun die blonden Mägdelein an. Viele hatten schönes, blondes Haar, bei keiner aber dachte er, er möchte alles Gold seines Reiches für eine Strähne ihrer Haares geben.

Da kam er wieder in einen großen Wald, diesmal aber war es Tag. Als er so nachdenklich durch die Bäume ritt, hörte er auf einmal ein seltsames Richern und Lachen. Er stieg von seinem Pferde ab, band es an einen Baum und schritt vorsichtig näher. Da sah er den Eingang einer Höhle vor sich. In einem Kreis saßen kleine Männchen, und jedes von ihnen hatte einen kleinen Berg vor sich, der eine von Gold, der andere von Silber, der dritte von Edelgestein, der vierte von glänzenden Kristallen. Das waren die Schätze, die sie aus der dunklen Erde hervorgegraben hatten, und an denen sie sich jetzt einmal bei Tageslicht freuen wollten.

Als aber der Prinz näher trat, um besser zu sehen, rauschte ein Zweig, und husch waren die Zwerglein verschwun-

den und hatten ihre Schätze mit sich genommen. Nur eines der Männchen war mit dem Ende seines langen Bartes an einer Wurzel hängen geblieben, das hielt der Prinz fest. Das Zwerglein zappelte gewaltig; als der Prinz es aber nicht frei ließ, verlegte es sich auf das Bitten. „Laß mich los,“ sagte es, „und ich will dir sagen, was für Augen die hat, die du suchst.“

Da ließ es der Prinz los, das Zwerglein aber sagte: „Ihre Augen sind so blau wie der Himmel, und sie haben einen solchen Glanz, daß du, wenn du hineinblickst, die deinen senken mußt.“

Als der Königssohn weiter fragen wollte, war der Zwerg verschwunden. Der Prinz aber ritt fröhlich weiter, denn nun wußte er doch schon zweierlei. Wie vielen blondhaarigen Mädchen er aber auch in die Augen sah, so glänzend blaue Augen, daß er die seinen vor ihnen hätte niederschlagen müssen, fand er nicht.

Und wieder kam er in einen Wald. Als er eine Weile darin geritten war, traf er auf ein altes Weiblein, das bemühte sich vergebens, einen Korb voll Reifig auf die Schultern zu heben. Da sprang er mitleidig herzu. „Wartet nur, Mütterchen, ich helfe Euch!“ Als er aber fühlte, wie schwer der Korb war, sagte er: „Laßt mich den Korb tragen, ich bin jung und stark, für Euch ist er zu schwer!“

Die alte Frau sah ihn freundlich an, dann schritt sie voraus, der Prinz mit dem Korb ging hinterdrein, und den Beschluß machte das treue Roß. So kamen sie zu der Hütte der Alten. Sie lag an einem schwarzen See bei einer roten Felswand. Ihre Wände bestanden aus moosbewachsenen Rindenstücken, und das Dach gewährte einen Anblick, als breite sich ein großer Pilz darüber aus.

„Ich danke dir,“ sagte die alte Frau, als der Prinz den Korb vor dem Hause hinstellte, „und da du mir geholfen hast,

will ich dir auch helfen. Du suchst die jüngste Tochter des alten Königs?"

„Ja,“ sagte der Prinz, „aber ich kann sie nicht finden. Sie soll goldenes Haar und himmelblaue Augen haben, aber so oft ich glaube, sie gefunden zu haben, ist sie es doch nicht.“

„Aufs Haar und auf die Augen kommt es nicht an,“ sagte die Alte und wiegte den Kopf hin und her. „Auf das Herz kommt es an! Du mußt sehen, ob sie einen königlichen Sinn hat.“

„Wie soll ich das erkennen?“ sagte der Prinz.

„Das erkennt man auf mancherlei Art,“ meinte die Alte, „aber ich will dir ein Mittel dazu geben.“ Sie zog einen Beutel aus ihrem Kleid und schüttete seinen Inhalt auf ihrem Schoß aus. Es waren lauter Schmucksachen darin, goldne Armbänder und mit kostbaren Steinen besetzte Ringe, Ketten und Spangen und auch eine kleine, silbergraue Perle, in schlichtes Gold gefaßt. „Das Mägdlein, das sich nicht von dem gleißenden Geschmeide blenden läßt, sondern nach der unscheinbaren Perle greift, das ist von königlichem Sinn, das ist die Rechte.“

Da dankte der Prinz der alten Frau und ritt davon. Wo immer er ein Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen fand, da breitete er den Inhalt des Beutels vor ihm aus, aber jedes griff nach dem goldenen Schmucke, nicht eines beachtete die graue Perle. Es war nur ein Glück, daß der Beutel sich immer von selbst wieder füllte, sonst hätte der Prinz die Probe nicht lange fortsetzen können.

Da kam er eines Tages in ein Dorf und zu einem großen Bauerngut. Er war müde und durstig, und als er am Brunnen ein Mägdlein stehen sah, das einen Krug mit Wasser füllte, bat er: „Laß mich trinken!“ Sie reichte ihm den Krug hin, und in demselben Augenblick erschrak er vor Freude. So wunderbares Haar hatte sie, daß er dachte: „Alles Gold meines Reiches gäbe ich her, wenn ich nur eine Strähne davon hätte!“ und

als sie ihn mit ihren blauen Augen ansah, da mußte er die feinen vor ihrem Glanze niederschlagen.

Als er getrunken hatte, fragte er: „Wie heißt du?“

„Ich heiße Regina,“ antwortete sie.

Da zog er das Beutelschen hervor und sagte. „Du hast mich erquickt. Zum Dank dafür laß dir ein Andenken geben. Wähle aus!“

Ruhig sah Regina zu, wie er ein Schmuckstück nach dem andern aus dem Beutel nahm. Als er aber die Perle hervorzog, rief sie: „O die schöne Perle! Laß sie mich einmal nur in die Hand nehmen!“

Da jubelte der Prinz laut auf: „Du bist die Rechte, und nun bringe ich dich zu deinen Eltern.“

Regina hatte bisher geglaubt, sie sei die Tochter der Bäuerin. Als der Prinz diese aber befragte, sagte sie, wie alles gewesen war. Da nahm Regina mit vielen Tränen von ihr Abschied und zog mit dem Prinzen zu ihren Eltern.

Als sie an den königlichen Hof kam, da staunten alle, denn sie sah der Königin so ähnlich, daß jedermann sie als ihre Tochter erkennen mußte, nur daß sie tausendmal schöner war als die Mutter.

„Ja,“ sagte der König zu seiner Frau, „so etwa hast du ausgesehen, als du jung warst; es ist nur schon lange her, und da ändert man sich.“

Die Königin aber weinte vor Freude und sagte: „Du bist meine Tochter, ich fühle es in meinem Herzen.“

Als nun der Prinz Regina vom König zu seiner Frau erbat, da wollte dieser sie ihm nicht geben. Es war dem alten König in der letzten Zeit gar nicht gut gegangen. Er war krank, und wenn die Ärzte kamen, machten sie ein ernstes Gesicht, und die andern Leute seiner Umgebung ebenfalls. Die Königin weinte in dieser Zeit mehr als zuvor. Das gefiel dem

alten König gar nicht. Er wollte etwas Jünges und Heiteres um sich haben, und daher sagte er zum Prinzen: „Das ist ja recht schön, daß du uns unsere Tochter gebracht hast, und ich danke dir auch vielmal's dafür, aber hergeben will ich sie nicht. Sie soll bei mir bleiben und mich pflegen, und so wünsche ich dir denn eine recht angenehme Heimfahrt!“

Da ward der Prinz zornig und griff nach seinem Schwert. Aber Regina legte ihre Hand auf die seine und bat: „Nicht doch, mein Prinz! Seht Ihr nicht, daß er alt und krank ist? Und wenn er mich auch einst fortgegeben hat, so ist er doch mein lieber Vater, und ich will bei ihm bleiben und ihn pflegen, solange er mich braucht.“

Da neigte sich der Prinz tief vor ihr und sagte: „Nun sehe ich, daß du einen wahrhaft königlichen Sinn hast. Wenn du nach mir senden wirst, dann komme ich, und wenn ich länger als mein Leben lang auf dich warten sollte.“ Dann sammelte er sein Gefolge um sich und zog von dannen.

Je liebevoller Regina aber den König pflegte, desto schlimmer wurde es mit ihm, denn es drückte ihm das Herz ab, daß er seine Tochter nicht schon längst bei sich gehabt hatte. Wenn sie ihm die weiche Hand auf die Stirn legte, seufzte er: „Ach, warum warst du nicht immer bei mir!“ Und wenn sie ihn tröstend anlächelte, dann klagte er: „Wie kurze Zeit werde ich mich noch deiner freuen können!“

Alle Tage wurde er schwächer, Regina aber wich nicht von seinem Bett.

Als er sein Ende kommen fühlte, sandte er selbst zwölf Boten ab, — die Zahl zwölf liebte er immer noch, — die dem Prinzen sagen sollten, daß er nun seine Braut holen könne.

Als er dies getan hatte, flog ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. „So, nun habe ich doch etwas recht gemacht!“ sagte er, dann legte er sich um und starb.

Zweihundert Tage hatten die Boten zu dem Prinzen gebraucht, der Prinz aber brauchte nur hundert Tage, dann war er da, um seine Braut zu holen. In dem ersten Wagen des prächtigen Hochzeitzuges, der mit acht weißen Rossen bespannt war, saß Regina im strahlenden Atlasgewande, und neben ihr ritt der Prinz auf einem schwarzen, mit Purpur und Gold gezäumten Pferde, denn er hatte Regina so lieb, daß er sie auch nicht einen einzigen Augenblick aus den Augen lassen wollte.

In dem zweiten Wagen, den acht isabellenfarbene Pferde zogen, saß die Königin, in kostbaren Samt gekleidet. Sie weinte auch heute, aber es waren Freudentränen, und sie gab acht, daß die Tränen nicht auf ihr Prachtgewand fielen, und weinte deshalb nicht gar zu sehr.

Im dritten Wagen, vor den acht braunrote Pferde gespannt waren, saß die Bauernfrau, die Regina aufgezogen hatte. Auch sie war in schöne Gewänder gehüllt und strahlte vor Glück, weil sie mit in das Reich des Prinzen ziehen durfte.

Gern hätten Regina und der Prinz auch die gute Waldfrau mit sich genommen, aber sie war nirgends zu finden, und an dem schwarzen See bei der roten Felswand stand statt der Hütte nur ein mächtiger Felsblock mit einem großen Pilz darauf.

Der Königssohn aber geleitete die Prinzessin mit dem königlichen Sinn voll Glück und Wonne in sein Reich.

„Ja,“ sagt ihr, „was ward denn aber mit dem Reich des alten Königs? Blieb denn das ganz allein?“

O nein! Kaum war der alte König tot, da kamen die zwölf Töchter mit ihren Männern von allen vier Enden der Welt her. Kein Mensch wußte, woher sie so schnell erfahren hatten, daß das Königreich zu haben sei. Sie teilten sich in das Land und herrschten darin, ein jedes Paar in seinem Teil, und wenn sie inzwischen nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.





### Friedrich der Große und sein Page.

Die Bühne stellt den Vorraum von Friedrich des Großen Arbeitszimmer dar. Durch ein paar Vorhänge und Teppiche kann die Bühne leicht dazu hergerichtet werden. In der Mitte steht ein Tisch mit einem Sessel davor; auf dem Tische befinden sich ein Schreibzeug und Papier. Ein Page geht ab und zu und mustert den Inhalt seiner Börse.

Page (freudig). Sechs Taler! Eine so große Summe habe ich noch nie besessen. Und alles selbstverdientes Geld! Wie froh bin ich, diese Einnahme gefunden zu haben! Für jede Nachtwache, die ich für meine Kameraden übernehme, zahlen sie mir zwei Taler. Das ist heute die dritte Nachtwache, dafür kann ich morgen meinem Mütterchen sechs Taler schicken. Wie

Stött, Im Jugendland.

sie staunen wird, die gute, liebe Mutter, wenn ihr nun der Sohn, dem sie bisher immer Geld schicken mußte, selbst Geld schickt!

Ach, was hat die arme Mutter sorgen müssen, seit Vater so plötzlich starb, um mit dem kleinen Witwengehalt auszukommen und uns Kindern eine gute Erziehung zu geben! Was für Opfer hat sie gebracht, um mich hier in diese Pagenstelle zu bringen, wo ich, wenn ich mich gut betrage, sicher bin, später die Stelle eines Offiziers zu erhalten! Vor keiner Mühe und Entbehrung schreckt sie zurück, wenn es das Wohl ihrer Kinder gilt, und mir sollte es schwer fallen, ein paar Nächte für sie zu wachen?

Müde bin ich freilich. Ich will nur gleich an die Mutter schreiben, das wird mich am besten wach erhalten.

(Setzt sich an den Tisch und beginnt zu schreiben, läßt die Feder aber bald wieder sinken.)

Nein, wie schläfrig ich bin! Die Augen fallen mir zu. Aber ich darf nicht schlafen! (Er richtet sich gewaltsam auf.) Wenn der König etwas brauchte und mich schlafend fände!

(Er schreibt weiter, aber die Feder bewegt sich immer langsamer über das Papier.)

O, wie müde ich bin! (Er legt den Kopf auf den Tisch.) Nur einen Augenblick! (Schläft ein.)

(Man hört aus dem Nebenzimmer eine Glocke. Der Page bewegt sich unruhig, schläft aber weiter. Die Glocke wird noch ein paarmal laut und ungeduldig geläutet. Dann öffnet sich die Thür, und Friedrich der Große in seiner bekannten Tracht, mit Perücke und Zopf, den Krückstock in der Hand, erscheint in der Thür.)

König (sich ärgerlich umsehend). Was hat das zu bedeuten? Rein wachhaltender Page da? Wo stecken denn diese leichtfertigen Herrchen? Ich will sie lehren, den Dienst ihres Königs zu vernachlässigen! (Tritt weiter ins Zimmer.) Ah, da sitzt ja einer und schläft wie ein Murmeltier! Ich darf nicht schlafen, ich muß für meine Untertanen die Nächte hindurch sorgen und arbeiten. Solch ein pflichtvergessener Bursche aber kann nicht einmal eine Nacht aufbleiben. Aber da unterhält man sich, läuft von einer Lustbarkeit zur andern, und wenn es gilt, seinem Könige zu Diensten zu sein, dann ist man müde und schläft.

(Tritt zu dem Tisch und betrachtet den Schlummernden.)

Muß noch nicht lange hier sein, kenne das Gesicht nicht. Ist wohl mitten im Schreiben eingeschlafen! Möchte wohl wissen, was er zu schreiben hat! Irgend ein Billet an einen seiner liederlichen Kumpane vermutlich, um eine neue Torheit zu verabreden.

(Beugt sich über das Papier und liest.) „Geliebte Mutter!“ — — So so, an die Mutter schreibt er. Wird wohl Geld von ihr erbitten wollen! (Liest weiter): „Ich schreibe dies vom Vorzimmer des Königs aus, wo ich Wache halte.“ — Schöne Wache hält er, das muß man sagen. (Fährt fort): „Es ist die dritte Nachtwache, die ich für meine Kameraden übernommen habe.“ — Hm, hm, sollte ich ihm unrecht getan haben? — „Dafür kann ich Ihnen, teuerste Mutter, aber auch sechs Taler schicken. O, wenn Sie wüßten, wie froh ich bin, einen kleinen Teil der großen Schuld abtragen zu können, für die ich Ihnen verpflichtet bin! Müde bin ich wohl, aber der Gedanke —“

So, da ist er eingeschlafen! (Der König geht, den Kopf vorgebeugt, auf und ab.) Braver Bursche! Hab' ihm unrecht getan! Die dritte Nachtwache, — da hat er wohl ein Recht, müde zu sein! Wacht für die leichtsinnigen Gesellen, die lieber in den Betten liegen oder die Nacht am Spieltisch verbringen. Werde sie aber ihren König kennen lehren! — Und das Geld schickt er seiner Mutter? Kommt selten vor bei den jungen Herren! Muß eine gute Mutter sein, die solchen Sohn erzieht. Will ihr doch auch etwas schicken.

(Er geht in das Nebenzimmer und kommt gleich darauf mit einer Rolle Goldstücke wieder, die er dem Schlafenden in die offene Rocktasche schiebt.)

Rührt sich nicht! Wollte, ich könnte auch so ruhig schlafen! (Er nimmt den angefangenen Brief und schreibt ein paar Zeilen darauf.) Wird Augen machen, wenn er aufwacht! — Wer besorgt mir aber nun ein Glas Wasser? Werde mich wohl ohne dasselbe behelfen müssen.

(Der König kehrt in sein Zimmer zurück und schließt die Thür scharf hinter sich zu. Bei diesem Geräusch fährt der Page auf.)

Page (erschrocken). Ich glaube gar, ich habe geschlafen!  
(Reibt sich die Augen.) Das darf gewiß nicht mehr vorkommen! Die  
Pflicht, die ich übernommen habe, muß ich auch erfüllen. Ich  
will den Brief weiterschreiben. (Er nimmt die Feder und fährt bestürzt zurück.)  
Die Schrift des Königs! Der König war hier und hat mich  
schlafend getroffen. O Gott, o Gott, es ist um mich geschehen!  
(Er läuft verzweiflungsvoll im Zimmer auf und ab.)

Ich werde mit Schanden fortgeschickt werden! O meine  
arme, arme Mutter! (Er hält ungeschlüssig inne.) Ich wage nicht zu  
lesen, was der König geschrieben hat. — Und doch ist es besser,  
ich erfahre mein Schicksal gleich. (Tritt zögernd an den Tisch und liest  
mit stockender, dann immer freudiger werdender Stimme:)

„Er ist ein guter Sohn, soll aber nicht mehr Wache stehen  
für andere. Soll sein Schaden nicht sein. Wird etwas für  
seine Mutter in der Tasche finden. Werde auch künftig für  
sie sorgen.“

(Zieht aus der Tasche eine Rolle mit Goldstücken hervor.) O mein gütiger  
König! Wie kann ich ihm je vergelten, was er an mir tut!

König (von der Schwelle seines Zimmers her). Das kann Er, wenn  
Er so brav bleibt wie bisher und seinem König treu und ehrlich  
dient. Kann gute Diener brauchen, auf die ich mich verlassen kann.

Page (auf die Knie stürzend). Mein letzter Blutstropfen ge-  
hört meinem Könige und Herrn! (Er küßt die Hand des Königs.)

König. Schon gut, schon gut!

(Der König entzieht ihm die Hand und legt sie ihm auf den Kopf.)

Der Vorhang fällt.



## Im Schnee begraben.

(Frei nach dem Französischen.)

**I**m Westen des Schweizerlandes zieht sich die lange Bergkette des Jura hin. Sie ist voll hoher Berge und wilder Schluchten, voll grüner Almen und dunkler Wälder.

Die unteren Abhänge des Gebirges sind mit Eichen und Buchen, Tannen und Fichten bedeckt, die oberen tragen schöne Wiesen auf sich, deren würzige Kräuter und Gräser den weidenden Rindern vorzügliche Nahrung geben. Freilich dauert der Sommer hier nur wenige Monate; den größten Teil des Jahres deckt der Schnee die Matten und Almen zu.

Wenn der Schnee zerschmolzen ist und die Berglehnen sich grün färben — Ende Mai oder Anfang Juni — dann erscheint der von jung und alt heißersehnte Tag, an dem die Herden, die den Winter im Stall verbrachten, auf die Berge getrieben werden.

Es ist dies ein Festtag für alle, ganz besonders aber für die Hirten, die das Vieh auf die Almen begleiten. Wie einsam sie auch hier leben, denn nur selten steigt ein Mensch aus den Tälern zu ihnen herauf, wie einfach ihre Nahrung und wie mühsam ihre Arbeit auch ist, sie lieben doch das freie Leben auf den Bergen über alles, und ihr Herz frohlockt, wenn sie den Aufenthalt in den dumpfen Hütten der Dörfer mit dem

Leben in den einsamen, hoch und frei gelegenen Sennhütten vertauschen dürfen.

Diese Hütten sind meist kunstlos aus Steinen aufgebaut und mit einem braunen Schindeldach bedeckt. Auf dem Dache liegen einzelne große Felsstücke, deren Gewicht es niederdrücken und davor bewahren soll, von dem oft gewaltig tobenden Stürme weggetragen zu werden.

Das Innere einer solchen Hütte besteht gewöhnlich aus drei Räumen: dem kleinen Stall, in dem das Vieh eng zusammengepfercht die Nacht verbringt, der Milchammer, in der die Milch in sauberen Holzgefäßen aufbewahrt wird, bis man sie zu den landesüblichen großen Käsen verarbeitet, und dem eigentlichen Wohnraum, der auch zugleich als Küche dient. Die eine Seite des Raumes füllt das große Bett des Sennen aus, auf der andern Seite befindet sich der Ramin mit dem Herde, in dem an einem starken Haken der mächtige Kessel zum Kochen der Milch herabhängt.

Am neunten Oktober, dem St. Denis-Tage, werden die Herden gewöhnlich wieder ins Thal getrieben. Das ist ein Festtag für alle; denn wenn die Sennen auch ungern die Berge verlassen, so freuen sie sich doch, ihre Angehörigen und Bekannten wiederzusehen und in den warmen Häusern von der beschwerlichen Sommerarbeit auszuruhen.

Übrigens fehlt es den fleißigen Äplern auch im Winter nicht an Beschäftigung. Sie flechten Matten, verfertigen allerlei Einrichtungsgegenstände oder schnitzen schöne Holzachen, die sie dann weit hinaus ins Land zum Verkauf tragen. Auch Uhren wissen sie in einigen Gegenden zu verfertigen.

Die Kinder besuchen die Schule, wenn Wetter und Wege es irgend erlauben; ist aber gar nicht durch die Schneemassen hindurchzukommen, dann lernen sie zu Hause bei den Eltern oder den älteren Geschwistern.

Der St. Denis-Tag war vorüber. Schon alle Hirten des Dörfchens Boiffon waren mit ihren Herden zurückgekommen, nur der alte Lopraz wartete noch ungeduldig auf die Heimkehr seines Sohnes, des Vaters des elfjährigen Josephs, mit dem er, da die Mutter des Knaben schon seit einigen Jahren gestorben war, den Sommer hindurch allein im Dorfe hausgehalten hatte.

Was konnte den Vater so lange zurückhalten? Anfangs tröstete sich der Großvater damit, er werde noch ein paar gute Weideplätze gefunden haben, die er von seinen Rühen noch abgrasen lassen wolle, als aber Tag um Tag verstrich, ohne den Vater zu bringen, wurde er ernstlich unruhig.

„Nun warte ich nicht länger,“ sagte er am Morgen des zwanzigsten Novembers zu Joseph, der an seiner Seite stand und vergeblich mit ihm die Straße entlang sah, auf der der Vater kommen mußte. „Ich steige auf die Alm hinauf und sehe nach, was geschehen ist. Es ist mir auch ganz recht, noch einmal hinaufzukommen. Wer weiß, ob es mir im Frühjahr möglich ist! Hast du Lust, mich zu begleiten?“

Die Augen des Knaben leuchteten vor Vergnügen. Was konnte er sich Schöneres wünschen, als mit dem geliebten Großvater zu der Sennhütte des Vaters emporzusteigen, wo es ihm stets, so oft er oben gewesen war, ausnehmend gut gefallen hatte!

Bald waren beide zum Gehen bereit. Der Großvater hatte einen starken Stock mit eiserner Spitze in der Hand, Joseph trug über der Schulter eine strohumwundene, mit Wein gefüllte Flasche, die ihm noch seine gute Mutter geschenkt hatte.

Langsam stiegen sie ein paar Stunden lang bald durch steil nach oben gehende Schluchten, bald an schroffen Bergwänden hin zur Höhe hinauf. Zuweilen blieb der Großvater stehen, um ein wenig auszuruhen, während Joseph voll Übermut von einem Felsvorsprung zum andern sprang und dem Abgrund dabei einmal so nahe kam, daß der Großvater ihn erschrocken zurückriß.

Sie waren kaum noch eine Viertelstunde von der Hütte entfernt, als Joseph, trotzdem der Großvater ihn ein paarmal gewarnt, so unvorsichtig auf ein Stück überhängender Erde trat, daß er in Gefahr war, mit ihm in die Tiefe zu stürzen. Der Großvater sprang dazu, um ihn zurückzuziehen, in demselben Augenblick aber fühlte er einen so stechenden Schmerz im Knöchel, daß er sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte.

Nach einem Weilchen legte sich wohl der Schmerz so weit, daß er seinen Weg fortsetzen konnte, aber er mußte sich dabei fest auf Josephs Schulter stützen.

Mühsam gelangten sie so zu der Hütte, wo sie Josephs Vater eben mit den letzten Vorbereitungen zum Ausbruch beschäftigt fanden. Er staunte nicht wenig, als er die Näherkommenden erkannte.

„Du bist es, Vater?“ rief er und eilte zu seiner Begrüßung herbei. „Und den Joseph hast du auch mitgebracht? Ihr habt wohl geglaubt, es sei mir ein Unglück zugestoßen?“

„Gott sei Dank, daß es nicht so ist!“ erwiderte der Großvater. „Aber warum bist du denn so lange ausgeblieben? Alle andern sind schon längst mit ihren Herden zurück.“

„Es waren mir ein paar Kühe krank geworden,“ sagte der Vater, „die mußte ich erst gesund werden lassen, aber nun steht alles wieder gut mit den Tieren. Heute soll der Knecht die Käse ins Dorf hinunterschaffen, und morgen will ich mit den Kühen nachfolgen. Da ihr gekommen seid, steigen wir dann alle zusammen hinunter.“

Der Großvater stand ein Weilchen, auf seinen Stock gestützt, schweigend da und beobachtete den Himmel. Dann wandte er sich an seinen Enkel. „Bist du sehr müde, Joseph?“

„Gar nicht müde bin ich!“ rief Joseph. „Weshalb fragst du, Großvater?“

„Ich traue dem Wetter nicht. Es wäre besser, wenn du

noch heute mit dem Knecht ins Dorf zurückkehrtest. Seit einer halben Stunde hat der Wind sich gedreht, und es ist leicht möglich, daß wir über Nacht schlechtes Wetter bekommen.“

Der Vater war derselben Meinung.

„Ich würde Joseph begleiten,“ setzte der Großvater hinzu, „aber mit meinem Fuße wird es leider nicht gehen.“

„Hast du dir den Fuß verletzt?“ fragte der Vater besorgt.

„Es ist nichts Ernstliches,“ meinte der Großvater.

„Doch, doch, Vater!“ rief Joseph mit Tränen in den Augen. „Meinetwegen hat sich der Großvater wehgetan.“ Er erzählte beschämt, was sich zugetragen hatte. „Der Großvater muß seinen Fuß heut ausruhen lassen,“ schloß er. „Aber ich bitte dich, lieber Vater, laß mich nicht mit dem Knecht gehen, laß mich hier bleiben und morgen mit dir und dem Großvater absteigen!“

„Nun gut, so soll es sein!“ willigte der Vater ein. „Jetzt werdet ihr wohl hungrig sein? Gleich werde ich euch etwas zu essen geben.“

Vergnügt sah Joseph zu, wie der Vater an den Herd ging und den Inhalt des Kessels, der ihm schon lange angenehm in die Nase geduftet hatte, in einen Napf schüttete. Dann nahm jeder einen Holzlöffel und langte herzhaft von dem aus Milch und Maismehl gekochten Brei zu.

Nach dem Abendessen saßen Vater und Großvater noch lange in halbblauem Gespräch miteinander am Herd, Joseph aber machte sich ein bequemes Plätzchen in dem großen, gemeinschaftlichen Bett zurecht, und bald verkündeten seine regelmäßigen Atemzüge, daß er fest und ruhig schlief.

Als Joseph am nächsten Morgen erwachte, staunte er nicht wenig, den ganzen Berg in eine weiße Schneedecke gehüllt zu sehen. Dazu war die Luft dicht mit Schneeflocken angefüllt, die der Wind heulend durcheinandertrieb. Zu anderer Zeit

hätte Joseph das tolle Schneegewirbel wohl Spaß gemacht, jetzt aber ließen die besorgten Blicke von Vater und Großvater auch ihn ernst dreinsehen.

Der Fuß des Großvaters war über Nacht hoch angeschwollen, und selbst von beiden Seiten gestützt konnte er nur wenige Schritte machen.

„Halte dich nicht mit mir auf!“ sagte er zum Vater. „Es ist die höchste Zeit, daß du aufbrichst. Bringe Joseph hinunter, ehe der Schnee noch höher liegt. Du siehst, daß ich euch nicht begleiten kann.“

„Du glaubst doch nicht, daß ich dich allein hier lassen werde?“

„Erst bringe den Knaben und das Vieh in Sicherheit, dann ist noch immer Zeit genug, an mich zu denken. Du kannst ja mit ein paar Nachbarn und einer Tragbahre wiederkommen und mich holen.“

„Ich bin stark genug, ich trage dich auf meinem Rücken hinunter,“ sagte der Vater. „Aber komm schnell, sonst wird es zu spät!“

„Mit einer solchen Last auf dem Rücken kannst du unmöglich auf den Knaben achten und das Vieh vor Schaden bewahren.“

Vergebens beteuerte Joseph, er sei groß genug, um auf sich selber acht zu haben, und er wolle dem Vater schon helfen, das Vieh zusammenzuhalten. Endlich, als niemand auf ihn hörte, rief er: „So laß mich beim Großvater bleiben, Vater! Allein kommst du schneller hinunter und kehrst dann mit den Nachbarn zurück und holst den Großvater. Ich leiste ihm einseitigen Gesellschaft und pflege seinen kranken Fuß. Der liebe Gott wird uns schon in seinen Schutz nehmen.“

„Joseph hat recht,“ sagte der Großvater. „Der Schnee liegt bereits hoch, und der Wind weht so heftig, daß es vielleicht gefährlicher ist, ihn mit dir gehen zu lassen, als ihn hier

zu behalten. Nimm meinen Stock; er ist stark, du kannst dich fest auf ihn stützen. Aber nun verliere auch keinen Augenblick mehr! Laß die Kühe und Ziegen aus dem Stalle und treibe sie hinunter. Eine Ziege, das Weißchen, laß uns da und auch, was sich an Lebensmitteln in der Hütte befindet.

Der Vater widersprach nicht mehr. Er hob den Knaben auf und hielt ihn lange stumm an sein Herz gepreßt, während seine Tränen auf ihn niederfielen. „Versprich mir, mein lieber Sohn,“ sagte er dann, „daß du dem Großvater in allem und jedem gehorsam sein willst. Du hast gesehen, was für schlimme Folgen eine einzige Unfolgsamkeit haben kann; denn all dieser Kummer wäre uns erspart geblieben, hättest du auf die Warnung des Großvaters gehört. Ich lasse euch mit schwerem Herzen hier. Hätten wir den Schneefall voraussehen können, so würden wir unter allen Umständen noch gestern versucht haben, von dem Berge hinunterzukommen. Jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, als unser Vertrauen auf Gottes Hilfe zu setzen.“

„Vater,“ sagte Joseph, als dieser ihn aus den Armen ließ, „nimm meine Strohflasche mit dir! Du weißt, die gute Mutter schenkte sie mir, als ich dich das erste Mal auf dem Berge besuchen durfte. Es ist noch etwas Wein darin, vielleicht kannst du ihn unterwegs brauchen.“

Der Vater nahm die Flasche, küßte seinen Sohn noch einmal und ging dann in den Stall, um die Kühe loszubinden.

Diese schienen sehr verwundert über die Veränderung zu sein, die mit ihrem Weideplaz vorgegangen war. Einige standen verdutzt da und brüllten laut in die schneeerfüllte Luft hinaus, andere sprangen in ausgelassenen Sätzen um die Hütte herum; nach und nach beruhigten sich alle und setzten sich in Marsch.

Der Vater folgte ihnen, und bald war seine Gestalt in dem Schneegeflöber verschwunden.

Die Stirn an die Scheiben des kleinen Fensters gedrückt, stand der Großvater da und sah seinem Sohne nach, solange er konnte. Seine gefalteten Hände und seine sich leise bewegenden Lippen zeigten, daß er betete. Still schmiegte sich Joseph an ihn, und auch er schickte ein heißes Gebet zu Gott empor, daß er den teuren Vater schütze und sicher nach Hause geleite.

Ein klägliches Meckern weckte sie aus ihren Betrachtungen.

„Großvater, Weißchen ruft uns!“ sagte Joseph.

„O das arme Tier!“ rief der Großvater. „Fast hätte ich es ganz vergessen. Zünde die Lampe an und komm mit mir in den Stall! Wir wollen sie melken und dann gleich unser Mittagessen von ihrer Milch halten.“

„Du kannst auch sagen unser Frühstück,“ sagte Joseph.

„O du armer Schelm,“ rief der Großvater mitleidig, „ich glaube wirklich, wir haben über all unserer Angst und Sorge heut noch gar nicht an Essen und Trinken gedacht!“

Als beide in den Stall traten, drängte die Ziege sich ihnen so heftig entgegen, daß sie ihren Strick fast zerriß. Joseph hielt ihr etwas Salz auf der flachen Hand hin. Sie leckte es gierig auf und fuhr dann wieder und wieder mit ihrer Zunge über seine Hand, als wollte sie ihre Freude bezeigen, nicht mehr allein zu sein. Als darauf beide mit einem großen Topf voll schäumender Milch in den Wohnraum zurückkehrten, meckerte sie kläglich hinter ihnen her.

„Wir müssen recht oft zu ihr gehen,“ sagte der Großvater, während er mit Joseph die Milch verzehrte, in die er Brot geschnitten hatte. „Ziegen lieben die Gesellschaft. Wir müssen aber auch unfertwegen recht gut für sie sorgen, sie regelmäßig melken und sorglich füttern, denn sie wird jest unsere Haupternährerin sein.“

„Aber Großvater,“ sagte Joseph und blickte ihn erstaunt an, „denkst du denn, daß wir lange hier oben bleiben müssen?“

„Das kann niemand voraussehen,“ sagte der Großvater. „Vielleicht holt man uns schon morgen ab, vielleicht dauert es auch viel länger. — Laß dir aber deshalb nicht bange sein,“ setzte er tröstend hinzu. „Gott wird schon die rechte Stunde für uns wissen.“

Dicht an den Herd gedrängt, verbrachten Großvater und Joseph die Stunden des Nachmittags. Wohl brannte ein Feuer darauf, aber warm war es trotzdem nicht; denn obwohl der riesige Kamin sich nach oben bedeutend verengte, hatte er doch eine so große Öffnung, daß der Sturm den Schnee in ganzen Wolken herabtrieb und sie durchnäßte und durchkältete.

„Es wird das beste sein,“ sagte der Großvater endlich, „wir suchen für heute unser Bett auf. Es ist der einzige Ort, wo wir Wärme finden können. Morgen fällt uns vielleicht irgend etwas ein, wie wir uns vor dem Schnee und der Kälte schützen können.“

So legten sie sich denn nieder und empfahlen sich dem Schutze des Allmächtigen. „Gott ist überall, mein Kind, das vergiß nicht!“ sagte der Großvater. „Er ist auf den Bergen wie im Tale, und wenn der Schnee, der uns bedeckt, auch noch hundertmal höher wäre, sein Auge dränge doch hindurch. Er sieht unsere gefalteten Hände, er hört unser Flehen, und sicher können wir im Schatten seiner Flügel ruhen.“

Noch nie hatte Joseph mit solcher Inbrunst gebetet, noch nie hatte er aber auch sein Herz so voll Frieden gefühlt. Draußen heulte der Wind und häufte den Schnee über der Hütte auf. All sein Toben vermochte aber nicht, den ruhigen Schlaf von Großvater und Enkel zu stören.

Als Joseph am nächsten Morgen erwachte, war es stockfinster um ihn herum, und doch hörte er den Großvater schon aufstehen.

Er rieb sich die Augen, um besser zu sehen, aber es blieb

so finster wie zuvor. „Großvater,“ sagte er, „warum stehst du denn schon auf? Es ist ja noch ganz dunkel.“

„Wenn wir heute aufs Hellwerden warten wollen,“ antwortete der Großvater, „so können wir überhaupt nicht aufstehen. Es scheint, daß der Schnee schon über unser Fenster geht.“

Mit einem Sage war Joseph aus dem Bett, zündete die Lampe an und leuchtete zum Fenster hin. Wirklich, es war so, wie der Großvater gefürchtet hatte: der Schnee reichte bis über das Fenster hinauf. Sie waren ganz eingeschneit.

„Angstige dich nicht zu sehr!“ tröstete der Großvater. „Es ist vielleicht nicht so schlimm, als es aussieht. Das Fenster ist niedrig, und vielleicht hat der Wind gerade dort viel Schnee zusammengetrieben.“

„Aber wird uns der Vater heute holen können?“

„Wir wollen es hoffen. Möglich ist aber auch, daß wir uns hier für längere Zeit einrichten müssen. Wenn wir Weißchen gemolken und gefrühstückt haben, wollen wir einmal Umschau halten, was von Vorräten in der Hütte vorhanden ist. — Das ist recht, daß du gut aufpaßt!“ sagte er, als Joseph beim Melken neben ihm stand und ihm zusah. „Das Melken ist ein Geschäft, das du mir ganz gut abnehmen könntest. Willst du nicht einmal einen Versuch damit machen?“

Eifrig nahm Joseph den Platz des Großvaters ein, aber er mußte sich bald überzeugen, daß das Melken nicht so leicht ist, sondern auch erlernt werden will. Weißchen wollte durchaus nicht ruhig stehen und hätte ihm beinahe den Topf mit der Milch umgestoßen. Nach und nach aber mochte er seine Sache geschickter anstellen, so daß Weißchen ihm willig etwas von ihrer Milch hergab.

Nach dem Frühstück nahmen Großvater und Enkel die vorhandenen Vorräte in Augenschein. Für Weißchen fanden

sie zu ihrer Freude Futter in reicher Menge. Es war mehr Stroh und Heu für sie da, als sie in einem ganzen Jahre verzehren konnte.

„Das ist ein großes Glück,“ sagte der Großvater. „Wenn Weißchen gesund bleibt, so fehlt es uns wenigstens nicht an dem wichtigsten Lebensmittel, an guter, frischer Milch. Wir müssen Weißchen als unsern größten Schatz hegen und pflegen.“

Das zweite, was sie fanden, war ein kleiner Haufen Kartoffeln in einer Ecke des Stalles. Sie bedeckten ihn sogleich mit Stroh, um ihn vor dem Erfrieren zu bewahren. Ferner fanden sich drei große Laibe Brot von der Art, wie man es im Gebirge für das ganze Jahr bäckt, und das zuletzt so hart wird, daß man es mit der Art zerschlagen muß. Zuletzt entdeckten sie in einem großen, alten Schrank Salz, etwas gemahlene Kaffee, einen kleinen Vorrat von Öl und etwas Schmalz.

„Das Schmalz dürfen wir nicht zum Kochen verwenden,“ sagte der Großvater, „das müssen wir für unsere Lampe aufsparen, damit wir nicht, falls das Öl verbrannt ist, im Finstern zu sitzen brauchen. Auch mit dem Holz müssen wir sehr sparsam umgehen,“ fuhr der Großvater fort. „Was davon im Stall vorhanden ist, wird nicht allzu lange vorhalten. Im Notfall müssen wir auch die Rippen aus dem Stall und die Holzgefäße aus der Milchammer verbrennen.“

Zum Glück fand sich auch noch ein großer Sack mit Tannenzapfen vor, die Joseph selbst gesammelt hatte, als er im Sommer beim Vater zu Besuch gewesen war. Damals hatte er nicht gedacht, daß er sich einmal so über die dürrn Zapfen freuen werde, die ein lustig prasselndes Feuer gaben.

Von Werkzeugen fanden sie nicht viel. Eine stumpfe Hacke, eine Säge, die voller Scharren war, ein paar Schaufeln und Feuerhaken, das war alles. Doch hatte jeder von ihnen noch ein starkes, gutes Taschenmesser bei sich.

Nur ein Bett war vorhanden, dieses aber war so groß und breit, daß fünf oder sechs Personen darin Platz gefunden hätten. Seine Einrichtung war jedoch sehr mangelhaft. Es hatte keine Matratze, kein Leintuch, kein Federbett, nichts als einen harten Strohsack und eine wollene Decke. Joseph genügte ein solches Lager vollkommen, er hätte auch auf dem nackten Boden fest und gut geschlafen, der Großvater aber war an ein weicherer und wärmeres Lager gewöhnt, und seiner schwachen Gesundheit wäre ein ordentliches Bett sehr dienlich gewesen.

„Ich wollte, wir könnten es machen wie die Murmeltiere und den ganzen Winter verschlafen!“ rief Joseph aus, als sie mit der Umschau in der Hütte fertig waren.

„Nein, nein,“ sagte der Großvater, „wir wollen dankbar jeden Tag begrüßen, den Gott uns schickt, und ihn benutzen, um besser und frömmere zu werden.“

Das schlimmste in ihrer augenblicklichen Lage war, daß die große Öffnung oben am Kamin so viel Kälte hereinließ, daß sie sich trotz des Feuers auf dem Herde kaum erwärmen konnten.

Da fiel dem Großvater etwas ein. Während einer anhaltenden Regenzeit hatte der Vater vor einigen Jahren eine Klappe auf dem Dache angebracht, durch die man den Kamin nach Belieben verschließen und wieder öffnen konnte. Die mußte unter dem Schnee verborgen sein.

„Wenn wir nur eine Leiter hätten, damit du hinaufsteigen und die Klappe freimachen könntest,“ seufzte der Großvater, „dann wäre uns geholfen!“

Leider aber war keine Leiter zur Stelle. Wäre der Kamin unten nicht gar zu weit gewesen, so hätte Joseph wie ein Schornsteinfeger mit gegen die Wände gespreizten Füßen hinaufklettern können, so aber war dies ganz unmöglich.

Plötzlich rief Joseph erfreut: „Draußen im Stall steht

eine lange, dicke Fichtenstange. An dieser komme ich sicher in die Höhe. Du weißt doch, Großvater, wie gut ich klettern kann!“

Die Stange wurde geholt und mit großer Mühe in den Kamin hineingebracht. Dann band sich Joseph einen Strick um den Leib, um daran von oben her eine Schaufel zu sich hinaufzuziehen, und begann zu klettern. Da die Stange noch mit ihrer Rinde bekleidet war, kam er schnell ohne zu große Mühe in die Höhe.

Als er auf dem Dache angelangt war, sah er erst, welche ungeheure Menge von Schnee in den letzten Tagen gefallen war. Soweit der Blick reichte, ruhte alles unter einer dicken, weißen Decke, nur aus dem Tannenwald am Bergesabhang sah hier und da ein schwarzer Stamm hervor. Dabei wehte ein eifriger Wind, der die Wolken in wildem Spiel über den Himmel trieb. Zuweilen brach ein Sonnenstrahl wie ein scharfer, goldener Pfeil zwischen ihnen hindurch und übergoss das Schneefeld mit glänzendem Licht.

Auf dem Dache selbst lag der Schnee etwa drei Fuß hoch, und es kostete Joseph große Mühe, die Klappe frei zu machen und die Vorrichtung zum Auf- und Zuziehen in Ordnung zu bringen. Endlich aber gelang es ihm, und er rutschte zähneklappernd, aber sehr zufrieden mit seiner Arbeit, die Stange wieder hinunter.

Da seine Kleider ganz durchnäßt waren und er keine zum Wechseln hatte, hieß ihn der Großvater ein helles Feuer von Tannenzapfen anmachen und die Klappe dabei nur so weit öffnen, daß der Rauch einen Ausweg fand. Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich eine wohlthätige Wärme in der Hütte und trocknete Josephs nasse Kleider.

Um ihren kleinen Övorrat zu schonen, zündeten sie die Lampe nicht an, sondern saßen still Hand in Hand vor dem

Herd, starrten in die Glut und lauschten, ob kein Laut von außen ihnen die Ankunft ihrer Befreier verkünde.

Aber der Tag verging, und nichts ließ sich hören. Endlich schlossen sie die Klappe und legten sich zur Ruhe, nachdem sie Gott um seinen Schutz gebeten hatten.

Am nächsten Morgen waren zwei Fuß neuen Schnees zu dem alten dazugekommen, und der Großvater sagte sich, daß es unter diesen Umständen vergeblich sei, für die nächste Zeit auf Hilfe vom Dorfe aus zu hoffen; aber er verschwieg seine Ansicht, um Joseph nicht zu entmutigen.

Dieser wunderte sich, daß es verhältnismäßig so warm in der Hütte war.

„Das macht der hohe Schnee,“ sagte der Großvater, „der hält uns warm, wie er auch die Winterfaat vor dem Frost bewahrt. Wir müssen es machen wie sie,“ fügte er hinzu, „und uns ganz still unter seiner Decke verhalten, bis wir im Frühjahr frisch und vergnügt die Köpfe darunter hervorstecken können.“

„Wir werden doch nicht bis zum Frühjahr unter dem Schnee stecken müssen?“ rief Joseph erschrocken aus.

„Hoffentlich nicht,“ sagte der Großvater, „aber es ist immer gut, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen.“

„Wenn ich nur wüßte, was ich den ganzen Tag über anfangen soll!“ klagte der Enkel.

Da fand sich eine ganz unerwartete Beschäftigung für ihn. Ganz oben auf dem alten Schranke, wohin noch niemand gesehen hatte, fand er eine Flasche Tinte nebst einem kleinen Vorrat von Federn und Papier. Als er im Sommer ein paar Wochen beim Vater zu Besuch gewesen war, hatte er dies alles mitgebracht, um sich an regnerischen Tagen im Schreiben zu üben. Als er es beim Fortgehen mit sich nehmen wollte, hatte der Vater ihm geraten, es für ein anderes Mal dazulassen. Das kam ihm jetzt prächtig zu statten.

Der Großvater riet ihm, sich ein Tagebuch anzulegen und alles darin aufzuschreiben, was er erlebe.

„Aber ich kann ja hier nichts erleben!“ meinte Joseph.

„Du wirst schon sehen, daß man auch unter dem Schnee allerlei erlebt. Später, wenn Gott uns die Thür unseres Gefängnisses öffnet und uns wieder zu unsern Lieben ins Thal hinunterführt, wird dieses Buch dir eine liebe und wertvolle Erinnerung sein.“ —

Werfen wir nun einmal einen Blick auf das, was Joseph während dieser Zeit in sein Buch schrieb.

Am 29. November.

Es schneit noch immer. Ich glaube, so viel Schnee hat es noch niemals gegeben. Heute hatte ich fast eine Stunde zu schaufeln, bis ich die Klappe frei bekam. Dann blieb ich noch ein Weilchen auf dem Dach und hielt Umschau. Viel gab es freilich nicht zu sehen. Der Schnee hat alle Vertiefungen und Unebenheiten ausgefüllt. Der Brunnen, den ich gestern noch ganz gut sehen konnte, ist heute verschwunden. Die Erde ist weiß, der Himmel grau, soweit ich sehen kann. Aber ich bin gern auf dem Dach in der frischen Luft. Lange sah ich nach der Richtung hin, in der unser Dorf liegt. Von dorther wird der Vater kommen. O, welch ein Jubel wird das sein!

Am 1. Dezember.

Der Vater kommt noch immer nicht! Ob er sich denn gar nicht um uns ängstigt? O gewiß tut er das. Der Großvater sagt, allein könne der Vater nichts tun, aber warum helfen die Nachbarn und Freunde nicht? Ich kann es gar nicht begreifen!

„Sie denken vielleicht, daß es uns nicht so schlecht geht, weil wir ja Nahrung und Obdach haben,“ meinte der Großvater.

„Aber sie wissen doch, daß du ein schwacher Greis und ich nur ein Knabe bin! Sie sollten Mitleid mit uns haben!“

„Sie haben vielleicht versucht, sich einen Weg zu uns zu bahnen, und haben es wieder aufgeben müssen!“

„Das kann wohl sein, aber warum hilft die Behörde nicht? Weißt du nicht mehr, wie im vorigen Winter die ganze Landstraße verschüttet war und auf öffentliche Kosten frei gemacht wurde? Der Vater hat gewiß gleich Anzeige von dem Unglück gemacht!“

Bei diesen Worten wandte sich der Großvater traurig ab. „Verbirg mir nichts, Großvater!“ bat ich. „Du glaubst gewiß, daß dem Vater bei dem Abstieg ein Unglück zugestoßen ist!“

Der Großvater schwieg, und ich brach in Tränen aus. Der Großvater zog mich an sich und streichelte mich leise. So saßen wir, bis die Glut auf dem Herde zusammensank und es Zeit war, zu Bett zu gehen. O, daß der gute Vater doch glücklich nach Hause gekommen wäre!“ —

Der Großvater und Joseph konnten nicht wissen, was sich zugetragen hatte, wir aber wollen es gleich hier erzählen.

Der Vater war wirklich nicht ohne schweren Unfall in das Thal hinuntergekommen. Eine herabstürzende Schneemasse hatte ihn mit sich gerissen. Halbtot hatte man ihn am Rande eines Abgrundes gefunden. Nicht weit von ihm lagen der Stock des Großvaters und Josephs Flasche, so daß man annahm, beide hätten den Vater begleitet und seien von dem Schnee in die Tiefe gerissen worden.

Mit Mühe und Not brachte man den Vater in sein Haus. Dort lag er drei Tage ohne Bewußtsein. Als er endlich wieder zu sich kam und Auskunft geben konnte, war es zu spät, den Eingeschnitten Rettung zu bringen; der Schnee lag schon zu hoch.

Sobald der Vater einigermaßen genesen war, setzte er alle Kräfte daran, sich einen Weg zu der Hütte zu bahnen. Willig halfen ihm die Dorfbewohner, aber Sturm und erneute Schnee-

fälle zerstörten immer wieder das begonnene Werk. Noch nie war der Schnee in solchen Massen gefallen wie in diesem Jahr. Viermal wurde ein Weg bis zur halben Höhe des Berges ausgegraben und viermal wurde er wieder verschüttet. Wie groß auch die Angst des Vaters um seine im Schnee begrabenen Lieben war, er mußte sich darein ergeben, sie vorläufig ohne Hilfe zu lassen und das Rettungswerk aufzuschieben.

Doch lesen wir weiter, was Joseph in sein Tagebuch schrieb!

Am 2. Dezember.

Heute haben wir einen Fund gemacht, über den der Großvater Freudentränen vergossen hat. Zwischen Schrant und Mauer eingeklemmt fanden wir das Gebetbuch, das der Vater immer mit sich auf die Berge nimmt.

„Siehst du wohl, mein geliebtes Kind,“ rief der Großvater, „daß Gott uns nicht vergessen hat? Er kommt selbst, uns in in unserer Einsamkeit zu besuchen. Nun brauchen wir die langen Abende nicht mehr zu fürchten, da wir uns mit ihm unterhalten können.“

Ich küßte den guten Großvater, dann las ich ihm lange aus dem schönen Buche vor.

Am 5. Dezember.

Unsere Gefangenschaft wäre viel leichter zu ertragen, wenn es hell in der Hütte wäre. Ich habe früher gar nicht gewußt, wie schön das Licht und wie traurig die Dunkelheit ist. Um unsern kleinen Vorrat nicht zu schnell zu verbrauchen, dürfen wir unsere Lampe täglich nur ein paar Stunden brennen lassen. In der übrigen Zeit begnügen wir uns mit dem Schein des Herdfeuers. Brennt aber auch dieses nicht, dann heißt es geduldig im Finstern sitzen. Es ist nur gut, daß der Großvater so viel gesehen und erlebt hat. In seinen jungen Jahren war er weit in der Welt herumgekommen, und später, als er nicht mehr arbeiten konnte, hat er viel in Büchern gelesen, die ihm

ein reicher Nachbar geliehen hat. Da weiß er nun so viel Schönes und Interessantes zu erzählen, daß ich oft ganz vergesse, daß wir einsam und verlassen im Dunkeln sitzen.

Am 5. Dezember.

Um die Zeit zu verkürzen, hält der Großvater oft Rechenstunde mit mir ab. Das ist lustig, besonders das Kopfrechnen. Der Großvater stellt irgend eine Aufgabe, und dann sehen wir, wer von uns sie am schnellsten lösen kann. Anfänglich war fast immer der Großvater zuerst fertig, jetzt aber habe ich eine solche Übung, daß ich ihm gewöhnlich zuvorkomme. Ich freue mich schon, unserm Herrn Lehrer zeigen zu können, wie gut ich unter dem Schnee rechnen gelernt habe.

Manchmal rechne ich auch schriftlich, aber Papier und Tinte nehme ich nicht dazu, das wäre zu schade, sondern Asche. Ich glätte mir nämlich diese auf dem Herd zu einer ganz gleichmäßigen Fläche und schreibe die Ziffern mit einem Stäbchen hinein, gerade so wie man sonst in den Sand schreibt.

Am 11. Dezember.

Ich zittere noch vor Schreck. Beinahe wären wir lebendig verbrannt. Ganz friedlich saßen wir am Herd, auf dem ein lustiges Feuer brannte. Der Großvater hatte mich eben das Gedicht von der Ameise und der Grille auffagen lassen, das wir in der Schule gelernt haben, da fühlten wir plötzlich hinter unserm Rücken eine sonderbare Hitze. Als wir uns umwandten, sahen wir, daß eine am Boden liegende Strohgarbe sich entzündet hatte. Vermutlich war ein Funken vom Herd darauf gesprungen. Das eine Ende brannte lichterloh. Ich sprang auf die Garbe zu und wollte das Feuer ausdrücken, aber ich verbrannte mir nur die Hände.

„Laß, laß!“ rief der Großvater, packte die brennende Garbe mit einem Feuerhaken und warf sie auf den Herd. „Trag alles fort, was Feuer fangen kann!“ rief er mir zu. Ich riß

die Schemel, das Stroh und Holz, alles, was in der Nähe war, fort und half dann dem Großvater, die brennende Garbe gegen die Kaminwand drücken, damit das Stroh nicht in der Hütte herumfliege und alles in Brand setze.

Ein paar schreckliche Augenblicke vergingen. Wie eine Riesensäule stand die flammende Garbe da. Ich dachte, sie werde gar nicht mehr zu brennen aufhören. Brennende Funken flogen durch die Luft, der Rauch, der keinen Ausweg fand, erstickte uns fast, aber wir hielten tapfer aus und ließen die Garbe nicht los. Endlich sank sie in sich zusammen.

„Tritt jeden brennenden Funken aus!“ rief der Großvater. Ich tat es, und bald waren wir in volle Dunkelheit gehüllt. Wir fielen einander in die Arme und dankten Gott, daß er uns aus so großer Gefahr errettet hatte.

Als wir dann die Lampe angezündet hatten, sahen wir, daß wir beide schwarz wie Schornsteinfeger waren.

„In Zukunft wollen wir uns besser vorsehen,“ sagte der Großvater. Ich mußte eine leere Tonne aus der Milchammer holen, mit Schnee anfüllen und neben den Herd stellen, damit wir, wenn es wieder einmal brennen sollte, Wasser zum Löschen bei der Hand haben. Vor allem aber werden wir uns hüten, brennbare Sachen nahe beim Herd liegen zu lassen. —

Langsam und eintönig gingen die Tage des Dezembers dahin. Um nicht ganz ohne Beschäftigung dazusitzen, lehrte der Großvater seinen Enkel das Stroh, von dem sie reichen Vorrat hatten, zu Bändern zusammenflechten. Diese Bänder sollten später allerlei Verwendung finden. Der Großvater reichte Joseph die glatt zusammengelegten Halme hin, und dieser flocht sie zusammen. Dabei ruhte die Unterhaltung keinen Augenblick.

Am liebsten hörte Joseph zu, wenn der Großvater ihm von seiner früh verstorbenen Mutter erzählte. Wenn er vernahm, wie lieb und gut sie gewesen war, und wie zärtlich sie

für ihn gesorgt hatte, war es ihm, als ob er die treue Mutter, an die er sich sonst nur noch schwach erinnerte, ganz deutlich vor sich sähe.

Die Hoffnung, bald befreit zu werden, hatten sie nun beide aufgegeben. Der Schnee lag in solchen Massen um sie herum, daß selbst Joseph einsah, vorläufig könne niemand hindurchkommen. Klagte der Knabe einmal über ihre Gefangenschaft, dann hielt ihm der Großvater vor, um wie viel besser sie daran seien als manche andere Gefangene.

„Wir haben zu essen,“ sagte er, „wir haben Feuer und oft auch Licht. Uns quält kein grausamer Kerkermeister, wir können uns beschäftigen, wie wir wollen, und was das beste ist, wir sind nicht ganz allein. Ich habe dich, du mich, und wir beide haben Weißchen.“

„Ach Großvater,“ sagte Joseph eines Tages, „ich glaube, Weißchen langweilt sich schrecklich so ganz allein im Stalle. Höre nur, wie jämmerlich sie meckert! Könnten wir sie nicht zu uns hereinnehmen. Dort in der Ecke würde sie uns gar nicht belästigen.“

Der Großvater hatte gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden. Joseph machte eine kleine Krippe zurecht und befestigte sie mit ein paar großen Nägeln an der Mauer, dann breitete er frische Streu aus, und bald lag Weißchen behaglich wiederkäuend auf dem Stroh und sah so zufrieden vor sich hin, als wollte sie sagen: „So ist's recht, so gefällt mir's!“

Wonach der Großvater am meisten Verlangen trug, das war, ein wenig in der Sonne sein zu können. Sein Enkel verbrachte wenigstens ein Stündchen alle Tage auf dem Dache in der frischen, hellen Luft, der Großvater aber mußte immer in der dumpfen, dunklen Hütte weilen. Als Joseph sich wieder einmal auf dem Dache am strahlenden Sonnenschein erfreut hatte, kam ihm ein guter Gedanke. Konnte er nicht längs des Hauses

an der Seite, wo die Thür war, einen Gang ausschaufeln, so breit, daß der Großvater darauf auf und ab spazieren konnte? Voll Eifer machte er sich sogleich an die Arbeit. Sie war nicht leicht, aber sie machte ihm solche Freude, daß er gar nicht damit aufhören wollte. Erst als der Großvater ernstlich darauf bestand, daß er hereinkomme, tat er es und suchte seine durchnächsten Kleider, so gut es ging, zu trocknen.

Doch lassen wir ihn nun wieder selber reden!

Am 14. Dezember.

Der Weg ist fertig. O, wie ich mich freue! Auf meine Schulter gestützt, schritt der Großvater den Gang entlang. An seinem Ende standen wir still und sahen uns um. Schnee und Schnee, soweit das Auge reichte! Ein einziges, lebendes Wesen war zu sehen, ein Raubvogel, der mit schrillum Schrei in der Richtung nach unserem Dorfe flog.

„O, daß wir mit ihm fliegen könnten!“ rief ich.

„Auch für uns wird der Tag der Heimkehr kommen,“ sagte der Großvater. „Je länger wir auf ihn warten müssen, um so schöner wird er sein!“

Als wir endlich wieder in die Hütte zurückkehrten, erschien sie uns enger als zuvor.

Am 16. Dezember.

Ich habe mich bemüht, den Schnee von unserm Fenster fortzuschaffen. Es wäre doch zu schön, wenn wir etwas mehr sehen könnten! Der Großvater ließ mich aber nicht lange draußen bleiben, der Wind blies zu eifig kalt.

Am 18. Dezember.

Heute hätte mich der Schnee beinahe völlig begraben. Ich war fast fertig mit dem Begräumen des Schnees von dem Fenster, da brach plötzlich die ganze Schneemauer, die ich aufgestürmt hatte, über mir zusammen. Schreien wollte ich nicht, um den Großvater nicht zu erschrecken, ich hätte aber auch nicht

schreien können, weil ich den Mund voll Schnee hatte. Endlich gelang es mir, den Kopf herauszuarbeiten, Füße und Arme aber konnte ich trotz aller Anstrengung nicht frei bekommen.

Es blieb nichts übrig, ich mußte nach dem Großvater rufen. Erschrocken kam er herbei. Als es mir mit seiner Hilfe gelungen war, die Arme aus dem Schnee zu ziehen, machte ich mich bald ganz frei. Der Großvater erlaubte aber nicht, daß ich weiter arbeite.

Am 20. Dezember.

Welch schrecklicher Tag! Ich wußte bis jetzt gar nicht, was ein Sturm in den Bergen zu bedeuten habe. Solch ein Pfeifen und Stöhnen, Heulen und Zischen! Ich konnte es kaum noch anhören. Und wie trostlos war es in der Hütte! Wir mußten die Klappe schließen, da der Sturm ganze Massen von Schnee auf den Herd hinunterwarf. Bei offener Klappe hätten wir auch kein Feuer unterhalten können, weil der Sturm den Rauch nicht hinausließ, sondern immer wieder in die Hütte zurücktrieb. So saßen wir vor Kälte zitternd Stunde um Stunde in der dunklen, kalten Hütte, dicht aneinander gedrängt und eine Stroharbe über die Knie gebreitet, um uns ein wenig zu erwärmen.

„Sage mir nur, Großvater,“ sagte ich, „wozu Gott solch schreckliche Stürme schickt.“

„Das tut er, um den Frühling vorzubereiten. Der Schnee, den der Sturm in jede Kluft, jede Felspalte treibt, speist die Quellen, die den Boden für den Samen mit Feuchtigkeit durchtränken und ihn fruchtbar machen. Ohne diese Schneestürme würden im Frühjahr die Wiesen nicht grünen, im Sommer die Felder keine Ernte tragen. Die Vorsehung bedient sich ihrer eigenen Mittel. Was uns Zerstörung scheint, das ist Leben.“

Dann mußte ich dem Großvater ein Ernteliedchen hersagen. Plötzlich ließ ein gewaltiger Stoß uns zusammensahren, die Tür krachte, als bräche sie in tausend Splitter.

„Zünde die Lampe an und sieh, was geschehen ist,“ sagte der Großvater.

Als ich die Thür öffnete, da zeigte es sich, daß die Schneemauer, die ich so mühsam errichtet hatte, dagegen gefallen war. „O der Schnee, der schreckliche Schnee!“ jammerte ich.

„Sei nicht ungerecht gegen den Schnee!“ sagte der Großvater. „Ohne ihn hätte dieser Sturm die Hütte vielleicht davongetragen. — Nun versuche einmal, ein Feuer von Tannenzapfen anzumachen, das gibt wenig Rauch und erwärmt doch.“

Das Feuer brannte hell und lustig, und über seinem Geknistern vergaß ich für ein Weilchen den draußen heulenden Sturm. —

Der Sturm hatte Kälte mit sich gebracht, und mit der Kälte kam eine neue furchtbare Gefahr für die beiden einsamen im Schnee Begrabenen.

Einige Tage nach dem Sturm, als Joseph damit beschäftigt war, die Ziege zu melken, spitzte diese plötzlich die Ohren, als höre sie etwas Besonderes, und fing an, am ganzen Leibe zu zittern. Joseph streichelte sie, um sie zu beruhigen, da vernahm er ein Geheul über sich, das ihm das Blut in den Adern erstarren ließ.

„Wölfe! Großvater, Wölfe!“ schrie er voll Entsetzen.

„Um Gotteswillen, still!“ rief der Großvater. „Laß auch Weisichen kein Geräusch machen! Gib ihr Salz, damit sie nicht meckert, die Wölfe dürfen sie nicht hören.“

Es schien, als ob die Ziege die Gefahr ahne. Sie gab keinen Laut von sich, zitterte aber noch immer an allen Gliedern. Das gräßliche Geheul jedoch dauerte fort.

„Merkst du jetzt, Joseph,“ sagte der Großvater, „wie gut es war, daß der Sturm deinen Gang wieder zuschüttete und das Fenster verwehte? Die schwache Scheibe hätte die hungrigen Tiere nicht zurückgehalten. Und daß wir die Klappe

schließen mußten, war das nicht auch gut? Wie leicht hätten sie sonst bei uns eindringen können!“

„Glaubst du, daß wir jetzt sicher vor ihnen sind?“ fragte Joseph voller Angst.

„Ich hoffe, daß sie uns nicht gewittert haben, und daß der Hunger sie bald vertreiben wird. Halte nur Weißchen ruhig, damit ihr Meckern uns nicht verrät und die Wölfe anlockt.“

Joseph schlang den Arm um die Ziege und drückte sie an sich, während er selbst sein Gesicht an die Wange des Großvaters legte, als fände er dadurch Schutz und Trost.

So vergingen die Stunden. Einmal klang das Geheul so nahe, daß Joseph seine letzte Stunde gekommen glaubte. „Sie fraßen sich durch das Dach, sie fressen uns auf, Großvater!“ schrie er.

„Nicht doch, nicht doch!“ beruhigte ihn dieser. „Sie scheinen um eine Beute zu kämpfen, die sie hierher geschleppt haben. Von unserer Nähe ahnen sie zum Glück nichts.“

Bis zum Abend dauerte das Geheul, dann verklang es in der Ferne. Aber noch in der Nacht fuhr Joseph ein paar mal zitternd in die Höhe, weil er die schrecklichen Wölfe wieder zu hören glaubte.

Noch langsamer als bisher schlichen die Tage jetzt dahin. Aus Furcht, von den Wölfen überrascht zu werden, wagte sich Joseph nicht mehr auf das Dach, und auch die Klappe öffneten sie aus diesem Grunde nicht mehr, so daß der Rauch sie sehr belästigte und die Gesundheit des Großvaters sich zusehends verschlechterte.

Doch hören wir wieder ein paar Stellen aus Josephs Tagebuch an!

Am 21. Dezember.

„Nun beginnt der Winter,“ sagte der Großvater heute.

„Hat er denn nicht längst begonnen?“ fragte ich.

„Nach dem Kalender nicht. In unsere Berge kommt er freilich früher —“

„Und bleibt länger da.“

„Warum sagst du das so traurig? Mitten im Winter kann Gott einen warmen Wind schicken, der den Schnee wegtaut und uns aus unserer Gefangenschaft befreit. Auf Gott laß uns vertrauen!“

Am 23. Dezember.

Der Großvater ist schon seit einigen Tagen so gut wie gar nichts mehr. Auf mein inständiges Bitten erlaubte er mir heut, etwas von dem gemahlten Kaffee für ihn zu verbrauchen. Ich brachte ihm den Kaffee mit Milch gemischt, und er tat ihm sehr wohl. Der Großvater wollte mir auch davon geben, aber ich trank keinen Tropfen. Er braucht den Kaffee nötiger als ich. Ich hatte genug an dem herrlichen Geruch, den der Kaffee in der Hütte verbreitete.

Am 25. Dezember.

Heut ist Christtag. Wie schön war es an diesem Tage zu Hause, wenn wir beim Geläut der Glocken mit den Hausgenossen zur Kirche gingen und uns später mit den Freunden und Verwandten zum Festmahle vereinten!

Dieses Jahr waren wir ganz allein. Ich las dem Großvater die Weihnachtsgeschichte und einen Abschnitt aus dem Andachtsbuche vor, dann saßen wir still und friedlich beieinander. Ich glaube, noch nie hat mein Herz die Freude über die Geburt des Heilandes so tief empfunden als in diesem Jahr. Nie in meinem Leben will ich den Weihnachtstag vergessen, den ich mit dem Großvater hier oben unter dem Schnee verbrachte!

Am 29. Dezember.

Die Kräfte des Großvaters lassen immer mehr nach. Wenn er krank würde, wenn er gar stürbe, was sollte dann aus mir werden? O lieber Gott, nur das laß nicht zu! Ich

will mich mit allem zufrieden geben, nur den teuren Großvater erhalte mir!

Am 1. Januar.

Heut am Neujahrstag, wo sich im Dorfe unten alle beglückwünschen, haben auch wir eine unerwartete Freude gehabt. Ich stolperte im Dunkeln über den tönernen Krug, in dem wir unser Wasser zum Trinken verwahren. Zum Glück zerbrach er nicht, da der Boden nur aus festgetretener Erde besteht.

„Es wird gut sein,“ sagte der Großvater, „wenn du ein Loch in die Erde gräbst, daß der Krug bis zur halben Höhe darin steht. Er fällt dann nicht so leicht um.“

Ich zündete die Lampe an, nahm die Hacke und wollte eben den ersten Schlag gegen den Erdboden tun, als der Großvater mir die Hacke aus der Hand nahm und selbst den Boden aufzuhacken begann. Er tat es aber mit solcher Vorsicht, daß man wohl sah, er vermute etwas Zerbrechliches in der Erde. Und richtig, es dauerte nicht lange, so kam eine gefüllte Weinflasche zum Vorschein, und als der Großvater noch ein Weilchen weitergegraben hatte, standen nach kurzer Zeit fünf stattliche Weinflaschen vor uns.

Als ich den ersten Hieb mit der Hacke tun wollte, war dem Großvater eingefallen, daß er vor ein paar Jahren mit dem Vater hier den Wein eingegraben hatte, um ihn über den Winter aufzuheben. Später war er vergessen worden. Der Wein stammte aus unserm eignen Weingarten und war von einem besonders guten Jahrgang. Ich ruhete nicht, bis ich dem Großvater ein Gläschen des starken, alten Weins einschenken durfte. „O Großvater,“ rief ich, „nun wirst du bald wieder Kräfte bekommen! Alle Tage mußt du ein wenig von dem guten Wein trinken!“

Der Großvater wollte, ich solle auch von dem Wein kosten, aber ich mußte mich doch schämen, dem alten Manne etwas

von seinem Stärkungsmittel wegzutrinken; nur die Lippen benetzte ich mir auf seine Bitten damit. Dann briet ich zur Feier des Tages Kartoffeln in der heißen Asche, weil ich sie so am liebsten esse. Das war ein guter Anfang des neuen Jahres! —

Hätten sie nur nicht so sparsam mit ihrem Öl umgehen müssen, sie hätten mancherlei vornehmen können.

Die Bewohner jener Gegenden sind sehr geschickte Tischler, Holzschnitzer und Uhrmacher. Aber sie mußten froh sein, Licht genug zu ihrer Strohflechtereie zu haben. Da sie darin schon große Übung erlangt hatten, so schlug der Großvater vor, zu versuchen, ob sie die Strohbänder nicht auch im Finstern flechten könnten.

Anfänglich stellten die Finger sich sehr ungeschickt dazu an, nach und nach aber lernten sie, sich ohne Hilfe der Augen zurechtzufinden, und nach ein paar Tagen waren die Bänder, die sie im Finstern machten, kaum von den bei Licht geflochtenen zu unterscheiden.

Auch in allerlei kleinen Kochkünsten versuchte sich Joseph. Um den Appetit des Großvaters anzuregen, tauchte er Brotschnitten in etwas Wein und röstete sie dann über dem Feuer. Hätte er nur ein wenig Zucker zum Bestreuen gehabt, so wäre dieses Gebäck ganz vortrefflich gewesen. Auch gelang es ihm, unter der Anleitung des Großvaters aus übriggebliebener Milch kleine, wohlschmeckende Käse zu machen.

Damit aber mußte er bald wieder aufhören, denn eine neue schwere Sorge stellte sich ein. Weischen fing an, weniger Milch zu geben. Von Tag zu Tag ergab das Melken eine geringere Menge. Was sollte werden, wenn die Milch ganz ausblieb?

Dazu wurde der Großvater immer schwächer. Um seines Enkels willen tat er alles, um sich zu erhalten. Er ging früher zu Bett und stand später auf. Er suchte sich Bewegung zu

machen, indem er täglich ein Weilchen in der Hütte auf und ab ging, aber die Kräfte wollten nicht wiederkommen.

Um den Rauch abzuleiten, ohne die Klappe zu öffnen, verfiel Joseph auf ein prächtiges Mittel. In einer Ecke des Stalles lag ein Stück von einer alten Ofenröhre. Dieses fügte er in die Klappe ein, so daß der Rauch durch sie emporsteigen konnte, ohne daß man die Klappe zu öffnen brauchte. Es war keine leichte Arbeit gewesen, in der Klappe die nötige Öffnung anzubringen und die Röhre fest hineinzustecken, dafür war er aber auch sehr stolz auf sein Werk.

Am Abend wurde ihm noch eine freudige Überraschung zuteil. Als er vor dem Schlafengehen noch einmal zu seiner Ofenröhre auffah, leuchtete ein heller Stern, der gerade über der Hütte stehen mußte, freundlich durch sie herab. Voller Freude rief er den Großvater herbei und blickte mit ihm zu dem glänzenden Gestirn auf.

Beiden war es, als sehe das Auge Gottes tröstend und verheißend zu ihnen herab.

Lassen wir Joseph noch einmal selbst erzählen!

Am 29. Januar.

Es muß wieder viel Schnee gefallen sein. Kein Laut dringt von außen zu uns herein. Durch den Rauchfang fallen einzelne Flocken zu uns herab. Ich konnte schon ein paar Tage den schönen Stern über unserer Hütte nicht sehen. O wenn der liebe Gott doch bald Tauwetter schickte, sonst wird es für den Großvater zu spät!

Am 2. Februar.

Um unser Öl zu sparen, brennen wir statt der Lampe jetzt meist ein kleines Nachtlämpchen. Auf ein halb mit Wasser gefülltes Glas haben wir etwas Öl geschüttet. Auf dem Öl schwimmt ein Korkstückchen, das einen kleinen Docht trägt. Viel Licht gibt das Flämmchen nicht, aber wir können uns doch

gegenseitig dabei unterscheiden und brauchen nicht ganz im Dunkeln zu sitzen.

Am 4. Februar.

Als wir heute bei unserer Frühstücksmilch saßen, befiel den guten Großvater eine tiefe Ohnmacht. Ich erschrak zu Tode, als er plötzlich leichenblaß wurde und von seinem Sessel sank. Es war mir unmöglich, ihn allein aufzuheben und ins Bett zu bringen. Ich benetzte ihm die Schläfen mit Schnee, rieb ihm die kalten Füße und Hände mit einem Ende unserer Wolldecke und flößte ihm ein wenig Wein ein.

Nach ein paar Minuten schlug er zu meiner unaussprechlichen Freude die Augen wieder auf. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, suchte er mich liebevoll zu beruhigen. „Angstige dich nicht zu sehr, mein liebes Kind,“ sagte er, mir sanft die Wangen streichelnd. „Wohl kann Gott mich über Nacht abberufen, ohne daß wir gegen seinen heiligen Willen murren dürfen, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich nicht sterben werde, ohne unser Dorf wiederzusehen. Denke nur immer an den herrlichen Augenblick, in dem unsere Retter kommen und uns mit sich hinabnehmen werden!“

O wie gern lauschte ich diesen lieben, hoffnungsvollen Worten! — Heute nacht ist starker Frost eingetreten.

Am 7. Februar.

Es geht dem Großvater besser, Gott sei Dank, aber andere Sorgen drücken uns. Unsere Vorräte gehen zu Ende. Heute haben wir die letzten Kartoffeln gekocht, und auch Brot ist nicht mehr viel da. Dabei gibt Weißchen täglich weniger Milch. Für eine Person langt sie noch, doch nicht für zweie. Ich denke über einen großen Entschluß nach.

Am 8. Februar.

Heute bin ich vor den Großvater getreten und habe ihn gebeten, mich den Versuch machen zu lassen, mit einem Schlit-

ten in das Dorf hinunterzukommen und Hilfe zu holen. „Bleibe ich hier, so müssen wir verhungern; allein hast du noch eine Weile zu leben, und ich komme gewiß gut hinab.“

„Aber wenn du in eine Schlucht stürztest!“

„Wie oft bin ich mit meinem kleinen Handschlitten die Bergabhänge ohne Unfall hinuntergefahren!“

„Aber die Kälte hat vielleicht wieder Wölfe hierhergeloct!“

„Sie sollen mich nicht einholen. Ich will schneller fahren, als sie laufen können.“

„Nein, nein,“ rief der Großvater. „Ich kann nicht einwilligen, daß du dich in solche Gefahr begibst. Es ist besser, wir erwarten unser Schicksal hier gemeinschaftlich. Aber ich will es bis morgen überlegen.“

Am 9. Februar.

Der Großvater hat seine Einwilligung zu meinem Vorhaben gegeben. Ich habe den Schlitten schon angefangen. Unter dem alten Gerümpel im Stall waren ein paar alte Schlittenkufen, die ich jetzt sehr gut gebrauchen kann. Der Großvater sagt mir, wie ich alles machen muß.

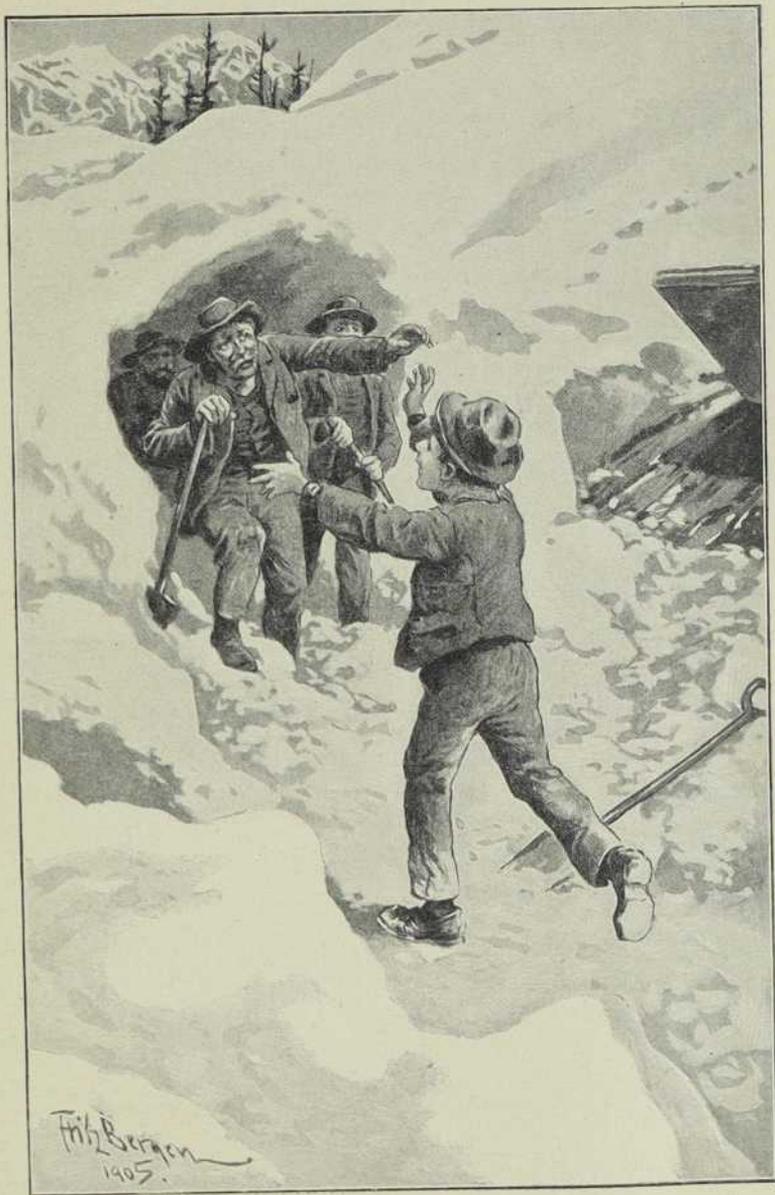
Am 11. Februar.

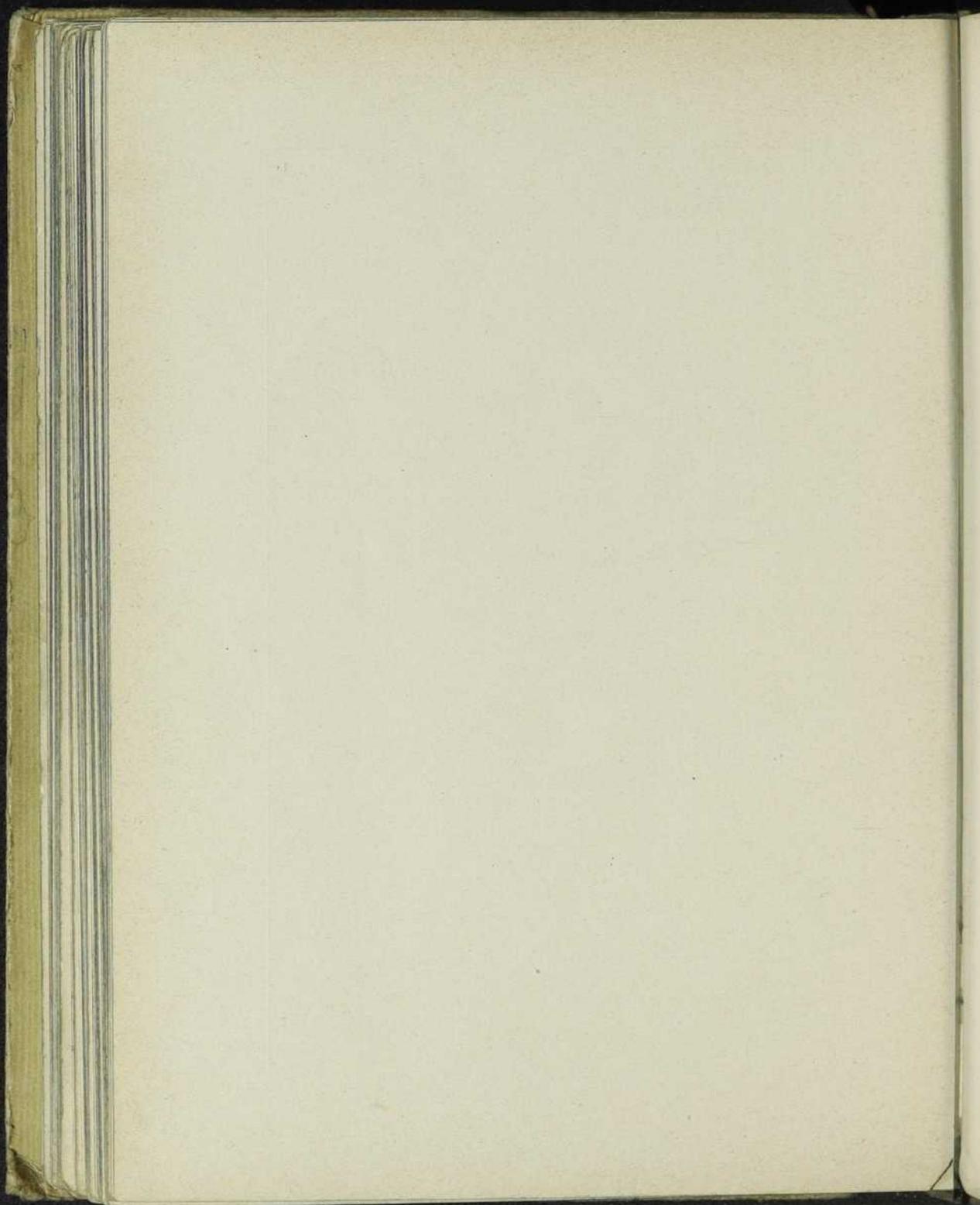
Der Schlitten ist fertig. Das Gestell ist wohl etwas plump, aber es ist groß und stark und wird mich sicher tragen. Nun heißt es noch einen Gang durch den Schnee graben, um den Schlitten ins Freie zu bringen.

Am 12. Februar.

Ich habe heute den ganzen Tag an dem Gang gearbeitet, aber der Schnee ist so hart gefroren, daß ich nur langsam vorwärtskomme. Morgen denke ich fertig zu werden. — —

Es war am nächsten Tage gegen Mittag. Der Großvater ruhte angekleidet auf dem Bett, und draußen schaufelte Joseph emsig an seinem fast vollendeten Gange.





Plötzlich hielt der Knabe in seiner Arbeit inne, ein ungewohntes Geräusch war an sein Ohr gedrungen.

Schon wollte er in die Hütte zurückspringen in der Meinung, Wölfe kämen, aber gleich darauf horchte er wieder. Das konnten keine Wölfe sein. Es klang wie unbestimmtes, fernes Rufen.

Gott im Himmel, konnten es Menschen sein? Er ließ die Hacke fallen und lauschte mit weit vorgestrecktem Kopfe.

Jetzt unterschied er seinen Namen. Es war die Stimme seines Vaters, die ihn rief. Er stieß ein durchdringendes Freudengeschrei aus. Laute Rufe verkündeten ihm, daß man ihn gehört hatte.

Noch einige Minuten vergingen. Man hörte das Geräusch von Schaufeln und Hacken, die Zurufe, mit denen die Leute sich gegenseitig anfeuerten, dazwischen immer wieder die Stimme des Vaters. Jetzt flogen die letzten Schneeschollen zur Seite. Der Vater stürzte durch den noch rieselnden Schneestaub, und im nächsten Augenblick lag Joseph an seinem Halse.

„Wo ist der Großvater? Lebt er?“ rief der Vater dann. Ohne den Knaben loszulassen, stürzte er in die Hütte und warf sich mit seinem Sohne vor dem Bett in die Knie, die Hände fassend und mit seinen Tränen bedeckend, die der Großvater ihm, vor Freude zitternd, entgegenstreckte.

Jetzt drängten auch die Leute herbei, die den Vater begleitet hatten. Ein jeder wollte dem Großvater die Hand geben, Joseph in seine Arme ziehen.

„Nun aber schnell hinunter, damit kein neuer Unfall dazwischenkommt!“ rief der Vater, nachdem man sich ein wenig beruhigt hatte.

Die Männer hatten kräftige Lebensmittel, Schneeschuhe und warme Decken mitgebracht. In aller Eile nahm man etwas Nahrung zu sich, dann rüstete man sich zur Abfahrt. Ehe diese

aber angetreten wurde, kniete der Großvater mit allen Anwesenden nieder und schickte ein heißes Dankgebet zu Gott empor, der ihn und seinen Enkel so wunderbar bewahrt hatte. Nachdem er sein Andachtsbuch und Josephs Tagebuch zu sich gesteckt hatte, erklärte er sich zum Aufbruch bereit.

Joseph wurde mit ein Paar Schneeschuhen versehen und der Obhut zweier Männer anvertraut. Der Großvater wurde dicht in Decken gehüllt und auf den Schlitten gesetzt. Zu seinen Füßen legte man Weißchen hin, dem man die Füße mit Stricken zusammengebunden hatte. Man nahm es mit, teils um das treue Tier nicht seinem Schicksal zu überlassen, teils damit seine Körperwärme den der Kälte entwöhnten Großvater warm halte. Dann stellte sich der Vater hinten auf, um den Schlitten selbst zu leiten.

Mit großer Mühe und Gefahr kam man hinunter. Als man das Tal, etwa eine halbe Stunde vom Dorfe, erreichte, sahen die Geretteten erst, was für Massen von Schnee durchgraben werden mußten, um einen Weg zu ihnen zu bahnen. Das ganze Dorf hatte sich an der Rettungsarbeit beteiligt und sie immer von neuem vorgenommen, wie oft Sturm und Schnee ihr Werk auch vernichteten.

Nun wollte jeder Anteil an der Freude haben. Aus jedem Hause kamen die Leute heraus, um die Geretteten zu sehen und zu begrüßen. So kam es, daß sie endlich in einem wahren Triumphzug ihr Haus erreichten.

Dort wurde der Großvater sogleich zu Bett gebracht. Joseph aber mußte immer von neuem von seinem Ergehen in diesen drei langen Monaten erzählen, und sein Tagebuch wanderte von Hand zu Hand.

Trotz der liebevollsten Pflege erholte sich der Großvater nicht mehr ganz. Die harte, entbehrungsreiche Zeit unter dem Schnee hatte seine Kräfte verzehrt. Aber Gott vergönnte ihm,

in seinem Dorfe, inmitten seiner Angehörigen und Freunde zu sterben. Als die Berge sich wieder grün färbten und die Obstbäume sich mit Blüten bedeckten, schloß er seine Augen, Gott bis zum letzten Augenblick für alle erwiesene Gnade dankend.

Joseph wuchs zu einem tüchtigen Manne heran. Die drei Monate unter dem Schnee hatten seinem Körper keinen Schaden gebracht, wohl aber ihn gereift und gekräftigt. Er blieb etwas ernster als die Knaben und jungen Leute seines Alters, doch hinderte ihn das nicht, sich des Lebens, das Gott ihm so gnädig bewahrt hatte, von ganzem Herzen zu freuen.

Das Andenken an den teuren Großvater hielt er, solange er lebte, in hohen Ehren, und nie vergaß er die Lehren, die ihm dieser eingepägt hatte, als sie von aller Welt verlassen in der einsamen Hütte saßen.

Daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten reichen müssen, das blieb der Leitspruch seines ganzen Lebens.



## Wie Caritas Königin wurde.

**G**anz einsam in einem dichten Walde stand eine kleine Hütte, und in der Hütte lag ein armer Tagelöhner und wollte sterben. Niemand war bei ihm als eine alte Frau, die ein kleines Kind auf ihrem Schoß hielt und schlaftrunken am Fuß des Bettes saß.

Beim Holzfällen war ein Baum auf den armen Mann gestürzt; schwer verletzt hatten seine Kameraden ihn unter den Ästen hervorgezogen und in seine Hütte gebracht. Nun lag er hier und sollte sterben.

Er wußte, daß es mit ihm zu Ende ging, aber er trauerte nicht darum. Sein Leben war immer hart und schwer gewesen, und er ging gern zu seiner Frau, die aus dem Leben geschieden war, als sein Töchterchen die Augen dem Licht geöffnet hatte; aber ihn jammerte das Kind, das er so allein und hilflos zurücklassen sollte.

„Ach, wenn sich jemand des Kindes erbarmte und es in seinen Schutz nähme!“ dachte er, inbrünstig flehend. Da war die arme Hütte um ihn plötzlich von strahlendem Glanz erfüllt, und fremde, wunderbare Gestalten drängten zu seinem Bett heran.

„Laß mich deines Kindleins Begleiterin sein,“ sagte die Stimme einer Frau. Sie trug kostbares Geschmeide in ihrem Haar und hatte ein Kleid von glänzender Seide an, über und über mit Goldstücken besetzt, die, wenn sie sich bewegte, ein leises, seltsames Klingen von sich gaben. „Ich bin der Reichtum.“

„Reichtum ist gut,“ murmelte der Kranke und richtete sich mühsam in seinem Bett auf.

Als er aber eine Weile in das Antlitz der vor ihm Stehenden geblickt hatte, da sah er einen harten, kalten Zug um ihren Mund liegen und hob abwehrend die Hand. „Nein, nein, mein Kind soll ein warmes Herz behalten!“

Höhnisch lachend trat die Frau zurück, und eine andere schritt heran. Sie trug ein langes, kostbares Samtgewand, auf ihrem Kopf glitzerte ein Krönlein, und auf der Brust trug sie ein goldgesticktes Wappen.

„Ich will deiner Tochter Rang und Ansehen geben,“ sagte sie, „und sie zu einer vornehmen Frau machen.“

Ängstlich forschend blickte der Mann in das schöne Angesicht, das sich ihm zugewandt, aber als er den stolzen, hochmütigen Ausdruck der Augen entdeckte, hob er die Hand von neuem zur Abwehr. „Rang und Ansehen sind gut,“ flüsterte er, „aber das Herz meines Kindes soll nicht hoffärtig werden.“

Schon stand eine andere Gestalt neben seinem Bett. Sie trug ein Kleid von duftigem Flor, ihr Haar war mit Blumen geschmückt und ihr Antlitz von solcher Lieblichkeit, daß er seinen Blick nicht von ihr wenden konnte. „Ich bin die Schönheit,“ sagte sie. „Willst du dein Kind mir anvertrauen?“

„Ja, ja!“ wollte der Kranke rufen, da sah er, wie die Gestalt ein Spieglein erhob, das an ihrem Gürtel hing, um sich wohlgefällig darin zu beschauen, und er wandte den Blick traurig ab. „Nein, nein, mein Kind soll nicht eitel und selbstgefällig werden!“

Erschöpft sank er auf sein Kissen zurück und schloß die Augen. Da fühlte er, wie eine sanfte Hand ihm den Schweiß von der Stirn trocknete und seine brennenden Lippen mit kühlem Balsam nezte. Verwundert schlug er die Augen auf. Eine in Schleier gehüllte, holde Gestalt neigte sich mit sanftem Blick über ihn.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Ich heiße Caritas und bin das Mitleid. Gern will ich dein Kind in meinen Schutz nehmen.“

Da leuchtete der Blick des Sterbenden noch einmal auf. „Ja, ja, nimm du es hin! Es soll heißen wie du und dein mitleidiges Herz haben!“

Die Gestalt nahm das Kindlein vom Schoß der alten Frau und hielt es dem Vater zum Abschiedskusse hin. „Leb' wohl, kleine Caritas!“ flüsterte dieser, dann legte er sich zurück und starb.

Das Mitleid aber beugte sich erbarmend über ihn, breitete ihren Schleier um ihn und schwebte mit ihm empor. Die Decke der Hütte wich vor ihr zurück, und sie trug ihn höher und höher durch die Luft bis hin zu dem goldenen Himmelstor. Dort stand das Weib des armen Mannes schon in ihrem Strahlengewand seiner wartend. Sie nahm den Erwachenden frohlockend an die Hand und führte ihn zu Gottes Thron. —

Die alte Frau hatte Caritas mit sich in ihre Hütte genommen und dort aufgezogen, so gut es ging. Sie meinte es redlich, aber sie war schon alt und gebrechlich und konnte sich um das heranwachsende Kind wenig kümmern. Den ganzen Tag saß sie bei ihrem Spinnrad, im Winter hinter dem Ofen, im Sommer vor der offenen Hintertür; die kleine Caritas konnte unterdessen nach ihrem Gefallen im Wald umherspringen.

O, wie glücklich sie dort war! Den ganzen großen Wald mit allem, was darin war, betrachtete sie als ihr Eigentum. Alle Bäume und Sträucher, alle Tiere und Blumen, ja selbst die grünlichen Felsblöcke mit den langen Flechtenbärten waren ihre Freunde. Sie liebte alle, und alle, alle liebten sie.

Mit den Jahren wuchs Caritas zu einem holden Kinde heran. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem kurzen Röckchen über dem groben Hemd, im Sommer von Leinen aus dem Garn, das die Alte spann, im Winter von der Wolle des

kleinen, schwarzen Schafes, das seinen Stall hinter dem Hause hatte, aber ihr Körper war gesund und geschmeidig, und ihre bloßen, behenden Füße eilten unverletzt über Wurzeln und scharfes Gesträuch. Ihre Augen waren blau wie der Frühlingshimmel, und die krausen, blonden Löckchen, die ihren Kopf umtanzten, schimmerten so golden wie der Sonnenschein, der durch das dichte Waldlaub bricht.

Nun war es einmal zur Winterszeit. Der Wald lag dick voll Schnee und Eis. Da schickte die Alte Caritas hinaus, um Reisig zu suchen, denn der kleine Holzvorrat im Hause ging zu Ende.

Die kleinen Füße, mit großen Holzpantoffeln bekleidet, machte Caritas sich fröhlich auf den Weg. Aber das dürre Holz wollte sich heut nicht so schnell finden lassen als sonst; nur hier und da ragte ein braunes Zweigende aus dem Schnee, das Caritas mühsam hervorzog. Schon wollte sie sich auf den Heimweg machen, denn die Dämmerung brach herein, und es fing an in großen Flocken zu schneien, da hörte sie plötzlich einen klagenden Ton.

Horchend blieb sie stehen und sah sich nach allen Seiten um. Von neuem erscholl der Klage-ton so ängstlich, als ob ein Wesen sich in Todesangst befände. Als sie jetzt vorsichtig den Tönen nachging, sah sie am Rand einer Waldwiese, auf der sie oft dem Spiel der Waldhäslein zugehört, in einem Tannenbusch ein Häslein in der Schlinge hängen, die ein böser Mensch gelegt hatte.

Schnell trat Caritas hinzu, um die Schlinge zu lösen. Es wollte ihr aber nicht gelingen; der starke Draht widerstand all ihren Bemühungen. Des Häsleins Jammertöne wurden immer kläglicher. Caritas zerrte an der Schlinge, daß der scharfe Draht ihr die Hand zerschnitt. Da, noch ein Ruck, und die Schlinge löste sich.

Einen Augenblick lang blieb der Hase matt mit von sich gestreckten Vieren auf dem Schnee liegen, dann sprang er aber auf, blickte Caritas aus seinen vorstehenden Augen dankbar an und lief in großen Sätzen davon.

Vergnügt sah Caritas ihm nach. Als sie sich dann aber umblickte, erschrak sie, denn sie wußte nicht mehr, wo sie war. Der dichtfallende Schnee hatte ihre Fußtapfen ausgefüllt, und die Flocken stoben durch die Luft, daß sie kaum ein paar Schritte weit vor sich sehen konnte. Sie ging hin und her, wie sie sich aber auch mühte, sie fand den Heimweg nicht mehr; überall stellten sich ihr Bäume und Strauchwerk entgegen.

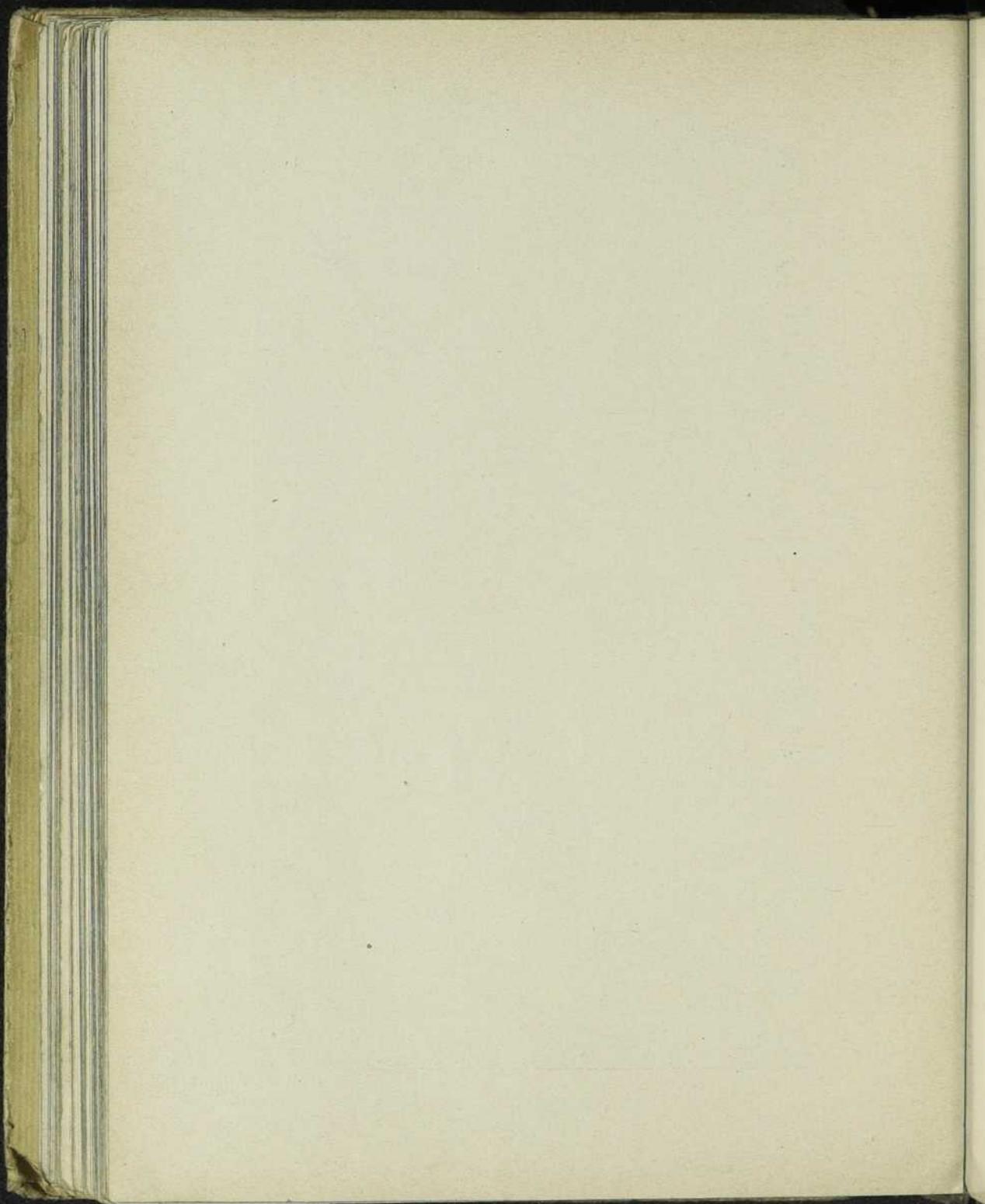
Da setzte sie sich endlich unter ein Tannengebüsch. „Ich will hier warten, bis es aufgehört hat zu schneien,“ dachte sie, aber schon fielen ihr die Augen zu, und sie schlief ein.

Plötzlich erwachte sie. Doch was war das? Vor ihr auf dem Schnee stand ein zierliches Gespann, ein kleiner, goldener Wagen mit weißseidenen Rissen, davor vier Hasen mit rotem Geschirr, auf dem Bock als Rutscher das Häslein, das sie vorhin aus der Schlinge gerettet hatte. Sie erkannte es ganz gut an der Wunde, die ihm der Draht ins Ohr gerissen.

Eilfertig sprang der kleine Rutscher vom Bock, stellte sich vor Caritas auf die Hinterläufe und zeigte mit den Vorderpfoten nach dem Wagen hin, als wollte er sie bitten, einzusteigen. Caritas folgte der Aufforderung, und kaum saß sie auf dem weichen Rissen, als das Gespann sich in Bewegung setzte und in sausender Geschwindigkeit über den Schnee dahinflog bis hin zu einer dichten Tannenwand. Dort tat sich ein dunkler Gang auf, der Wagen flog hindurch, und plötzlich sah Caritas sich auf einem weiten, sonnigen Wiesenplan.

Eis und Schnee waren verschwunden. Unzählige Blumen blühten auf dem grünen Rasen und erfüllten die Luft mit Wohlgeruch. Ein Bächlein voll gold- und silberschuppiger





Fische floss hindurch, in den Bäumen ringsumher flatterte, gurrte und zwitscherte es von buntgefiederten Vögeln, und auf der Mitte des Planes — Caritas klatschte vor Freude in die Hände — drängten sich die verschiedenartigsten Tiere in fröhlichem Getümmel: zierliche Rehe und stattliche Hirsche mit vielverzweigtem Geweih, Eichkätzchen mit buschigem Schweif und Häschen, die in lustigem Spiel übereinander sprangen. Zierliche Eidechsen schlüpfen durch das Gras, Käfer und Bienen summten, und ganze Wolken von Schmetterlingen spielten im Sonnenschein.

Von einem weißen Schloß am Ende der Wiese her kam eine hohe Frauengestalt auf Caritas zu. Sie war in ein glänzendes, hellgrünes Gewand gehüllt und hielt einen blühenden Lindenzweig in der Hand.

„Ich bin die Waldkönigin,“ sagte sie freundlich zu Caritas. „Du hast einem meiner Geschöpfe Gutes getan, darum heiße ich dich bei mir willkommen. Sieh dich nur in meinem Reiche um!“

Sogleich sprang das Häslein, das Caritas aus der Schlinge befreit hatte, als Führer herbei, und von seinen lustigen Sprüngen begleitet, lief Caritas vergnügt hin und her, bis sie sich endlich ermüdet auf den blumigen Rasen setzte.

„Du wirst hungrig sein,“ sagte die Waldkönigin, wieder zu ihr tretend; „meine Diener sollen dir zu essen bringen.“

Sie klatschte in die Hände, und sogleich kam von dem Schlosse her eine Reihe kleiner Männchen, die einen braun und runzlig wie die Wurzeln des Waldes, die andern, die große, breite Hüte auf dem Kopfe trugen, hell und glatt wie die Pilze, die nach einem Regen aus der Erde schießen.

Jedes von ihnen trug ein Schüsselchen, das wie ein großes Suflattichblatt geformt war, in den Händen. Der eine brachte Erdbeeren, der andere schwarze Waldkirschen, der dritte gelben Honig, wie die Waldbienen ihn bereiten, der vierte süße Ruz-

kerne, der fünfte Bucheckern, der letzte aber goldbraune Brötchen, aus dem Mehl feiner Waldwurzeln gemacht. Caritas nahm von allem etwas, am besten aber schmeckten ihr die kleinen Brötchen.

„Nimm dir eins davon mit,“ sagte die Waldfrau, „du kannst davon essen, so oft du willst, nur das letzte Bröckchen mußt du übrig lassen, sonst wächst das Brötchen nicht mehr nach.“

„Nun muß ich wohl nach Hause gehen,“ dachte Caritas, nachdem sie der Waldkönigin gedankt hatte, aber die Augen wurden ihr so schwer, daß sie den Kopf in das Gras zurücklegte. Nur einen Augenblick wollte sie ausruhen, da schief sie schon.

Als sie erwachte, saß sie wieder unter dem Tannenbusch, in dem sie das Häschen aus der Schlinge befreit hatte. „Ach, es war nur ein Traum!“ sagte sie. Aber wie seltsam! Eis und Schnee waren verschwunden, alles grünte und blühte im Walde, und als Caritas sich im nahen Waldbächlein betrachtete, sah sie, daß die vorher so kurzen Röckchen ihr bis zur Schulter herabhingen und ihr Röckchen ihr zu kurz und eng geworden war. War sie denn so lange bei der Waldfrau gewesen?

Als sie zu der Hütte kam, in der sie mit der alten Frau gelebt hatte, spielten fremde Kinder davor. Eine Frau, die sie nicht kannte, stand in der Thür, und als sie nach der alten Frau fragte, hörte sie, daß diese schon lange gestorben war.

Da ging Caritas aus dem Walde hinaus, um ein Unterkommen zu suchen, aber in den Dörfern, in die sie kam, wollte sie niemand aufnehmen. Sie sei zu zart für die Bauernarbeit, hieß es überall. Endlich kam sie zu dem Hause armer Weberleute. Wenn sie ihnen am Webstuhl helfen wolle, dürfe sie bleiben, sagte der Weber. Caritas willigte ein, aber da der Mann krank war, mußte sie oft den ganzen Tag lang statt seiner

in der engen, dumpfen Stube am Webstuhl sitzen und das Weberschifflein durch das Garn gleiten lassen. Am Abend mußte sie der Frau helfen die Kinder warten, Wasser tragen, Kartoffeln schälen und die Wäsche reinigen.

Gern hätte Caritas alles getan, hätte sie nur manchmal ein freundliches Wort dafür bekommen, aber die Weberfrau war böß und geizig und gönnte Caritas nicht das Brot, das sie aß. Hätte sie nicht das Wunderbrot der Waldkönigin gehabt, so wäre sie gar manchen Abend hungrig zu Bett gegangen.

Nur an Sonntagnachmittagen durfte Caritas aus dem Hause. Da lief sie, wenn sie das Geschirr gereinigt und die Küche in Ordnung gebracht hatte, vor das Dorf hinaus ins Freie.

Wald gab es hier nicht, aber es war auch schön zwischen den Feldern, auf denen das reifende Getreide im Winde goldene Wellen schlug, aus denen blaue Kornblumen und rote Mohnblüten hervorleuchteten.

Eines Sonntags war sie wieder, wie sie zu tun pflegte, mit ausgebreiteten Armen zwischen den Feldern dahingelaufen so weit, als ihre Füße sie trugen. Als sie endlich stehen bleiben mußte, vernahm sie ein ängstliches Piepen zu ihren Füßen, und als sie sich niederbückte, sah sie eine Schwalbe mit gebrochenem Flügel im Grase liegen, daneben einen Stein, den ein böser Bube nach ihr geworfen hatte.

Mitleidig hob sie das arme Tierchen auf und trug es vorsichtig nach Hause. Dort verbarg sie es auf dem Bodenkammerchen, in dem sie schlief, denn sie wußte wohl, die Weberfrau würde es nicht gern sehen, daß sie sich des Vögleins annahm. Sie wusch das Blut von dem gebrochenen Flügel, verband ihn mit einem Streifen weicher Leinwand, bettete das Tierchen, das geduldig alles mit sich machen ließ, auf ein Bettchen von Stroh und stellte ein Wassernäpfchen daneben.

Aber das Schwälbchen brauchte auch Nahrung, und die herbeizuschaffen war für Caritas nicht leicht. So oft sie den Webstuhl auf ein Weilchen verlassen oder sich einen Augenblick von der Arbeit im Haus frei machen konnte, sprang sie zur Bodenkammer hinauf, fing Fliegen und Spinnen und steckte sie dem hungrigen Schwälblein in den aufgesperrten Schnabel.

So waren ein paar Tage vergangen, und das Schwälbchen begann schon leise den kranken Flügel zu bewegen. Eben hatte sich Caritas wieder zu ihm geschlichen und bemühte sich, den Leinwandstreifen von seinem Flügel zu wickeln, da hörte sie plötzlich die harte Stimme der Weberfrau hinter sich:

„So, wegen des dummen Vogels da läßt du faules Geschöpf deine Arbeit im Stich? Wart, den bekommt die Raze!“

Sie streckte die Hand nach der Schwalbe aus, da stieß Caritas in der Angst um ihren Schüßling das Bodensfensterchen auf, die Schwalbe flatterte auf seinen Rand, hob und senkte ein paarmal probierend die Flügel und flog dann mit hellem Gezwitzcher in die Luft davon. Die Weberfrau aber jagte Caritas in ihrem Zorn zum Hause hinaus. „Geh nur zu deinem Vogel, du unnütze Dirn!“ rief sie und schlug die Thür hinter ihr zu.

Traurig ging Caritas auf das Feld hinaus und setzte sich auf den Rain, wo sie das kranke Schwälbchen gefunden hatte. Hoch über ihr flogen die Schwalben, die sich zum Abschied rüsteten, im Zickzack durch die Luft. „Ob mein Schwälbchen wohl bei ihnen ist?“ dachte Caritas; dann legte sie ihren Kopf müde auf einen Stein und schief ein.

Als sie wieder erwachte — was war das? Eine dunkle Wolke senkte sich zu ihr hernieder. Die Wolke bestand aus lauter Schwalben, mitten darin ihr Schwälblein; sie kannte es an dem weißen Faden, der noch von seinem Flügel herunterhing. Die Schwalben umkreisten sie, dichter und dichter flogen sie um

sie herum, und ehe sie sich's versah, fühlte sie sich von ihnen emporgehoben und durch die Luft getragen. So weich und sicher saß sie auf der Schwalbenwolke, daß sie gar keine Furcht empfand.

Hoch über das Feld und die Wiese, das Dorf und das Weberhäuschen ging der Flug dahin. Wie dunkle Teppiche lagen die Wälder unter Caritas da; die hellen Flecken dazwischen waren die Felder, und durch sie hin schlängelte sich der Strom wie ein breites Silberband.

Weiter und weiter ging es über Städte und Dörfer, Felder und Wälder auf ein hohes Gebirge zu. Ein Berg türmte sich über den andern. Die Gipfel der höchsten waren mit Eis und Schnee bedeckt, aber unbeirrt nahmen die Schwalben ihren Flug über sie. Rauhe Winde packten sie und suchten sie in die Schluchten zu schleudern, aber sie hielten fest zusammen und trugen Caritas sicher in ihrer Mitte.

Nun senkten sich die Berge, und warme Luft schlug ihnen entgegen. Pfeilgeschwind zogen sie über das unten liegende weite, sonnenglänzende Land hinweg. Dann kam das Meer. Wie ein riesiger, stahlblau glänzender Schild lag es unter ihnen. Schwarze Schiffe mit weißen Segeln fuhren darauf hin und her, und schnelle Mäwen umflatterten die dunkle Vogelwolke. Die ganze Nacht hindurch flogen die Schwalben mit Caritas über die weite Wasserfläche. Inseln tauchten auf und verschwanden wieder. Dann zeigte sich von neuem Land. Gerade als die Morgen Sonne aufging, ließen sie sich mit ihrem Schützling auf dem flachen Dache eines halbverfallenen Marmortempels nieder. Dattelpalmen mit stolzen Blätterwedeln und mächtigen Fruchttrauben neigten sich über das Dach, Granaten- und Oleanderbüsche kletterten in den Spalten des Gemäuers empor und schütteten ihre roten Blüten darüber, Orangenbäume standen mit Blüten und Früchten zugleich bedeckt dabei, und aus

dem blaugrünen Laub der Olivenbäume blickten die dunklen Früchte einladend hervor.

Was Caritas aber am meisten entzückte, das waren die unzähligen Schwalben, die hier zwischen dem Marmorgestein nisteten und die Luft mit jubilierendem Gezwitzschall füllten.

„O wie schön ist es hier!“ rief Caritas. Da fiel ihr Auge auf eine Mädchengestalt, die, von den Blättern einer Palme halb verdeckt, an der Brüstung des Daches lehnte. Ein weißes Gewand umfloss die zarte und doch hoheitsvolle Gestalt in weichen Falten, und auf der Brust trug sie eine rosenrote Lotusblume.

„Ich bin die Gottheit dieses Tempels,“ sagte sie, freundlich zu Caritas tretend, „und die Schwalben hier sind meine Schutzbefohlenen. Du hast einer von ihnen Gutes getan, darum heiße ich dich willkommen. Komm, laß mich deine Führerin sein!“ Sie nahm Caritas an der Hand und führte sie über eine Marmortreppe hinunter in das Innere des Tempels und zeigte ihr die Gemälde und Bildsäulen, die es schmückten, und die herrlichen Haine immer blühender Sträucher und Bäume rings um den Tempel. Dann führte sie Caritas auf das Dach zurück. „Wenn du hungrig bist, so lang’ zu!“ sagte sie dort, während sie den Finger hob und die Bäume und Sträucher, die das Dach umgaben, dem Mägdelein daraufhin die köstlichsten Früchte in den Schoß schüttelten.

„Du bist müde,“ sagte die Mädchengestalt, als Caritas gegessen hatte und den Kopf gegen die Brüstung zurücklegte. „Ruhe aus! Doch laß mich dir erst ein kleines Andenken an diesen Ort geben.“ Sie öffnete ein zierliches Büchchen und zeigte Caritas drei blauschwarze Schwalbensefeden darin. „Wenn du die Federn in die Luft bläst,“ sagte sie, „dann bringen sie dich oder den, für den du den Wunsch aussprichst, an den Ort, wohin du willst. Aber hüte die Federn wohl! Einmal zerstreut, ist ihre Macht dahin.“

Sie hing Caritas das Büchchen an einer feinen Schnur um den Hals, küßte sie auf den Mund und verschwand. Caritas aber schloß die Augen und schlief ein.

Als sie erwachte, lag sie wieder auf dem Feldrain, wo sie die Schwalbe gefunden hatte.

„O, es war nur ein Traum!“ sagte sie traurig. Da fühlte sie das Büchchen an ihrem Hals. So hatte sie doch nicht geträumt? Aber wie seltsam, auf den Feldern, die damals leer gewesen waren, wuchs zarte, grüne Saat. Vor ihr stieg schmetternd eine Lerche zum Himmel auf. Sie war doch nur einen Tag lang in dem Schwalbentempel gewesen!

In der Ferne sah sie das Dorf mit dem Weberhäuschen liegen, aber sie wollte nicht in die dumpfe Stube und zu der bösen Frau zurück. Vor sich sah sie eine blaue Bergkette, zu der wollte sie hin. Sie mußte aber lange wandern. Wurde sie hungrig, so aß sie von dem Brötchen in ihrer Tasche und trank von dem Wasser eines Baches dazu. Die Nacht verbrachte sie auf den Stufen eines Dorfkirchleins. Als sie zu den Bergen kam, stieg sie dem Ufer eines Wildbachs entlang bis zu einer Almhütte hinauf, die, rings von grünen Weidenplätzen umgeben, hoch oben auf einer Berghalde lag. Dort verdingte sie sich bei der Sennerin als Gehilfin.

Sie mußte helfen die Kühe melken, die Kälber versorgen, Butter und Käse bereiten und die Milchgefäße reinigen. Willig verrichtete sie jede Arbeit, hatte sie aber einmal ein Stündchen frei, dann stieg sie hinter der Hütte die Höhe empor bis zu einer kleinen Felsplatte, die, von drei Seiten von Felsen umgeben, weit über den Abgrund hinausragte. Dort saß Caritas und blickte mit leuchtenden Augen in die Ferne hinaus. Rings um sie herum blühten Alpenblumen von allen Farben und Arten. Sie freute sich, aber sie pflückte keine davon. Es hätte ihr leid getan, ihr zartes Blumenleben unnötig zu ver-

fürzen, und es erfüllte sie mit Schmerz und Unwillen, wenn sie sah, wie fremde Menschen, die in die Berge stiegen, die Blumen zu großen Sträußen abrissen und dann achtlos wegwarfen und verdorren ließen.

Als sie eines Tages wieder an ihrem Lieblingsplatz ankam, stieß sie einen Ruf des Schreckens aus. Der ganze Boden war mit abgerissenen Edelweißzweiglein bestreut. An vielen waren die Wurzeln mit ausgerissen, und die Pflänzchen lagen jetzt verschmachtet in dem heißen Sonnenschein.

„O die armen Sträuchlein!“ rief Caritas und kniete sogleich auf den Boden nieder, um ihren Lieblingen Hilfe zu bringen. Sorgfältig pflanzte sie die ausgerissenen Pflänzchen wieder ein, drückte die Erde fest um die feinen Würzelchen und nestete sie aus dem Wasserkrüglein, das sie für sich selbst mit hinaufgenommen hatte.

Es dauerte lange, bis sie die Verwüstung wieder gut gemacht hatte. Als sie endlich fertig zu sein glaubte, erblickte sie hart am Rande des Abgrundes ein besonders schönes Sträuchlein, das den ganzen Sommer seine weißen Blütensterne fröhlich in die Luft gestreckt hatte. Nur noch von einer Wurzel gehalten, hing es, schon halb verwelkt, über dem Felsrand.

Caritas brachte es nicht über das Herz, die Blume verderben zu lassen. Behutsam näherte sie sich dem Absturz; dort kniete sie nieder und griff nach dem Pflänzchen. Aber gerade als sie es fassen wollte, bröckelte das Rasenstück, auf dem sie kniete, ab und zog sie mit sich in die Tiefe. Entsetzt schloß sie die Augen, und die Sinne vergingen ihr.

„Bin ich denn nicht zerschmettert?“ dachte sie, als sie wieder zum Bewußtsein kam. Sie richtete sich auf und sah staunend, daß sie auf einer weichen Decke lag. Unzählige Edelweißblüten hatten sich zu einem dichten Teppich aneinandergeschlossen, die sie aufgefangen und unverletzt hinuntergetragen hatten.

Aber wo war sie nur? Sie blickte um sich. Ein Garten umgab sie, wie sie nie einen gesehen hatte. Tausende der schönsten Alpenblumen füllten ihn an. Da blühten hellblaue Enziane, so dicht, daß es aussah, als sei ein Stückchen Himmel auf die Erde gefallen. Dort standen weiße Glockenblumen und gelber Mohn in dichten Schwaden. Hier überzogen die Alpenrosen die Felswände wie mit rotem Atlas, dort blühten gelbe Aurikeln und Himmelschlüssel, vermengt mit den zierlichen braunen Kohlröschen und den roten Steinnelken, die wie Blutstropfen glänzten.

Caritas wußte nicht, wohin sie zuerst blicken sollte. Da näherte sich ihr ein majestätischer Greis. Ein schneeweißer Bart wallte über sein Gewand herab, das grau war wie die Nebel, die um die Bergspitzen lagern.

„Gefällt es dir in meinem Gärtchen?“ fragte er das Mägdlein. Als dieses aber scheu die Augen vor ihm niederschlug, setzte er hinzu: „Du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich bin der Herr dieser Berge und will dir wohl, weil du dich meinen Blumenkindern freundlich erwiesen hast. Sieh dich nur um in meinem Reich!“

Bergnügt folgte Caritas der Aufforderung. In jede Felspalte, wo seltene Blumen wuchsen, sah sie hinein und stand vor jeder ihr noch fremden Blüte bewundernd ein Weilchen still.

„Es ist heiß heute,“ sagte der Berggreis, als Caritas sich endlich zum Ausruhen in den Schatten eines Felsvorsprunges setzte, „eine Erfrischung wird dir gut tun.“

Er klopfte an eine Felswand. Sofort tat diese sich auseinander, und zwei Männlein, wie Bergknappen mit Grubenkittel und Schurzfell gekleidet, traten hervor. Jedes trug einen goldenen Teller. Auf dem einen lag weißes Zuckerwerk wie von körnigem Schnee gemacht, auf dem andern stand ein kristallenes Becherchen mit einer schäumenden Flüssigkeit gefüllt.

„Das ist Gletschermilch,“ sagte der Alte. „Schmeckt sie dir? — Behalte das Becherchen!“ fügte er hinzu, als er sah, mit welchem Wohlbehagen Caritas trank.

„Es wird immer voll sein, so oft du es wünschest, nur achte darauf, es nie ganz zu leeren; den letzten Tropfen mußt du auf die Erde schütten, sonst versiegt der Becher. Doch nun ruhe aus!“

Es dauerte nicht lange, so fielen Caritas die Augen zu. Als sie sie endlich aufthat, war sie wieder auf der kleinen Felsenplatte, von der sie hinuntergestürzt war. „Ach, es war nur ein Traum!“ seufzte sie, aber das Becherchen in ihrer Hand sagte ihr, daß sie nicht geträumt hatte, und als sie aufstand und ihre Glieder bewegte, da merkte sie, daß sie größer und stärker geworden und kein Kind mehr war. Hatte sie denn so lange bei dem Berggeist zugebracht?

Als sie zu der Almhütte kam, in der sie mit der Sennerin gelebt hatte, da stand diese leer und verlassen. Auf dem eingesunkenen Dache wuchs Moos und Farnkraut, und die kleinen Fensterscheiben waren erblindet und zerbrochen.

Caritas stieg von den Höhen zu den Niederungen der Menschen hinab, aber wie erschraf sie, als sie unten ankam! Während sie in dem Zaubergarten geweilt hatte, war der Feind in das Land eingebrochen. Wohin sie kam, war alles verwüstet. Die Hütten waren niedergebrannt, die Obstbäume versengt, die Felder zerstampft, die Menschen hatten sich geflüchtet, die Ställe standen leer.

Sie kam in ein Dorf, das hatte der Feind eben verlassen, und die Rauchwolken wälzten sich noch die Gasse entlang. Vor einem Häuschen mit eingeschlagener Thür blieb sie stehen. Ein Wimmern klang aus ihm hervor. Eilig kletterte sie über die Balken, die den Weg versperrten. Da lag ein Kind, ein kleines, liebes Kind, und sog, vor Hunger weinend, an seinen Fäustchen.

Caritas nahm das Kind in ihre Arme. Sie küßte und herzte es und ging schaukelnd mit ihm auf und ab, aber es wollte sich nicht beruhigen lassen. Da setzte sie sich mit ihm auf die Schwelle des Häuschens, hielt ihm ihr Becherchen an die Lippen und freute sich, als das Kind mit gierigen Zügen trank. „Ich will warten, bis seine Mutter kommt,“ sagte sie.

Als es Abend wurde, schlichen die geflüchteten Dörfler schüchtern herbei, um zu sehen, was von ihrer Habe übrig geblieben war. Auch die Mutter des Kindes kam. „Mein Kind, wo ist mein Kind?“ Da legte Caritas ihr das Kind in die Arme. Die Mutter fiel vor ihr nieder und wollte ihr den Saum des Kleides küssen. Caritas wehrte ihr jedoch sanft, küßte das Kind auf den Mund und ging weiter.

Sie war noch nicht weit gegangen, da hörte sie aus einem Hofe das klägliche Geheul eines Hundes. Mit Brandwunden bedeckt, lag das arme Tier an der Kette und suchte vergebens, sich loszumachen. Caritas löste die Kette und trug den halbverdursteten Hund zu einer nahen Wasserrinne, wo er sich nach Herzenslust laben konnte.

Nicht weit davon in einem Obstgarten sah Caritas einen Bienenstock. Ängstlich flogen die Bienen um ihn herum, denn ein Funke hatte das eine Ende zum Glimmen gebracht. Caritas löschte den Brand mit Erde, dann nahm sie den Bienenstock und setzte ihn an eine entlegene Stelle, wo er sicher vor dem Feuer war.

Die Nacht verbrachte sie in einer verlassenem Hütte, und am Morgen ging sie weiter. Wo sie einen Verwundeten am Wege fand, da ließ sie ihn aus ihrem Becherchen trinken und gab ihm von ihrem Brötchen. Wo ein Toter lag, da breitete sie grüne Zweige über ihn aus, damit er ungestört ruhen könne. Zuletzt kam sie auf ein großes Schlachtfeld.

Noch tobte der Kampf an einzelnen Stellen, an andern

hörte man nur das Stöhnen der Verwundeten. Unermülich ging Caritas von einem zum andern, die trockenen Lippen der halb Verschmachteten aus ihrem Becher nehend und die vom Hunger Gepeinigten mit ihrem Brötchen labend. Für jeden hatte sie ein mitleidiges Wort, einen tröstenden Blick.

Ganz erschöpft suchte Caritas endlich für ein paar kurze Augenblicke den Schatten des nahen Waldes auf. Als sie sich aber neben ein Tannengestrüpp zum Ausruhen setzen wollte, da fuhr sie erschrocken zurück. Unter den wirren Zweigen ausgestreckt lag ein Jüngling. Seine kostbare Kleidung war beschmutzt und zerfetzt, das Blut, das aus den Haaren über sein Antlitz tropfte, ließ dieses kaum erkennen, doch konnte man sehen, daß seine Züge edel und wohlgestaltet waren.

Er lag so still, daß Caritas meinte, er sei tot. Als sie aber die Hand auf sein Herz legte, fühlte sie, daß es noch leise klopfte. Voll Mitleid kniete sie neben ihm nieder, wischte das Blut von seinem Gesicht und wusch die Wunde an seinem Kopf mit dem Wasser ihres Becherleins.

Da schlug er die Augen auf. „Gib mir zu trinken!“ bat er. Sie hielt ihm den Becher an die Lippen und achtete nicht darauf, daß er ihn bis zum letzten Tropfen austrank, und als sie ihm ihr Brötchen gab, vergaß sie, den letzten Bissen davon zurückzubehalten.

„Wer bist du, liebes Mädchen?“ fragte er, als er sich erquickt hatte.

„Ich bin Caritas. Aber wer bist du?“

„Ich bin der König dieses Landes und bin auf der Flucht vor dem Feinde. Es wird nicht lange dauern, bis sie mich eingeholt haben.“

„So fliehe!“ bat Caritas.

Der König wies auf die Wunde an seinem Kopf. „Ich kann ihnen nicht entgehen,“ sagte er traurig.

„Doch, doch!“ rief Caritas eifrig. „Sieh diese Federn!“ Sie hielt ihm das Büchlein mit den Schwalbensehern hin. „Wenn du sie in die Luft bläfst, bringen sie dich, wohin du willst. Wünsche dich an die Spitze der Deinen!“

„Und wo bleibst du?“

Ehe Caritas noch antworten konnte, hörten sie plötzlich wüsten Lärm. Die Feinde hatten sie erspäht und stürmten mit wütendem Geschrei auf sie los.

„Schnell, schnell!“ drängte Caritas. Da blies der Jüngling die Federn in die Luft und war in demselben Augenblick verschwunden. Caritas hatte nicht Zeit, die Federn wieder in ihr Büchlein zu sammeln, denn schon hatten die Feinde sie umringt. „Wo ist der Verwundete hin?“ — „Es war der König!“ — „Du hast ihn entkommen lassen!“ — „Jetzt mußst du an seiner Stelle sterben!“

Drohend drangen sie auf sie ein. Als sie aber das Mägdlein so hold und furchtlos vor sich stehen sahen, brachten sie es nicht über sich, es umzubringen. Sie zertrümmerten es mit sich und stießen es in einen Turm, der auf dem Felde stand. „So, da büße für das, was du getan!“ riefen sie und warfen die schwere Thür hinter ihm zu.

In dem Turm war es feucht und dunkel. Caritas hungerte und dürstete, doch ihr Becherchen war leer, ihr Brötchen verzehrt und die wunderthätigen Federn zerstreut. Aber Caritas' Herz schlug leicht und fröhlich, weil es ihr geglückt war, dem König zur Flucht zu verhelfen. Als nach all der Anstrengung jetzt die Müdigkeit über sie kam, kauerte sie sich in eine Ecke des Turmes nieder, lehnte sich ganz zufrieden an die feuchte Mauer und schlief ein.

Doch was war das? Als sie die Augen wieder aufschlug, war sie nicht mehr in dem dumpfen Turm. In herrliche Gewänder gehüllt, saß sie in einem mit acht schneeweißen Rossen

bespannten Wagen an der Seite des jungen Königs, dem sie das Leben gerettet hatte. „Nun sollst du mir helfen gutmachen, was der Krieg verschuldet hat,“ sagte er zu ihr.

Wie herrlich das war, so dahinzufahren durch das Land! Wohin sie kamen, da lebte und blühte alles auf. Die zerstörten Häuser richteten sich aus dem Schutt auf, die versenkten Obstbäume belaubten sich, junge Saat sproßte auf den zerstampften Feldern, und auf den Wiesen weideten die Herden. In den Städten sammelten sich die verwaisten Kinder in Schulen und Heimstätten, die verödeten Werkstätten füllten sich mit neuem Leben, um die Marktbuden drängten sich die Käufer, und von den neuerbauten Kirchen klangen die Glocken.

Überall jubelte das Volk dem König und Caritas zu und begleitete ihren Wagen in dichten Scharen.

So kamen sie in die Hauptstadt. Vor dem königlichen Schlosse hielt der Wagen. Der König hob Caritas heraus, trug sie über die marmornen Stufen in das Schloß und setzte sie dort neben sich auf den goldenen Thron.

Von Freude überwältigt, schloß sie die Augen. Als sie wieder aufschlug, lag sie noch immer in dem dunklen Turm und lehnte ihr Haupt an das nasse Gestein. „Ach, es war nur ein Traum!“ wollte sie sagen, doch schon sprang die Thür des Turmes auf, und goldener Sonnenschein flutete herein. In seinem Glanze stand der junge König da und winkte Caritas freudig zu.

An seiner Seite trat sie hinaus vor die dichtgedrängte Menge, die draußen wartete.

„Das ist Caritas, die mir das Leben gerettet hat,“ sagte er. „Sie soll nun eure Königin sein.“

Als die Menge an der Seite ihres geliebten Königs das holde Mädchen sah, das vor demütigem Glück die Augen nicht zu heben wagte, jubelte sie tausendstimmig: „Heil unserm König! Heil seiner Gemahlin! Heil dem Lande, in dem Caritas die Königin ist!“



## In der Gletschermühle des Ortlers.

(Frei nach Bequignolles.)

**E**s war an einem Herbsttage, und auf den Gipfeln des Hochgebirges lag schon dichter Neuschnee, da stieg ein junger Wanderer die schöne Fahrstraße hinan, die im Ortlergebirge zu dem kleinen Orte Sankt Gertraud führt.

Wolftram, so hieß der Wanderer, war kräftig und gewandt und hatte schon manchen hohen Berggipfel erstiegen. Nur allzu kühn war er oft dabei. Sein Mütterchen daheim, das ihn, ihren einzigen Sohn, über alles liebte, bat ihn jedesmal flehentlich, wenn er zu einer Bergfahrt auszog, sein Leben nicht unvorsichtig in Gefahr zu bringen und immer daran zu denken, welchen Jammer es ihr bereiten müßte, wenn ihm ein Unglück zustieße.

Wolftram versprach ihr dann wohl, sein Leben nicht unbedacht aufs Spiel zu setzen, war er aber erst in den Bergen, dann hatte er seine guten Vorsätze gewöhnlich bald vergessen.

Auch heute wollte er einen gefährvollen Aufstieg unternehmen. Er gedachte, noch vor dem Abend bis zur Payerhütte emporzusteigen und von dort aus in aller Frühe die Ortlerspitze zu erklimmen, aber nicht in Begleitung eines erfahrenen Führers, wie es üblich ist, sondern ganz allein.

Er war schon früher einmal mit seinem inzwischen gestorbenen Vater auf dem Ortler gewesen und kannte daher

den Weg. Darauf verließ er sich und auch auf das schöne Wetter, das sein Vorhaben sichtlich begünstigte.

Es war ein herrlicher Tag. Kein Wölkchen trübte den klaren Herbsthimmel, und fast sommerliche Wärme lag auf den Wäldern und Matten. Nur zuweilen fuhr ein rauher Windstoß aus einer Schlucht heraus und erinnerte daran, daß der Herbst schon in die Berge eingezogen war. Allmählich aber änderte sich das Wetter. Ein eisiger Wind pfiß von dem nächsten Joch herüber, und aus den Schluchten unterhalb des Hochgipfels stiegen die Nebel empor, die nichts Gutes verkündeten.

Als Wolfram in dem kleinen Bergdorfe Sankt Gertraud ankam, fand er vor der Thür des Gasthauses eine Anzahl Führer stehen, die mit besorgten Mienen zu dem Ortlergipfel aufblickten.

Als Wolfram zu ihnen trat und ihnen sagte, daß er heute noch zur Payerhütte hinaufsteigen wolle, da rieten diese einstimmig, der junge Herr solle dies lieber bleiben lassen. Es komme Nebel, das könne er ihnen glauben, auch sei in den letzten Tagen viel Neuschnee gefallen und mache die Wanderung über das Gletschereis gefährlich, weil er die Spalten darin nicht sehen lasse.

Wolfram wußte dies selbst recht wohl; wenn er sich aber etwas vorgenommen hatte, so war er nicht leicht davon abzubringen.

„Es wird ja nicht gleich so schlimm werden,“ sagte er. „Bis zur Payerhütte komme ich schon, und ist das Wetter morgen früh zu schlecht, so kann ich ja umkehren und in Sankt Gertraud besseres Wetter abwarten.“

So setzte er denn seinen Weg unbekümmert um das Abreden der erfahrenen Männer fort. Eine Weile ging alles gut. Er hatte aber noch nicht die Hälfte seines Weges zurückgelegt, da

zog ein dicker Nebel herauf, und gleichzeitig brach die herbstliche Dämmerung mit solcher Schnelligkeit herein, daß Wolfram kaum ein paar Schritte weit um sich sehen konnte.

Anfangs hoffte er, die Payerhütte noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen, bald aber gewahrte er zu seinem Schrecken, daß er vom bezeichneten Wege abgekommen war und die Richtung verloren hatte.

Er befand sich in einer schauerlichen Felsenwildnis. Im dichten Nebel und in der eingetretenen Dunkelheit war jeder Überblick unmöglich. Trotz seiner Unerfrorenheit wurde ihm jetzt sehr unbehaglich zumute, und er bereute es, dem Räte der Führer nicht gefolgt zu sein. Jeder Schritt konnte ihn in einen Abgrund stürzen. Er entschloß sich daher, nicht weiter zu gehen, sondern die Nacht hier zuzubringen und zu warten, bis das Morgenlicht kommen und ihm den Weg zeigen werde.

Als er sich nach einem Plätzchen umsah, das ihm ein wenig Schutz vor der Kälte und Feuchtigkeit der Nacht bieten könnte, sah er plötzlich durch die Nacht einen Lichtschimmer. Er staunte, hier in dieser Wildnis eine menschliche Wohnung zu finden, war aber sehr erfreut darüber und ging beherzt auf den Lichtschimmer zu.

Als er nur noch ein paar Schritte davon entfernt war, riß ein Windstoß den Nebel plötzlich auseinander, und der zwischen dem Gewölk hervorbrechende Mond zeigte ihm auf einer Felsenschneide dicht am Rande eines schauerlichen Abgrundes eine Hütte.

Im ersten Augenblick dachte er, es sei die Payerhütte; aber das war ja unmöglich, die lag in einer ganz andern Richtung und mußte noch ein gutes Stück entfernt sein. Es konnte nur eine der Unterkunftshütten sein, die hier und da von den Vereinen in den Alpen errichtet worden sind. Es wunderte ihn nur, daß sie in seinem Reisebuche nicht angegeben war.

Mochte das nun sein, wie es wollte, er war sehr froh, ein Unterkommen zu finden, denn jetzt brach ein Schnee- und Hagelwetter los, das ihm fast den Atem benahm.

Er eilte auf die Hütte zu und klopfte an.

„Nur herein!“ rief eine tiefe, rauhe Stimme, die das Prasseln des Hagels übertönte.

Wolfram drückte die hölzerne Klinkenieder und trat in die Hütte. In dem spärlich erhellten Raume sah er einen alten Mann von ungewöhnlich starkem Körperbau und ein junges Mädchen, das kaum dem Kindesalter entwachsen war, eine zarte, feine Gestalt mit weißem, holdem Antlitz und dunkelbraunen Augen.

Der Alte trug eine grobe Lodenjoppe, Hosen aus Gemsleder, Schafwollstrümpfe und genagelte, starke Schuhe. Ein grauer Filzhut, rundherum mit Edelweiß besteckt, saß ihm auf dem Kopfe. Sein Gesicht sah aus, als wäre es aus einem Felsen gemeißelt, und war von einem kurzgeschorenen weißen Kinnbarte umgeben, und unter den buschigen Augenbrauen blickten die Augen scharf wie die eines Raubvogels hervor. In der mächtigen Faust hielt er ein Pfeifchen aus Zirbelholz.

Wolfram dachte, der Alte werde wohl ein Führer sein, einer jener braven, kühnen Männer, die vor keiner Gefahr zurückschrecken, wenn es gilt, die Reisenden, die sich ihrem Schutze anvertraut haben, vor Gefahr zu bewahren. Aber dieser Mann hatte noch etwas Besonderes an sich, etwas Wildes und Majestätisches, wie Wolfram noch an keinem Menschen gesehen hatte, und worüber er im tiefsten Herzen erbehte.

Der Alte blies große Rauchwolken aus seinem Pfeifchen vor sich hin, während das Dirnlein eben im Begriff war, das Abendessen aufzutragen, eine Schüssel voll Rahmmilch, hartes Gebirgsbrot und ein Fläschchen mit gebranntem Enzianwasser.

„Könnt Ihr mich wohl heute noch zur Payerhütte führen?“

fragte Wolfram, nachdem er näher getreten war und den Alten und das Mägdlein begrüßt hatte.

Der Alte musterte den Eingetretenen bedächtig vom Kopf bis zu den Füßen, dann sagte er: „Ich mein' schon, du bleibst gescheiter hier bei dem schlechten Wetter. Einen Laubsack zum Schlafen kann ich dir schon geben, und wenn du morgen auf den Ortler willst, wie ich mir denk', dann kannst du auch hier von meiner Hütte aus hinauf. Ich will dich schon aufbringen.“

„Seid Ihr denn ein berechtigter Führer?“ fragte Wolfram ein wenig mißtrauisch.

„Na, das grad' nicht,“ sagte der Alte mit einem seltsamen Lächeln und blies eine mächtige, blaue Dampfvolke in die Luft, „aber den Ortler kenn' ich wohl besser als all die Führer von da unten miteinander. Aber warum hast du denn keinen Führer bei dir? Hast du vielleicht den Ortler gar allein besteigen wollen? — 's ist ein gewagtes Stückl,“ fuhr er fort, als Wolfram bejahte, „hahaha! Aber jetzt setz dich nur erst einmal her und lang zu. Wirst wohl hungrig und durstig sein! Heda, Schneeweißerl, noch a Löffl für das Bürschl und a Glasl für'n Enzian! So, laß dir's schmecken!“

Wolfram setzte sich zu den beiden an den Tisch und griff tapfer zu. Als er dann gesättigt war und den Löffel weglegte, fuhr der Alte fort: „Aber das sag' ich gleich, den gewöhnlichen Weg, wo die Führer die Fremden wie die Fleischhauer die Kalberln am Seil hinter sich herziehen, führ' ich di nit!“

„Ja, wo wollt Ihr denn sonst bei dem vielen Neuschnee hinaufkommen?“ fragte Wolfram.

„Gleich hinter meiner Hütten ist ein Steig, auf dem kann man ganz bequem in 'ner halben Stunde hinaufkommen.“

„Das mögt Ihr einem andern weismachen!“ rief Wolfram. „Ich kenne doch den Berg und weiß, daß es keinen solchen Weg geben kann.“

„Was, solchen Weg soll's nit geben?“ schrie da der Alte und schlug in heller Wut mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser in die Höhe sprangen. „Willst es vielleicht besser wissen als ich, du Grünschnabel, du jämmerlicher Mensch du? Was ich sag', ist keine Lüge! Verstanden?“

Als Wolfram eingeschüchtert schwieg, fuhr der Alte nach einer Weile ruhiger, aber noch immer in gebieterischem Tone fort: „Ich sag' dir's noch einmal, 's gibt einen solchen Weg von hier aus. Freilich kennt ihn niemand als ich und das Dirndl da, das Schneeweißerl!“

Wolfram wagte noch immer nichts zu erwidern; erst als er glaubte, daß der Zorn des Alten ganz verraucht sei, sagte er: „Wenn Ihr einen so guten Weg wißt, warum zeigt Ihr ihn denn nicht den Fremden? Die würden Euch sicher ein schönes Stück Geld geben.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ brauste da der Alte von neuem auf. „'s laufen mir ohnehin viel zu viel Menschen auf dem Ortler herum. Hab' den Führer ganz gut gekannt, der zum erstenmal auf den Ortler gestiegen ist. War ein tapferes Manderl, allen Respekt vor ihm! Dazumal war's auch noch eine Kunst heraufzukommen, da hat's keinen Weg gegeben; heutzutage aber will jeder Wicht herauf. Und bequem wollen sie's auch haben! Werd' mich hüten, ihnen meinen Weg zu zeigen. Sollen unten bleiben mit ihren falschen Gesichtern und neumodischen Sitten! Ich leid's nicht, daß sie heraufkommen und hier die Ruhe stören, ich leid's nicht! — Na, na,“ meinte er dann gutmütig, als er merkte, wie unheimlich seinem Gaste bei seinen Reden geworden war, „ich mein's nicht so schlimm, Bürschl, brauchst dich nicht zu fürchten. Morgen früh bring' ich dich aufi. — Was willst denn?“ wandte er sich dann an Schneeweißerl, die während seines Gepolters ganz still ab-

seits gestanden hatte und nun leise an seine Seite trat und ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Ich sollt' Euch erinnern, Vater,“ sagte sie, „daß Ihr morgen Geschäfte drüben in Trafoi habt. Da bleibt Euch keine Zeit zum Bergführen. Überlaßt lieber mir den Fremden! Ich bring' ihn morgen sicher auf den Ortler und nach der Payerhütte zurück.“

„Du willst mich auf den Ortler bringen?“ rief Wolfram halb erstaunt, halb belustigt. „Du, solch ein zartes Kind?“

Das Dirndl lachte fröhlich auf. „O, lieber Herr, das macht mir nix, rein gar nix! Fast jeden Tag steig' ich hinauf, selbst im Winter, ob's Wetter fein oder schiach ist. Das bin ich gewohnt von Kind an!“

„Wahr ist's,“ bestätigte der Alte stolz. „Sie ist wie a Gamsl und kennt den Ortler besser als ich. — Meinethalben denn, führ' das Bürschl hinauf morgen früh.“

„Wenn's dir recht ist,“ sagte Schneeweißerl, schüchtern zu Wolfram hinüberblickend.

„Gern will ich mich von dir führen lassen, liebe Kleine,“ sagte Wolfram freundlich, „wenn es auch sonderbar ist, daß ich mir von einem Kinde den Weg zeigen lassen soll, das so leicht und zart aussieht, als könnt' ein Windhauch es mit sich forttragen. Aber es ist alles hier so seltsam, daß mich nichts mehr in Erstaunen setzt.“

„Glaub's wohl, daß dir manches seltsam vorkommt hier oben bei uns!“ lachte der Alte. „Aber nun ist's genug mit dem G'schwäg! Wenn du morgen mit dem Dirndl auf den Ortler steigen willst, mußt früh aufstehn. Also ins Bett, Bürschl! Komm, daß ich dir deine Schlafstätte zeig'!“

Wolfram wünschte Schneeweißerl eine gute Nacht und folgte dann dem Alten in eine Nebenkammer, wo ein Laubsack und eine Decke für ihn bereit lagen.

Er streckte sich behaglich auf das einfache Lager aus, betete als guter Christ seinen Abendsegen und horchte auf das Prasseln des Hagels und das Heulen des Sturmes draußen, bis der Schlaf ihm die Augen schloß.

Am nächsten Morgen, es mochte gegen vier Uhr sein, erwachte Wolfram, wunderbar gestärkt von dem Schlaf in der unbekanntten Hütte. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, Sonnenschein blickte zum Fenster herein. Der Alte war längst über alle Berge, und das Dirndl wartete schon, bereit, ihn auf den Berg zu führen.

Sie trug einen dunklen Faltenrock mit lichtblauer Schürze und ein ebensolches Leibchen mit kurzen Leinenärmeln. Große Sterne von Edelweiß schmückten ihr Haar, das in dichten, schwarzen Flechten das Köpfchen umrahmte.

So stand sie in ihrer leichten, luftigen Tracht mit nackten Füßen auf dem harten Gestein, als wollte sie einen Spaziergang über blumige Wiesen unternehmen. Nichts als der feste Blick ihrer dunklen Augen und ein kleiner Eispickel mit silberner Spitze verrieten, daß sie einen kühnen Aufstieg vor sich hatte.

„Wenn's dir recht ist,“ rief sie Wolfram zu, „so gehen wir bei dem prächtigen Wetter nicht den gewöhnlichen Weg, sondern steigen gleich dort den Weg meines Vaters hinauf.“ Damit zeigte sie lächelnd empor zu der eisbedeckten Spitze des Ortlers, die eben in der Morgensonne erglühte.

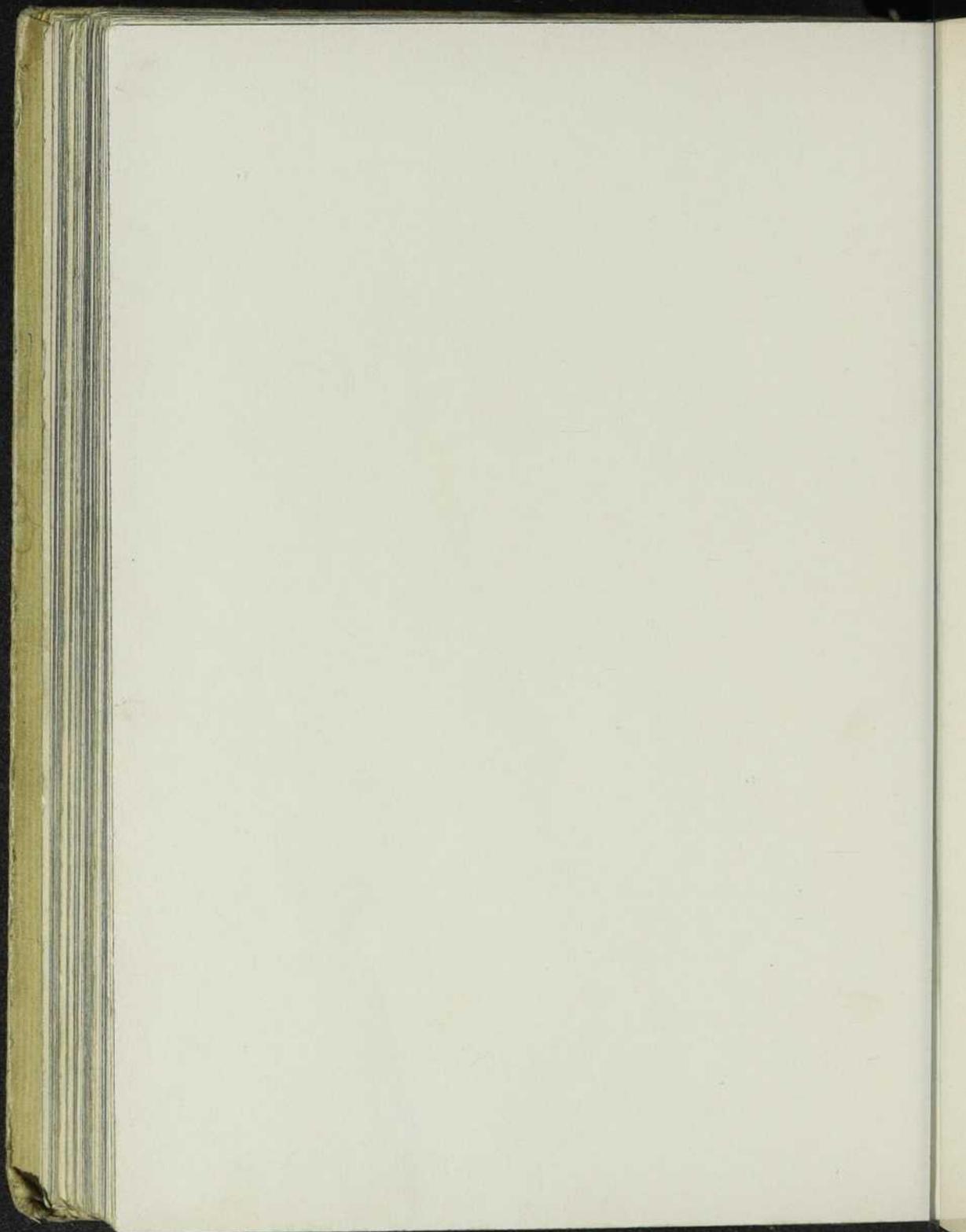
„Was fällt dir ein?“ rief Wolfram entsetzt und blickte auf die fast senkrechte, vereiste Felswand hin. „Ich bin gewiß kräftig und schwindelfrei, aber da hinauf kann kein Mensch.“

Schon aber hatte Schneeweißerl den Fuß auf das Gletscherfeld gesetzt, das sich bis zur Steilwand vor ihnen hinzog, und als sie jetzt Wolfram lächelnd zuwinkte, ihr zu folgen, zögerte dieser nicht, ihr nachzukommen, denn er wollte dem zarten Kinde doch nicht an Mut nachstehen. Auch war es, als ginge eine



In der Gletschermühle des Dettlers.

Stöhl, Im Jugendland.



wunderbare Kraft von ihr aus, so daß er ihr ohne alle Anstrengung folgen konnte.

Mit leichten Schritten glitt Schneeweißerl voran, vergaß aber nicht, ihrem Begleiter Hilfe zu leisten, wo es nötig war. Bald reichte sie ihm die Hand und zog ihn über eine Gletscherspalte, bald schlug sie mit ihrem Eispickel Stufen in das Eis, in die er seinen Fuß setzen konnte, während sie leicht und frei neben ihm herschwebte.

So ging es über Schutt und Steingeröll immer weiter hinauf, und schon hörte man das dumpfe Aufschlagen der Steine, die auf dieser Seite in ganzen Lawinen über die steilen Wände des Ortlers herabstürzen und jeden mit dem Tode bedrohen, der es wagt, sich von hier der Spitze zu nähern.

Ganz außer Atem blieb Wolfram endlich stehen und rief: „Aber Kind, hörst du denn die Steine nicht fallen? Hier können wir unmöglich hinaufsteigen!“

„Hast du Furcht?“ fragte Schneeweißerl und sah sich ein wenig spöttisch nach ihm um. „Einem so tapfern Bergsteiger, der ohne Führer auf den Ortler wollte, sollte doch nicht bange werden. — Aber komm nur ruhig,“ setzte sie sogleich freundlich hinzu, „hier kannst du schon das Werk meines Vaters sehen.“

Sie schwang sich leicht wie eine Elfe auf einen mächtigen Eisblock und zeigte auf die spiegelglatte, dicht vor ihnen aufragende Felswand.

„Wahrhaftig,“ rief Wolfram erstaunt, „da ist etwas wie ein Weg!“ Er sah in der schwarzen Felswand eine Reihe kleiner, gemeißelter Stufen, die wie eine Treppe nach oben führten.

„Mein Vater hat den Weg geschaffen,“ sagte Schneeweißerl stolz. „Komm nur, du sollst sehen, wie schnell wir oben sind.“

Nun begann eine waghalsige Kletterei an der glatten Wand hinauf, geradenwegs dem Gipfel zu. Nie in seinem

Leben hatte Wolfram einen solchen Aufstiege unternommen. Zwischen Himmel und Erde hängend, die grause Tiefe unter sich, hatte er keinen andern Halt als die schmale Stufe unter seinen Füßen und hier und da einen vorspringenden Stein, an den er sich mit den Händen anklammern konnte. Jeden Augenblick glaubte er, in die Tiefe zu stürzen, aber ein Blick auf seine tapfere Führerin erfüllte ihn immer wieder mit neuer Kraft.

In kurzer Zeit gelangten die beiden Kletterer auf diese Art auf den oberen Rand der Felswand. Nun galt es noch, einige Risse und Vorsprünge zu überklettern, die aus dem blendend weißen Firnschnee aufragten, der den Gipfel des Ortlers seit ewigen Zeiten umgibt, dann war ihr stolzes Ziel, die Spitze des Berges, erklommen.

Ganz erschöpft warf Wolfram sich auf den harten Schnee nieder. Schneeweißerl aber schien nicht im mindesten ermüdet zu sein. „Nun, habe ich zu viel versprochen?“ rief sie Wolfram fröhlich zu. „Genau eine halbe Stunde haben wir von unserer Hütte bis hierher gebraucht.“

„Ja,“ sagte Wolfram, „du hast recht, wenn ich auch nicht begreife, wie es möglich war. Aber das weiß ich, dein Vater braucht nicht zu fürchten, daß zu viele Menschen auf seinem Wege hinaufsteigen werden. Die meisten werden sich wohl davor hüten. Ich wäre ohne dich schon zehnmal umgekehrt. Da wir nun aber glücklich hier oben angekommen sind, müssen wir uns auch darüber freuen.“

Er richtete sich auf und blickte entzückt um sich. „Wie prächtig es sich von hier auf die zahlreichen Berge ringsumher hinabsieht! Wie Zwerge liegen die andern Berggipfel unten zu unseren Füßen. Ach, und sieh doch, wie die Spitzen, die dort aus dem Nebel aufragen, in der Morgensonne glänzen, während die Täler noch ganz in dunkler Nacht liegen!“

„Ja, schön ist es hier oben,“ sagte Schneeweißerl, deren Zöpfe sich im Winde gelöst hatten, so daß das schwarze Haar frei ihre zarte Gestalt umflatterte. „Ich möchte nicht bei euch da unten in den dunklen Tälern wohnen.“

„Du bist eben ein Kind der Berge,“ sagte Wolfram. „Wie das Edelweiß im Tale verkümmert, würdest auch du dort zugrunde gehen.“

„Und du fühlst dich wohl dort?“ fragte Schneeweißerl, Wolfram nachdenklich betrachtend. „Aber nein,“ fügte sie eifrig hinzu, „sonst kämst du doch nicht hier herauf zu Eis und Schnee, wo jeder Fehltritt dich das Leben kosten kann! Wenn es dir aber bei uns gefällt, warum steigst du dann wieder hinunter ins Tal? Bleibe bei uns und werde wie wir ein freies Geschöpf der Berge!“

Als Wolfram betroffen schwieg, setzte sie mit ihrer hellen, lieblichen Stimme hinzu: „Ihr armen Menschen habt ja doch nicht den rechten Genuß von der Bergwelt hier oben. Ihr braucht nur auszugleiten, und ihr liegt zerschmettert in der Tiefe. Eine Lawine kommt und reißt euch mit sich fort, oder eure Kräfte verlassen euch, und ihr erfriert oder verschmachtet in der Felsenwildnis. Wie anders ist das bei uns! Wir leichten Berggeschöpfe genießen hier oben ein ungemischtes Glück. Kein Schmerz, kein Kummer dringt bis zu uns herauf. Die wilden Mächte der Natur sind unsere Freunde und dienen uns willig. Sicher trägt uns der frischgefallene Schnee, der euch so leicht gefährlich wird, zu den höchsten Gipfeln empor. Ohne schwindlig zu werden, schweben wir über den Abgründen, von den glänzenden Sonnenstrahlen lassen wir uns hinauf zu dem ewigen Schnee tragen. So leben wir auf diesen Höhen ein seliges Dasein, solange es des Schöpfers Wille ist.“

Wolfram war blaß geworden bei ihren Worten. „So bist du keine Sterbliche?“ fragte er bebend.

Schneeweißerl betrachtete ihn mit einem hoheitsvollen Blicke. „Hast du wirklich gedacht, daß du diese Nacht bei irdischen Wesen zugebracht hast? Hast du nicht bemerkt, daß mein Vater ein gewaltiger Berggeist ist? Er ist der Herr und Gebieter des Ortlers.“

„Und du?“ fragte Wolfram.

„Ich bin der weiße, leichte Schnee, der ihn umgibt; das sagt dir schon mein Name. — Bleibe bei uns!“ bat sie, und ihre Stimme klang wie das sanfte Rauschen eines Gletscherbaches. „Du sollst es gut bei uns haben und hier oben auf der sonnigen Höhe des Ortlers ein Herrscher sein wie wir. Willst du?“

Wolfram war es bei ihren Worten seltsam zu Mute geworden. Er fühlte, wie ihn eine ermattende Müdigkeit erfaßte und seine Sinne einzuschläfern suchte. Es war ihm, als fänke er immer tiefer ein in den kühlen, weichen Schnee; aber er war sich auch bewußt, daß er nie mehr erwachen würde, wenn er sich jetzt der Müdigkeit überließe und einschlief. Gewaltsam kämpfte er gegen die Müdigkeit an.

„Wohl wäre es schön, hier oben ein sorgloses Leben zu führen,“ sagte er und bot seine letzte Kraft auf, „aber daheim würde ich mit Schmerzen erwartet werden.“

Er zog ein Taschenbuch aus seinem Rocke und reichte ihr ein Bildchen daraus hin, das eine alte Frau darstellte. „Da sieh!“

„Wer ist das?“ fragte Schneeweißerl, nachdem sie lange nachdenklich die lieben, sanften Züge betrachtet hatte.

„Meine Mutter.“

„Du hast sie sehr lieb?“

„Von ganzem Herzen.“

„Und sie?“

„Ich glaube, sie könnte nicht leben ohne mich.“

„Es muß schön sein, eine Mutter zu haben, die uns liebt,“ sagte Schneeweißerl sinnend. „Aber,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „ich verstehe nur eins nicht. Wie kann man, wenn man teure Angehörige daheim hat, die sich um uns sorgen, sein Leben so unvorsichtig aufs Spiel setzen und beim Nebel und ohne Führer auf den Ortler steigen! Hat deine Mutter dich nicht gebeten, achtsam zu sein?“

Wolfram nickte.

„Und hat niemand dich vor der Gefahr gewarnt?“

„O ja, aber . . .“

„Nun also! Du weißt gewiß auch, wie viele Unvorsichtige alljährlich in den Bergen ihr Leben verlieren. Wolltest du denn durchaus zu ihnen gehören und deiner armen Mutter, die nur dich hat, das Herz brechen? Hätte ich dich meinem Vater überlassen, lägst du wohl schon tot in einer Schlucht, denn er haßt die Menschen, die seine Ruhe stören. Ich erbat mich zu deiner Führerin, weil ich Mitleid mit dir hatte, aber du verdienst mein Mitleid nicht,“ setzte sie streng hinzu, während Wolfram bestürzt dreinschaute. „Ich bin keine Sterbliche, aber das weiß ich: Sorgte sich daheim jemand um mich, ich brächte es nicht übers Herz, mich leichtsinnig in irgend welche Gefahr zu begeben.“

„Du hast recht, Schneeweißerl,“ sagte Wolfram beschämt, „ich habe schwer gefehlt. Ich darf nicht klagen, wenn du mich dafür straffst.“

„Nein, nein,“ rief Schneeweißerl, „von mir hast du nichts zu fürchten, ich bringe dich sicher hinunter und zur Payerhütte. Damit du aber künftig vorsichtiger zu Werke gehst, wenn du wieder in die Berge kommst, will ich dir etwas zeigen, was noch kein lebendes Menschenkind gesehen hat. Komm mit!“

Sie faßte ihn an der Hand, und er folgte ihr ohne Widerstreben. Sie führte ihn mitten in ein Gletscherfeld hinein, dessen

grünlich schimmernde Eisplatten in seltsamen Formen aus dem weißen Schnee hervorragten, so daß es schien, als bildeten sie eine ganze Stadt mit Zinnen, Thürmen, Schutz- und Ringmauern.

Sie schlüpfen durch eine bläulich schimmernde Spalte, deren Ranten in der Sonne in allen Regenbogenfarben glitzerten, und betraten einen schön gewölbten Eistunnel. Durch ihn kamen sie in eine muschelförmige, schimmernde Mulde, in der ein geschäftiges Treiben herrschte.

Schattenhafte, blasser Gestalten huschten hin und her, sie bohrten und feilten Stücke von den spiegelglatten Eiswänden ab und mühten sich dann, diese Stücke in Wasser zu verwandeln, indem sie sie zwischen den Händen hielten und darauf hauchten, bis sie auftauen.

„Was ist das?“ fragte Wolfram beklommen. „Und weshalb quälen sich die Armen hier so ab, das Eis aufzutauen?“

„Das ist die Gletschermühle des Ortlers,“ sagte Schneeweißerl. „Hier wird das Wasser bereitet, das dann in tausend Quellen und Bächlein durch die Bergspalten in eure Täler fließt, um eure Wiesen und Felder zu befruchten. Die blassen Gestalten aber, die dieses Werk verrichten, sind die Geister der Abgestürzten, die tollkühn und ohne einen edlen Zweck ihr Leben gewagt haben. Für das unermessliche Leid, das sie über ihre Angehörigen brachten, müssen sie hier als meines Vaters Knechte Eis in Wasser verwandeln, bis die letzte Träne getrocknet ist, die um ihres Leichtsinns willen vergossen wurde. Dies wäre auch dein Los gewesen, hätte ich dich nicht davor bewahrt. Vergiß das niemals!“

Sie wandte sich zum Rückweg, und Wolfram, den alles, was er dort gesehen und gehört, mit Bangen erfüllt hatte, beeilte sich, nicht hinter ihr zurückzubleiben. Er atmete erleichtert

auf, als er wieder neben ihr im Freien stand und der warme Sonnenschein seinen halb erstarrten Körper beschien.

„Lebe wohl, Wolfram,“ sagte Schneeweißerl jetzt. „Dort drüben liegt die Payerhütte. Du kannst nun nicht mehr fehlen. Unsere Wege scheiden sich hier.“

„Und kann ich mich dir in keiner Weise dankbar bezeigen für das Gute, das du mir getan hast?“ fragte Wolfram.

„Ehre deine Mutter, erfreue und liebe sie und spare ihr jeden Kummer,“ sagte Schneeweißerl ernst. „Das möge dein Dank sein.“

„Sei es so!“ sagte Wolfram gerührt. „Doch horch, was ist das?“

Ein leises Donnern wurde plötzlich hörbar, dann ließ sich ein dumpfes Krachen von der Ortlerspize her hören.

„Ein Gruß vom Vater!“ rief Schneeweißerl jubelnd. „Siehst du die funkelnde Krone auf seinem Kopfe, den Hermelinmantel, der um seine Schultern weht? Hörst du seine Stimme, die gewaltige? Dort kommt er in der Lawine! Zurück hinter den Felsen, sonst wirst du mitgerissen! — Ich komme, Vater, ich komme!“ rief sie und breitete die Arme gegen den im Sonnenglanz funkelnden Ortler aus.

Da wallte auch schon eine mächtige Lawine heran und hüllte alles in Schneestaub ein.

„Schneeweißerl! Schneeweißerl!“ rief Wolfram.

„Lebe wohl!“ klang es aus der Ferne wie ein Echo zurück.

Als Wolfram die vom Schneestaub geblendeten Augen wieder öffnen und Umschau halten konnte, da war von Schneeweißerl nichts mehr zu sehen. Rings umher war alles mit frischem, weichem Schnee bedeckt. Mühsam bahnte er sich einen Weg zur Payerhütte hin. Dort erholte er sich von der ausgestandenen Anstrengung und trat am nächsten Tage die Heimkehr zur Mutter an, die ihn mit großer Freude begrüßte.

Noch viele schöne Wanderungen unternahm Wolfram in seine geliebten Berge, aber nie vergaß er die Lehre, die er in der Gletschermühle des Ortlers empfangen hatte. Er kräftigte seinen Körper und erquickte seine Seele an der Herrlichkeit des Hochgebirges, aber er begab sich nicht unnötig in Gefahr und vergaß über seinem frischen Wagemute nie die Sorge, die seine Lieben daheim um ihn empfanden.



## Zwei Weihnachtsabende.

**D**er Weihnachtsabend war herangekommen. In den Straßen der schlesischen Hauptstadt ging es lebhaft zu. Geschäftig eilten die Leute hochbeladen mit Paketen und Schachteln aus den hellerleuchteten Verkaufsläden ihren Wohnungen zu. Um die Buden auf dem Christmarkt und an den Ecken der Straßen drängten sich die Käufer; zwischen ihnen durch liefen Knaben mit Schnarren und Waldteufeln von allen Farben und Größen und machten einen solchen Lärm damit, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Jetzt senkte sich die Dämmerung auf die Straßen. Die Laternen wurden angezündet und spiegelten sich in dem festgefrorenen Schnee, am Himmel aber flammte Stern um Stern auf, so hell und lustig, als wären es lauter Kinderaugen, aus denen die Weihnachtsfreude blüht.

Es mochte fünf Uhr sein, als ein ältlicher Herr sich langsam Bahn durch das Gedränge brach und sich dem Plaze zuwandte, auf dem die Weihnachtsbäumchen noch immer in reicher Anzahl ihrer Käufer harrten. Sein Auge überflog prüfend die langen Reihen. Endlich schien eins seinen Beifall gefunden zu haben. Er nahm es auf, zahlte den dafür geforderten Preis und sah sich nach jemandem um, der es ihm heimtragen sollte.

Sogleich war er von einer Schar Knaben umringt, die ihm lärmend ihre Dienste antrugen. Schon wollte er einen von

ihnen nehmen, als sein Blick auf einen Knaben fiel, der mit abgezogener Mütze ruhig dastand und wartete, ob die Wahl auf ihn fallen werde.

Er rief ihn zu sich heran und händigte ihm das Bäumchen ein.

Langsam schritt er dann voran, den Kopf mit den grauen Haaren auf die Brust gesenkt, als ob das Treiben rings herum für ihn nicht da wäre. Über den Ring, den großen Marktplatz, schreitend, bog er in eine lange, breite Straße, die immer stiller und einsamer wurde, je weiter sie kamen. Jetzt dehnte sich zu ihrer Linken eine lange, graue Mauer aus, während an der andern Seite die Häuser immer unansehnlicher wurden.

Der Herr blieb stehen. „Ich werde mir den Baum jetzt selbst tragen,“ wandte er sich zu dem Knaben und drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

Der Knabe dankte und kehrte um. Bei der nächsten Laterne besah er sich die Gabe, die der Herr ihm gegeben hatte. Es war ein Goldstück. „Das muß ein Irrtum sein!“ rief er bestürzt. „Der Herr hat sich gewiß vergriffen.“

Schnell eilte er der dunklen Gestalt des Fremden nach, die eben in ein Pfortchen der Mauer einbog. Befremdet machte er davor Halt, denn die kleine Tür, durch die der Fremde verschwunden war, führte in den Friedhof.

Doch nur einen Augenblick dauerte sein Zögern, dann trat er entschlossen ein. Aber umsonst sah er sich nach dem alten Herrn um. Wenn er seine dunkle Gestalt entdeckt zu haben glaubte, war es entweder eine düstere Zypresse oder der Schatten eines Grabsteines, der ihn getäuscht hatte. Schon wollte ihn ein unheimliches Gefühl beschleichen, als er einen hellen Schein von einem Grabe her schimmern sah.

Als er sich ihm näherte, erblickte er ein Grab, in dessen

Schnee ein Christbäumchen gesteckt war. Die brennenden Kerzen auf ihm beleuchteten hell die Gestalt des Gesuchten, der, das Gesicht in den Händen verborgen, an dem kleinen Hügel kniete.

Leise zog sich der Knabe zurück. So jung er war, ahnte sein Herz doch, daß der Schmerz, der sich ihm hier so unerwartet darbot, keinen Zeugen wollte. Geduldig wartete er an der Eingangstür auf den Herrn. Endlich kam er. Das Haupt noch tiefer auf die Brust gesenkt als vorher, ging er langsamen Schrittes den Weg zurück, den er gekommen war.

Der Knabe ging ihm nach und redete ihn endlich an, um ihn auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen.

Einen Augenblick lang sah ihn der Herr starr an, als könne er sich nicht so plötzlich aus der Welt, in der er mit seinen Gedanken verweilt hatte, in das irdische Getriebe zurückversetzen. Dann sagte er, sich besinnend: „Es war kein Irrtum, mein Sohn, behalte das Goldstück nur, ich schenke es dir.“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiderte der Knabe, während ein brennendes Rot sein Gesicht überslog, „Arbeit, was für eine es auch sei, schändet nicht, das weiß ich. Ich habe einen Gang für Sie gemacht, und Sie bezahlen mich dafür. Geschenk aber nehme ich nichts, ich bin kein Bettler!“

Der Herr blickte überrascht auf. Der Knabe vor ihm war einfach, aber nicht ärmlich gekleidet, und Benehmen und Sprache verrieten, daß er einer gebildeten Familie angehörte.

„Oho,“ sagte der Herr mit leichtem Spott, „das klingt ja sehr stolz! Wo hast du denn diese merkwürdigen Ansichten her?“

„Ich bin ein Amerikaner, mein Herr.“

„Ein Amerikaner?“ fragte der Herr voll Interesse. „Und wie kommt ein Amerikaner dazu, in Deutschland Weihnachtsbäume für andere zu tragen?“

„Wir sind auf der Reise und müssen Ausgaben vermeiden, und ich wollte —“

„Nun was?“ fragte der Herr, als der Knabe stockte. „Ein freier Amerikaner muß stets die Wahrheit sagen.“

„Ja freilich,“ entgegnete schnell der Knabe, „doch nur dem, der ein Recht hat, sie zu verlangen.“ Als er aber einen Blick in das wohlwollende Gesicht warf, setzte er hinzu: „Es ist kein Geheimnis! Ich wollte meiner Mutter und meinen kleinen Geschwistern eine Freude bereiten. Es ist ja heute Weihnachtsabend.“

„Was wolltest du ihnen denn kaufen?“

„O, es wird Ihnen kindisch vorkommen, aber ich hätte so gern unsern Teetisch heut recht reichlich besetzt, wie es in Amerika Sitte ist.“

„Das ist gar kein übler Plan,“ sagte der Herr, dem der Knabe mehr und mehr gefiel. „Darf ich dir nicht dabei helfen?“

Als der Knabe etwas ungewiß dreinsah, fügte er hinzu: „Ich will dir einen Vorschlag machen. Wir kaufen zusammen ein, du und ich, du sagst mir alles, was wir brauchen, und ich lade mich dann bei euch zu Gaste ein. Glaubst du wohl, daß deine Mutter einen alten Mann, der sonst den Abend einsam verbringen müßte, gern bei sich sähe?“

„O gewiß, gewiß!“ rief der Knabe lebhaft. „Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie kommen wollen, dann ist alles recht.“

Der Fremde schlug in die dargebotene Rechte ein, und nun ging es an ein lustiges Einkaufen.

Ein großer Korb wurde erhandelt und füllte sich schnell mit den verlockendsten Sachen. Kaltes Fleisch und feine Würstwaren, Schinken und geräucherter Fisch machten den Anfang, dann kam weißes Brot und frische Butter, Teegebäck und Makronen; geröstete Kastanien, Traubenrosinen und Knackmandeln, Orangen und Datteln folgten in buntem Durcheinander.

Immer wenn der Knabe seinem freigebigen Freunde Ein-

halt tun wollte, sah dieser noch irgend etwas, was nicht fehlen durfte, bis Richard, so hieß der Knabe, allen Ernstes versicherte, den Korb nicht mehr tragen zu können.

Jetzt ließ sich der Fremde, dessen Name Steinfeld war, die Wohnung der Familie genau bezeichnen und versprach, in einer Stunde bei ihr zu sein.

Als er zur vereinbarten Zeit kam, führte ihn Richard, der eben die letzte Hand an den festlich gedeckten Teetisch legte, freudestrahlend zu seiner Mutter. Frau Emden hieß ihren Gast herzlich willkommen, und Tom und Ellen waren durch den Inhalt des Korbes so zu seinen Gunsten eingenommen worden, daß es ihm ein leichtes war, ihre Herzen vollends zu gewinnen.

Bald saß die kleine Gesellschaft gemütlich um den Teetisch und ließ sich die verschiedenen Herrlichkeiten schmecken. Die Kinder zogen sich dann mit ihren Nüssen und Näschereien in die Ecke beim Ofen zurück, während Herr Steinfeld sich in angelegentlichem Gespräch mit seiner Wirtin unterhielt.

„Ich habe viel Schweres in der Neuen Welt erlebt,“ erzählte diese. „Sie wollte mir durchaus nicht zur Heimat werden, vollends nicht, seit ich meinen teuren Gatten dort verloren habe. So ziehe ich mit den Kindern wieder zu meinen Eltern, die eine kleine Besitzung im Riesengebirge haben. Durch ein Unwohlsein, das mich befiel, mußten wir leider hier längeren Aufenthalt nehmen, und unser Reisegeld schmolz dadurch so zusammen, daß wir uns nur das Nötwendigste gönnen dürfen. Ich ahnte, daß Richard versuchen wollte, uns eine kleine Weihnachtsüberraschung zu bereiten. Ich erlaubte ihm daher, auf den Weihnachtsmarkt zu gehen und seine Dienste anzubieten. — Sie sehen, mein Herr,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ich habe mir von amerikanischen Grundsätzen schon viel zu eigen gemacht und erblicke in redlicher Arbeit durchaus nichts Erniedrigendes.“

Herr Steinfeld drückte der Frau zustimmend die Hand.

Er hatte schon lange keinen so angenehmen Abend verbracht wie mit diesen verständigen, einfachen Menschen. Er erhielt beim Abschied gern die Erlaubnis, seinen Besuch am nächsten Abend zu wiederholen. Die Reise sollte ja erst nach den Feiertagen fortgesetzt werden.

Als der summande Teekessel die kleine Gesellschaft wieder um den Tisch vereinigte, bat Herr Steinfeld seine Wirtin, ihm ihre Geschichte zu erzählen. Ohne sich lange zu sträuben, willfahrte sie gern seiner Bitte.

„Wie ich Ihnen schon sagte, ist das Riesengebirge meine Heimat. Ich lernte meinen Mann, der ein Amerikaner war, bei einem Besuche einer Verwandten in Hamburg kennen und folgte ihm bald darauf als Gattin in sein fernes Vaterland. Wir kauften uns westlich vom Michigansee in der Nähe des Flüsichens Minnesota an. Die Gegend ist dort überaus gesegnet und bietet dem Fleißigen die schönsten Aussichten auf sicheren Wohlstand. Unsere Besitzung blühte unter unseren Händen auf, und nichts störte unser Glück als die unmittelbare Nachbarschaft der Indianer.

Die Siour, die uns zunächst wohnten, hatten ihre alten Jagdgründe an die Regierung verkauft und erhielten von dieser ein Jahrgeld dafür. Ihnen selbst blieb noch ein fruchtbares, schönes Stück Land, eine sogenannte Reservation. Drei Stunden westlich von uns lag eine Niederlassung der Weißen, für gewöhnlich nur die Agentur genannt, und ebenso weit nach Norden lag das Fort Rigdlei.

Jahrelang hatten die Indianer sich ruhig in ihrem Bezirke verhalten, obwohl sie oft Streitigkeiten mit den Agenten wegen der Auszahlung des Jahrgeldes hatten. Mein Mann war einer von denen, die stets gut mit den Indianern auskamen, und der sie in den Schutz nahm, wenn er sah, daß andere ihre Rechte verletzen wollten.

Vor zwei Jahren im Frühling änderten sich plötzlich die Verhältnisse. Die Indianer, mit denen mein Mann in Berührung kam, zeigten sich mürrisch und verschlossen. Man hörte von heimlichen Versammlungen und Aufreizungen durch einzelne Häuptlinge. Niemand aber wußte etwas Bestimmtes oder hatte ernstliche Befürchtungen.

Es war an einem Abend im August. Mein Mann hatte sich schon zur Ruhe begeben, als ich, von einer sonderbaren Unruhe getrieben, noch einmal vor die Haustür trat und in die stille Nacht hinaushorchte. Alles war friedlich und still, und beruhigt wollte ich eben zurücktreten, als ein schwarzer Schatten, dicht an die Mauer des Hauses gedrückt, auf mich zuhuschte. Ich stieß einen leichten Schreckensschrei aus, in demselben Augenblicke aber stand schon eine dunkle Gestalt neben mir und legte mir zum Zeichen des Schweigens die Hand auf den Mund.

Ich erkannte jetzt eine Squaw, eine indianische Frau, in ihr, die mein Mann vor einiger Zeit halb verschmachtet im Walde gefunden und mit nach Hause gebracht hatte. Mehrere Wochen lang war sie auf das freundlichste bei uns gepflegt worden, und beim Abschiede hatte sie beteuert, nie vergessen zu wollen, was wir Gutes an ihr getan hatten.

Sie zog mich in den Schatten des Hauses und flüsterte mir in leisem, eindringlichem Ton zu: „Hüte dich, weiße Frau! Du hast mir Gutes getan, und ich möchte dich retten. Der rote Mann hat den Tomahawk ausgegraben, und seine jungen Männer sind auf dem Kriegspfade. Wenn ihr nicht wollt, daß sie euch töten, so flieht noch heute, aber gleich, sonst ist es zu spät. Hütet euch aber, dorthin zu gehen!“ Sie deutete in die Nacht hinaus.

Meine Augen folgten der Richtung ihrer Hand. Es war die Gegend, in der die Agentur lag. Als ich mich wieder um-

wandte, war die Squaw verschwunden. Bestürzt weckte ich meinen Mann und teilte ihm das Erlebte mit.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ rief er, sich hastig ankleidend. „Ich ahnte längst, daß etwas Feindliches im Anzuge ist. Wecke die Kinder und packe unsere Wertsachen zusammen. Du mußt sofort mit ihnen nach dem Fort fliehen.“

„Und du?“ fragte ich in atemloser Angst.

„Ich muß die Leute auf der Agentur warnen.“

Vergebens bat und flehte ich, uns nicht in dieser Gefahr allein zu lassen, aber er blieb fest.

„Ich könnte nie wieder ruhig werden,“ sagte er, „wenn ich unsere Nachbarn ungewarnt ihrem Verderben überließe. In einigen Stunden hole ich euch ein.“

Nie werde ich die Schrecken dieser Nacht vergessen. Die Kinder, jäh aus dem Schlaf gerissen, weinten und konnten nicht begreifen, wohin sie so spät in der Nacht sollten, nur Richard faßte sich bald. Mein Mann half mir unsere wenigen Wertsachen zusammenpacken. Erst als wir, von einem treu ergebenen Neger begleitet, auf dem Wege nach dem Fort waren, verließ er uns, um der Agentur zuzusprengen. Den Schmerz des Abschieds können Sie sich denken, und doch ahnte ich nicht, daß ich meinen Mann nicht wiedersehen sollte.

Als die Sonne aufging, hatten wir den Minnesota erreicht und setzten vorsichtig unter dem Schutz des dichten Ufergebüsches unsern Weg fort. Schon konnten wir die Umrisse des Forts unterscheiden, als wir plötzlich den Himmel in der Richtung der Agentur von hellem Feuerchein überzogen sahen. Es war kein Zweifel, die Indianer hatten die Agentur überfallen und in Brand gesteckt.

War mein Mann zu spät gekommen? Hatte er die Agentur erreicht und war er darin mit den übrigen umgekommen, oder hatte er sich retten können? Von diesen Fragen gemar-

tert, erreichten wir gegen Mittag das Fort, wo wir alles in größter Aufregung und Bestürzung fanden.

Raum waren die ersten Flüchtlinge von der Agentur eingetroffen, die gewisse Kunde von dem Vorgefallenen brachten, so rückte ein Teil der Besatzung aus, um den unglücklichen Einwohnern zu Hilfe zu kommen. Nur eine kleine Schar von ihnen kehrte zurück, um zu bestätigen, was die Flüchtlinge berichtet hatten. Am helllichten Tage hatten die Siouy die nichts ahnenden Einwohner überfallen, ermordet und mit ihren Wohnungen verbrannt; die Fliehenden hatten sie mit schonungsloser Grausamkeit niedergemetzelt. Von meinem Mann wußte niemand etwas.

In dieser Ungewißheit vergingen die nächsten schreckensreichen Tage. Dreimal wurde das Fort, das nur schwach befestigt war, von den Indianern angegriffen. Jeden Augenblick glaubten wir die wilden Horden eindringen zu sehen. Endlich kam Verstärkung und brachte Rettung. Die Wilden gaben entmutigt den Kampf auf und unterwarfen sich.

Die wenigen Weißen, denen es gelungen war, sich vor den Indianern zu verbergen, fanden sich jetzt zusammen, mein Mann war aber nicht unter ihnen. Man fand seinen Leichnam eine halbe Meile vor der Agentur. Er hatte sie nicht erreicht. Aus einem Hinterhalte hatten ihn die Indianer überfallen und ermordet.“

„Laß mich groß werden, Mutter,“ rief Richard, der bisher unbeachtet zugehört hatte, plötzlich mit blizenden Augen, „ich werde meinen Vater rächen!“

Die Mutter blickte bestürzt auf den aufgeregten Knaben, Herr Steinfeld aber zog ihn sanft zu sich und sagte: „Sprich nicht von Rache, mein Knabe, heut, wo wir die Geburt dessen feiern, der da sagt: ‚Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!‘ Wenn du aber zum Mann erwachsen bist und der Tod deines Vaters noch auf deinem Herzen brennt, so suche,

soviel dir möglich ist, den Haß zu lindern, den die roten Männer jetzt gegen die Weißen hegen. Trage mit dazu bei, daß sie in den Blafgesichtern nicht nur die Stärkeren, nein, auch die Besseren erkennen. Und wenn du dann geholfen hast, sie für Bildung und Kultur zugänglich zu machen, wenn ein Tag kommt, an dem Christi Gebot der Liebe Weiße und Rote als Brüder verbindet, dann, mein Kind, hast du deinen Vater gerächt, wie es einem Christen zukommt.“

Richard schluchzte laut, und es dauerte längere Zeit, bis die kleine Gesellschaft das ruhige Gleichgewicht ihrer Seelen wiedergefunden hatte.

„Sie haben Schweres erlitten,“ sagte Herr Steinfeld dann zu Frau Emden, „und doch gibt es noch Unglücklichere als Sie. Ihr edler Mann starb bei dem Versuche, seinen Nebenmenschen zu nützen. Ihnen bleiben hoffnungsvolle Kinder, und Sie werden von liebenden Eltern erwartet. Hören Sie meine Geschichte! Sie ist kurz und einfach, damit Sie sehen, daß Sie noch immer reich sind, sehr reich.“

Ich verlor meine Gattin, gerade als das Aufblühen meines Geschäftes uns eine sorgenfreie Existenz versprach. Ich trauerte tief um sie, aber ich fand Trost in meinen Kindern, denen ich alle meine Liebe zuwandte. Mir blieb ein zwölfjähriger Knabe und ein vierjähriges Mädchen. Mit größter Sorgfalt erzog ich beide und fand mein höchstes Glück in ihrer Entwicklung.

Als mein Sohn älter wurde, fing sein Charakter an, mir manche Sorge zu bereiten. Für das Geschäft, das er doch einmal übernehmen sollte, fühlte er keine Neigung, dagegen zog ihn alles Fremde und Ungewöhnliche unwiderstehlich an. Seine freie Zeit verbrachte er mit weiten Streifereien, bei denen er oft die Heimkehr vergaß. An den Abenden las er mit leidenschaftlichem Eifer alle Reisebeschreibungen, deren er nur irgend habhaft werden konnte.

Je älter er wurde, desto entschiedener trat die Abneigung gegen das Geschäftsleben bei ihm hervor. Es kam oft zum Streit zwischen uns, und als ich endlich ernstlich seinen Eintritt in das Geschäft verlangte, erklärte er mir, daß er dies nicht tun könne, ohne unglücklich zu werden. Er wolle erst die Welt kennen lernen, ehe er sich an einen festen Platz binde. Ich machte ihm Vorstellungen, bat, drohte, aber alles blieb vergeblich. Da hieß ich ihn gehen.

Ich hatte im Zorn gesprochen und hätte mein hartes Wort wohl wieder zurückgenommen, aber er ließ mir keine Zeit dazu. Mit seinem kleinen mütterlichen Erbteil zog er ohne Abschied von dannen. Freilich schien er seine Übereilung bald zu bereuen. Von verschiedenen Orten aus schrieb er an mich, aber ich wollte nichts mehr von ihm wissen und schickte die Briefe unbeantwortet zurück. Die Briefe kamen seltener, endlich hörten sie völlig auf.

Ich hing mein ganzes Herz jetzt an mein Töchterchen, aber Gott nahm es mir nach kurzer Krankheit. Es starb in der Weihnachtszeit, und sein letzter Wunsch war, den für es bestimmten Christbaum zu sehen. Seitdem habe ich ihm alle Jahre ein Bäumchen auf das Grab gebracht.

In dem Schmerz um dieses Kind schmolz die Rinde, die sich um mein Herz gelegt hatte, und die Sehnsucht nach meinem Sohne erwachte riesenstark in mir. Ich schrieb an den Ort, von dem aus ich seinen letzten Brief erhalten hatte, aber man wußte dort nichts von ihm. Alle meine Nachforschungen waren umsonst.

Ich wurde mit den Jahren ein reicher Mann, und doch, wie arm bin ich! Ich habe niemand mehr, der meinem Herzen nahe steht, ich bin einsam und kinderlos.“

Die Stimme des alten Herrn zitterte in schmerzlicher Erregung. Er stand auf und nahm schnell Abschied.

Der zur Abreise der Familie bestimmte Morgen war

herangekommen. Herr Steinfeld hatte für jedes ihrer Glieder ein kostbares und passendes Geschenk gekauft und wollte es ihnen beim Abschied am Bahnhof überreichen.

Als er von seinen Einkäufen in die Wohnung zurückkehrte, fand er Richard dort auf ihn warten, der ihn bat, noch einmal zu seiner Mutter zu kommen, die etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen habe.

„Kennen Sie den Namen Walter Richter?“ fragte Frau Emden, als ihr Gast neben ihr saß.

„Walter Richter?“ fragte dieser verwundert. „Ich kenne niemand, der so heißt, aber Walter ist der Vorname meines Sohnes und Richter der Mädchenname meiner Frau. Wie kommen Sie zu dieser seltsamen Frage?“

„Schon gestern,“ erwiderte Frau Emden, „als Sie mir Ihre Geschichte erzählten, war es mir, als hätte ich eine ganz ähnliche gehört. Ich sann nach, als Sie fort waren, und da fiel mir endlich ein, wo und von wem ich sie schon gehört hatte. Es war vor vier Jahren, als ich meinen Mann auf einer Reise nach Chicago begleitete, um dort den Rat eines Arztes in Anspruch zu nehmen. Neben uns wohnte ein Deutscher. Ein Zufall machte uns miteinander bekannt, und ebenso zufällig kam die Rede darauf, daß wir beide aus Schlessien waren. Ich erinnere mich genau, daß er Breslau als seine Vaterstadt bezeichnete. Sein Name war Walter Richter.“

„Ich bitte Sie,“ bat Herr Steinfeld dringend, „erzählen Sie mir alles, was Sie von ihm wissen! Mein Gott, sollte es möglich sein, daß ich Nachricht von meinem Sohn bekomme, nach dem ich so lange mit Schmerzen gesucht habe?“

„Er war ein fleißiger, verständiger Mann, der für Zeitungen schrieb und Stunden gab, um seine Familie zu erhalten.“

„Wie sah er aus? Wie alt war er?“

„Er konnte damals dreißig Jahre alt sein und war ein gebräunter, dunkler Mann.“

„Mein Walter war blond und weiß, als er von mir ging! Doch ich Tor, wie leicht können das Wetter und die Jahre einen dunklen Mann aus meinem blonden Knaben gemacht haben! Denken Sie nach, ich bitte Sie, wissen Sie nichts, was mir Gewißheit geben könnte?“

„Doch, doch,“ versetzte Frau Emden nach kurzem Nachdenken eifrig. „Ich fragte ihn einmal, weshalb seine drei Kinder so ähnliche Namen hätten. Da sagte er: „Sie tragen die Namen meines Vaters. Wenn der Himmel uns je mit ihm vereinigt, dann soll er erkennen, daß ich bei jedem Kinde, das mir geboren wurde, seiner gedachte und seinen Segen erflehte.“

„Und diese Kinder heißen?“

„Sie heißen Friedrich Otto, Otto Friedrich und Ottilie Friederike.“

Steinfeld verbarg sein Gesicht in seinen Händen und flüsterte: „Es ist mein Sohn, mein Walter!“

\* \* \*

Es war im August des nächsten Jahres, als sich unter den Fahrgästen eines Dampfers, der zwischen Hamburg und New York verkehrt, ein alter, grauhaariger Mann befand, der voll Sehnsucht dem neuen Weltteil entgegenfuhr. Es war Steinfeld, der sich selbst aufgemacht hatte, seinen Sohn zu suchen. Mancherlei Zwischenfälle hatten seine Abreise bis zum August verzögert.

Mit freudig klopfendem Herzen betrat er nach einer glücklichen Überfahrt endlich den Boden Amerikas. Nur kurze Rast gönnte er sich in New York, dann eilte er weiter nach Chicago. Dort stellte er sofort Nachforschungen in der Straße an, die

ihm Frau Emden bezeichnet hatte, aber man wußte von einem Deutschen namens Walter Richter nichts.

Er erkundigte sich bei der Obrigkeit, nahm die Hilfe der Polizei in Anspruch, aber alles umsonst! Er erfuhr wohl, daß ein Deutscher, namens Walter Richter, vor einigen Jahren hier gewohnt habe, aber er konnte nicht erfahren, wohin er sich seitdem gewandt hatte. Die Spur, der er so vertrauensvoll über das Meer gefolgt, war verschwunden.

Er mußte sich sagen, daß er umsonst gekommen war. Die Enttäuschung und der Kummer, dazu die Strapazen der Reise waren zu viel für ihn; er wurde ernstlich krank. Als er endlich wieder genas, verbot ihm der Arzt auf das entschiedenste, die Rückreise nach der Heimat während der kalten Jahreszeit anzutreten. So blieb ihm nichts übrig, als den Winter in New York zu verbringen.

Wieder war der heilige Abend herangekommen. Das Wetter, das bis dahin kalt und hell gewesen, änderte sich plötzlich, und die ersten Schneeflocken fielen dicht und weich zur Erde.

In den Straßen New Yorks herrschte freudige Aufregung. Überall sah man vergnügte Gesichter, hörte man lustige Ausrufe. Auch Steinfeld litt es nicht in seinem einsamen Zimmer. Langsam ging er in den erleuchteten Straßen auf und ab und betrachtete das bunte Leben um sich herum.

Wohl feiern die Amerikaner das Weihnachtsfest zumeist auf englische Art mit großen Schmausereien und festlichen Veranstaltungen, in New York aber, wo sehr viele Familien deutschen Ursprungs wohnen, hat sich vielfach der Weihnachtsbaum eingebürgert, und Steinfeld sah bald hier bald dort hinter den Fenstern die Lichter eines geschmückten Tannenbaums auf-flammen.

Vor seine Seele trat das Bild des vorjährigen Weihnachtsabends. Heute blieb das Grab seines Lieblings daheim un-

geschmückt, und auch das verheißungsvolle Licht, das sich an den Kerzen des kleinen Bäumchens entzündet hatte, war in Dunkelheit erloschen. In solche Gedanken versunken, verließ er unwillkürlich die lärmenden Hauptstraßen und wandte sich stilleren Gassen zu.

Plötzlich weckten ihn helle Kinderstimmen aus seinem Brüten, die in deutscher Sprache unaufhörlich „Heut ist Weihnachten! Heut ist Weihnachten!“ riefen. Er schaute auf. Zwei Knaben schoben einen Handschlitten, auf dem, in Decken und Tüchern wohlverwahrt, ein kleines Mädchen saß. Helle Freude strahlte aus den lieblichen Gesichtern, als sie so jubelnd dahinfuhren.

Mit warmer Teilnahme blickte Steinfeld den fröhlichen Kindern nach. Da bog ein Wagen schnell um die Ecke, die Knaben erschrafen, sprangen zur Seite und rissen den Schlitten mit sich. Dieser flog gegen einen Stein und fiel um, das kleine Mädchen unter sich begrabend.

Besorgt eilte Steinfeld hinzu, um zu sehen, ob die Kleine Schaden genommen habe. Sie weinte vor Schreck, war aber nicht verletzt. Der Schlitten dagegen war zerbrochen.

„Ach, Ottilie,“ bat der älteste Knabe, nachdem er vergebens versucht hatte, sie zu trösten, „heute darfst du nicht weinen! Denke doch, es ist ja heiliger Abend!“

Der Grund half. Sie wischte die Tränen aus den Augen und versuchte sogar zu lächeln.

„Du, Otto,“ sagte derselbe Knabe wieder, „nimmst den Schlitten! Ich trage die Decken und gebe Ottilie die Hand. Aber kommt schnell, es wird gleich sechs Uhr schlagen.“

„Müßt ihr so pünktlich zu Hause sein?“ fragte Steinfeld, den der kleine Auftritt interessierte.

„Ja freilich!“ versetzte der Knabe eifrig. „Um sechs Uhr ist Mama mit dem Aufbauen fertig, dann dürfen wir hinein. Kommt schnell!“

Er faßte sein Schwesterchen an der Hand und wollte es mit sich fortziehen.

„Aber siehst du denn nicht,“ rief dieses mit weinerlicher Stimme, „daß ich Papas große Pelzstiefel anhabe? Damit kann ich doch nicht gehen, und sie ausziehen und in Strümpfen durch den Schnee laufen kann ich auch nicht!“

Verlegen sahen sich die Kinder an.

„Was machen wir nun?“ fragte Steinfeld lächelnd. „Da wird nichts anderes übrig bleiben, als daß ich die kleine Verunglückte nach Hause trage.“

Er nahm die Kleine auf den Arm. „So, nun geht voran, ihr beiden Jungen, und zeigt mir den Weg. Erst aber sagt mir einmal ordentlich, wie ihr heißt.“

„Ich heiße Otto Friedrich,“ sagte der älteste Knabe mit aller Wichtigkeit, die Kinder bei solchen Gelegenheiten entwickeln.

„Und ich heiße Friedrich Otto!“ sagte der zweitälteste.

„Und ich Ottilie Friederike! — Nicht wahr, das sind schöne Namen?“ setzte die Kleine schnell hinzu, als sie das überraschte Antlitz des fremden Herrn sah. „Wir heißen so nach unserm Großvater.“

„Mein Gott, wäre es möglich!“ stammelte Steinfeld erbleichend. „Und der Vater, meine Kinder, wie heißt er?“

„Unser Vater heißt Walter Richter,“ riefen die Knaben. Der Herr sprach kein Wort mehr; er drückte das Kind auf seinen Armen fest an sich und eilte vorwärts.

Da schlug es sechs Uhr. „Es schlägt sechs, es schlägt sechs!“ schriegen die Knaben und stürzten pfeilgeschwind davon.

Zum Glück war das elterliche Haus nicht mehr weit entfernt. Die Knaben hatten alle Türen offenstehen lassen, und schon von weitem hörte Steinfeld sie rufen: „Papa, Papa, es ist sechs Uhr, dürfen wir hinein?“

„Noch einen Augenblick Geduld!“ tönte die Antwort zurück.

„Gleich wird die Mama fertig sein! Aber wo habt ihr denn Ottilie gelassen?“

„O, sie kommt schon! Wir haben nämlich den Schlitten umgeworfen, und ein fremder Herr bringt sie getragen, weil sie in deinen Pelzstiefeln nicht laufen konnte.“

Der Vater ging dem Fremden entgegen, der eben mit dem Kinde auf der Schwelle erschien. „Meine Kleine hat Ihnen wohl viel Mühe gemacht, mein Herr? Ich danke Ihnen, daß Sie sich ihrer so gütig annahmen.“

Als er keine Antwort erhielt, trat er näher und wiederholte seine Worte.

Der Fremde nahm den Hut ab und strich die grauen Locken zurück. In seinen Zügen zuckte und arbeitete es vor tiefer Erregung, seine Lippen bebten, fanden aber keine Worte.

Von einer seltsamen Ahnung ergriffen, trat der junge Mann näher. Da breitete der Fremde die Arme aus und rief: „Mein Sohn, mein Walter, kennst du deinen Vater nicht mehr?“

Ein erstickter Aufschrei, und Vater und Sohn lagen sich in den Armen, als wollten sie nie wieder voneinander lassen. Da tönte die Glocke im Nebenzimmer, und die Kinder stürzten hinein.

Sanft machte sich Walter aus der Umarmung des Vaters los und führte ihn seiner Frau zu, die unter dem brennenden Christbaum stand. Seine Stimme brach in Schluchzen, als er sagte: „Sieh, Elise, was Gott uns für ein Weihnachtsgeschenk gemacht hat! Hier bringe ich dir meinen Vater!“

\* \* \*

Was sollen wir von diesem Abend noch erzählen? Wenn Menschenherzen nach langem Schmerz eine so reine Freude empfinden, dann können sie diese nur mit Gott teilen. Der Jubel der Kinder, die nicht recht wußten, ob sie sich mehr über den Großvater oder über die Geschenke freuen sollten, rief die Erwachsenen zuerst aus ihrem Entzücken zurück und verwandelte ihre tiefe Rührung in Freude und Glück.

Da gab es ein Fragen und Erzählen, ein Küssen und Umarmen, dazwischen Tränen halb der Freude, halb der Wehmut. Oft wurde die Geschichte des vorigen Weihnachtsabends besprochen; hatte doch des Vaters Liebe zu seiner entschlafenen Tochter ihm den Weg zu seinem Sohne gezeigt.

Ehe die Kinder zur Ruhe gingen, stellten sie sich auf einen Wink des Vaters um den Baum und sangen mit ihren hellen, lieblichen Stimmen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd' in aller Welt gedacht!“ und in den Herzen der Erwachsenen klang es wieder: „Ja, diesen Tag hat Gott gemacht!“

Auf diesen seligen Abend folgten glückliche Tage. Walter mußte sich von allen Verbindungen und Verpflichtungen frei machen, denn es war beschlossen worden, daß alle den Vater für immer in die Heimat begleiten sollten.

Als der Frühling mit seinen milden Lüften kam, zogen sie über das Meer dem deutschen Vaterlande zu. Das große, graue Haus am Magdalenenplaz war ganz verwandelt, seit die fröhliche Kinderschar Einzug gehalten hatte, seit lustige Stimmen durch die weiten Zimmer klangen und leichte Schritte die alten Stiegen auf und ab sprangen.

Der Großvater lebte von neuem auf und behauptete lächelnd, mit jedem Tage jünger zu werden. Von dem Geschäft hatte er sich ganz zurückgezogen. Das führte jetzt sein Sohn Walter, der seinem Vater jeden Wunsch von den Augen abzu-

lesen suchte und oft mit seiner Frau in Streit geriet, weil sie die Wünsche des Vaters schneller erriet als er.

Seine Söhne wuchsen fröhlich heran und mit ihnen spielte und lernte als ihr bester Freund und Genosse Richard Emden, der seine Ausbildung mit ihnen zugleich unter der liebevollen Pflege ihrer Eltern bekam.

Der Großvater hatte noch das Glück, seine Enkel zu tüchtigen Männern heranwachsen zu sehen und dem Bunde seiner zu einer lieblichen Jungfrau erblühten Enkelin mit dem Gefährten ihrer Jugend, Richard Emden, seinen Segen zu geben.



## Wünsch dir auch ein bißel Verstand dazu!

**D**a war einmal ein armer Bursche, der hieß Peter. Weil er aber nicht allzu gescheit war, nannten die Leute ihn gewöhnlich den dummen Peter. Einen Vater hatte er nicht mehr, nur noch eine alte Mutter, die im Dorfe wohnte und ihm, wenn er abends müde und hungrig nach Hause kam, die Suppe kochte. Zum Mittagessen nahm er sich nur ein Stück Brot und Käse mit auf seinen Arbeitsplatz.

Der Peter war nämlich Steinklopfer. Dazu bedurfte er weder großen Verstandes noch besonderer Geschicklichkeit, sondern nur ein Paar kräftiger Arme, und die hatte er. So saß er denn vom Morgen bis zum Abend an der Landstraße und schlug mit einem Hammer auf die Steine, die in einem großen Haufen vor ihm lagen, bis sie in kleine Stücke zersprangen, wie man sie zum Ausbessern der Straßen braucht. War er mit einem Haufen fertig, so begann er mit einem neuen.

Sehr unterhaltend war diese Beschäftigung nicht, und sehr einträglich auch nicht. Die Mutter hatte Mühe genug, mit dem geringen Wochenlohn, den Peter ihr am Sonnabend nach Hause brachte, auszukommen. Es war daher nicht zu verwundern, daß dem Peter, wenn er vor seinem Steinhaufen saß, allerhand Wünsche durch den Kopf gingen und er sich seufzend fragte, warum es gerade ihm so armselig ergehen müsse.

Nun war einmal ein heißer Sommermorgen. Die Sonne brannte unbarmherzig hernieder, und Peter klopfte müthiger als je an seinen Steinen herum. Am Abend zuvor hatte er in einem alten Kalender die Geschichte von dem Ehepaar gelesen, dem die Fee drei Wünsche gewährt hatte, wie die Frau sich unbedachtsamerweise eine Bratwurst gewünscht, die der Mann ihr aus Ärger über den dummen Wunsch an die Nase wünschte, bis er schließlich den letzten Wunsch hergeben mußte, nur um die Wurst wieder von der Nase der Frau wegzubekommen.

Das kam Peter über die Maßen dumm und töricht vor. Er meinte, er würde viel klüger gewünscht haben; aber zu ihm kam keine Fee, und vor Ärger darüber schlug er gewaltig auf die Steine los.

Da hörte er mit einem Male eine Stimme neben sich sagen: „Hättest es auch nicht besser gemacht, dummer Peter!“

Ganz verwundert hob er den Kopf. Wer konnte denn das gesagt haben? Es war doch weit und breit niemand zu sehen! Dabei ärgerte es ihn auch, daß sich jemand erkühnte, ihn ohne weiteres „dummer Peter“ zu nennen. Das brauchte er sich nicht von jedem gefallen zu lassen!

Als er jetzt aber genauer nach der Stelle hinsah, woher die Stimme erklingen war, da erblickte er gerade vor sich auf dem Steinhaufen eine Maus. Sie saß aufrecht auf ihren Hinterfüßen, sah ihn mit den funkelnden, schwarzen Auglein spöttisch an, und um das spitze Schnäuzchen mit dem langen Schnurrbart zuckte es gerade so, als ob sie ihn auslache.

„Was weißt denn du?“ sagte Peter etwas geringschäßig, nachdem er sich von der ersten Überraschung erholt hatte. „Du bist ja keine Fee, die Wünsche zu vergeben hat.“

„Woher weißt du denn, daß ich keine Fee bin?“ fragte das Mäuschen. Kaum hatte es diese Worte ausgesprochen, so

hüllte eine rosenrote Wolke die Maus und den Steinklopfer ein, ein sanfter Rosenduft durchzog die Luft, und in der Wolke zeigte sich eine schöne Frauengestalt in glänzend weißem Kleide, einen Blumenkranz in den langen, blonden Haaren und ein Zauberstäbchen in der Hand.

„Glaubst du nun, daß ich eine Fee bin?“ fragte eine holde Stimme. Ehe Peter, der bestürzt seine Kappe gezogen hatte, antworten konnte, war die Fee wieder verschwunden. Nur der leise Rosenduft bezeugte noch, daß sie dagewesen. Auf dem Steinhafen aber saß wieder das Mäuschen und sagte:

„Also ein paar Wünsche möchtest du tun dürfen? Wie viele sollen es denn sein? Drei sind ein bißchen wenig. Bist du's zufrieden, wenn wir sechs sagen?“

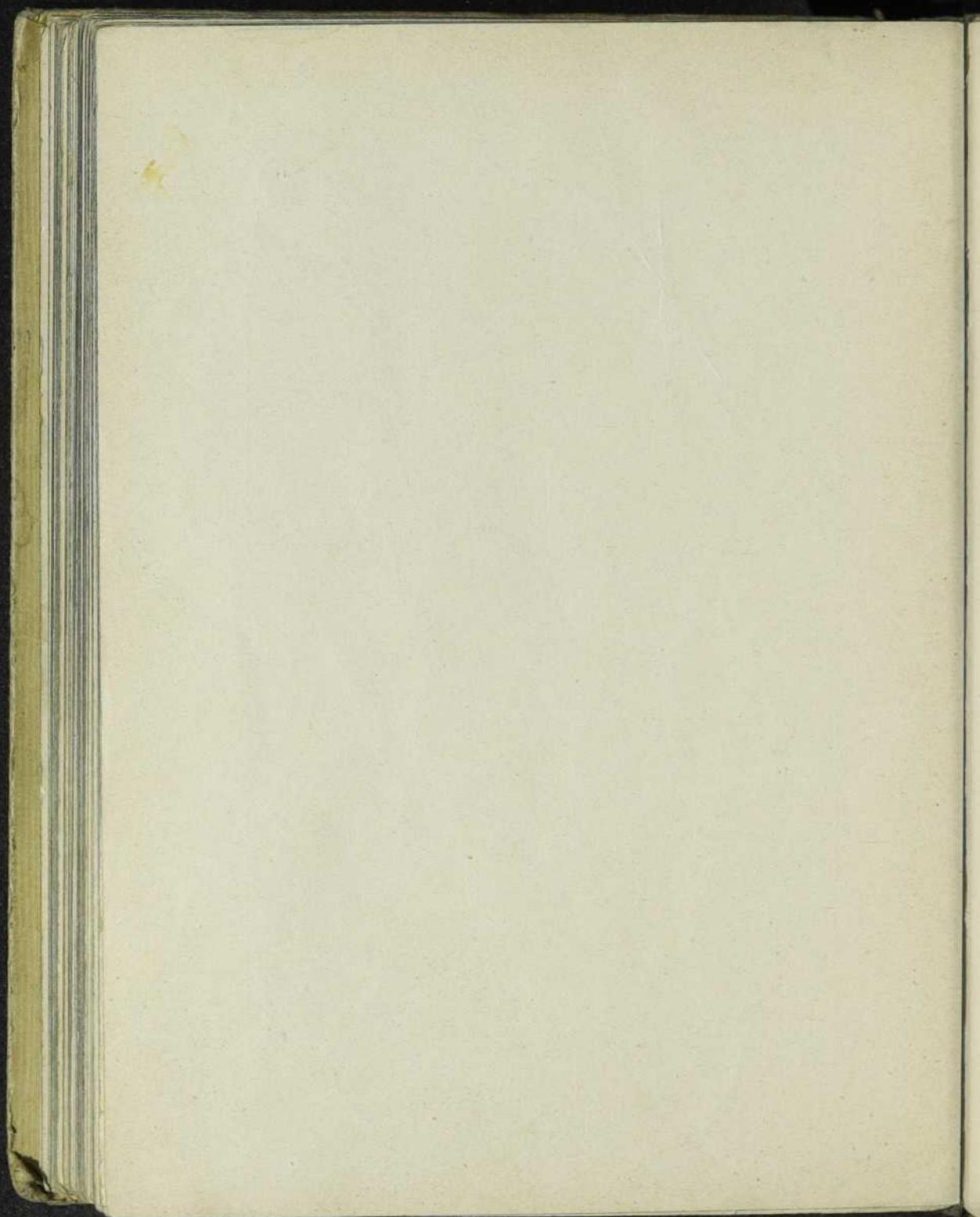
„Ja, Frau Mausfee!“ war alles, was Peter vor lauter Respekt hervorbrachte.

„Nun gut! Also merke auf: Jeden Freitag in der Mittagsstunde sollst du einen Wunsch aussprechen dürfen, im Notfall auch zwei. Wenn du willst, kannst du gleich heute den Anfang damit machen; aber überlege dir ja recht gut, was du dir wünschen willst! Mehr als sechs Wünsche habe ich nicht zu gewähren.“

„Ja, Frau Mausfee!“ wollte Peter wieder sagen, aber das Mäuschen war schon verschwunden, und die Stelle auf dem Steinhafen, wo es gesessen, war leer.

Ganz verblüfft saß Peter da. Zur Mittagsstunde durfte er etwas wünschen, und er wußte noch nicht, was! Ob es wohl bald Mittag war? Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt, sonst hätte er dies an ihrem Stand am Himmel erkannt. Es wäre doch zu ärgerlich, wenn die Dorfturmuhre die Mittagsstunde zu schlagen begänne und er seinen Wunsch noch nicht in Bereitschaft hätte! Ja, die Leute hatten es gut, die eine Uhr in der Tasche trugen und immer wußten, wie spät es war!





Da fiel plötzlich dem Peter ein, daß er sich ja eine Uhr wünschen könne. Fünf Wünsche blieben ihm dann immer noch. Aber eine schöne Uhr mußte es sein, groß und schwer, von gutem Golde und mit Diamanten besetzt, wie er sie am Tage zuvor bei einem Reisenden gesehen, der im Dorfwirtshaus eingekehrt war. Und eine dicke, breite Kette mußte sie haben, die ihm aus der Westentasche weit über den Bauch hinabhing.

Als jetzt die Dorfkirche die Mittagsstunde zu schlagen begann, da sprang Peter auf und rief: „Eine schöne Uhr wünsch' ich mir von Gold, mit Diamanten besetzt und mit einer großen, schweren Kette daran!“

Noch hatte die Uhr nicht ausgeschlagen, da hatte Peter die Uhr schon, ganz so, wie er sie gewünscht hatte, nur daß die Kette aus der Hosentasche heraushing statt aus der Weste, denn eine solche trug er nicht.

Raum konnte es Peter heut erwarten, bis der Tag zu Ende ging. Früher als sonst legte er den Hammer fort und trat den Weg ins Dorf an. Die Mutter schlug die Hände vor Staunen über dem Kopf zusammen, als sie die Uhr sah und hörte, wie Peter dazugekommen war.

Auch die Leute im Dorfe staunten. Jeder wollte die Uhr sehen und befühlen, zu seiner Erzählung aber von der Mausesfee und den sechs Wünschen, die sie ihm gewähren wollte, schüttelten sie die Köpfe und tauschten argwöhnische Blicke miteinander aus. Es dauerte gar nicht lange, so stand der Gendarm des Dorfes vor Peter und befahl ihm, mit zum Richter zu kommen, um sich auszuweisen, woher er die Uhr habe.

Das war nun sehr bitter für Peter, und er schämte sich fast zu Tode, von dem Gendarm durch das Dorf geführt zu werden; aber es half nichts, er mußte ihm folgen.

Der Richter fragte mit strenger Stimme, woher er die Uhr habe. Als aber Peter anfing, die Geschichte von der

Mausfesse herzustammeln, sagte er, man solle Peter erst einmal in den Hof hinausführen und ihm ein Duzend Stockschläge geben, damit er sich merke, daß man dem Gericht nicht mit solch dummen Sachen kommen dürfe.

Als dann Peter ganz zerknirscht wieder vor den Richter gebracht wurde, stellte dieser ein strenges Verhör mit ihm an. Es war nämlich am Morgen des Tages ein Reisender, der am Abend im Dorfwirtshause eingekehrt war, erschlagen und beraubt aufgefunden worden, und nun glaubte man, Peter habe es getan.

Es traten Zeugen auf, die sagten, gerade so eine Uhr, wie Peter sie hatte, habe der Erschlagene besessen. Peter konnte seine Unschuld beteuern, wie er wollte, niemand glaubte ihm. Er wurde schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt.

Nach einigen Tagen gegen die Mittagszeit wurde er vor das Dorf geführt, um an den Galgen gehängt zu werden. Schon stand er oben auf der Leiter, und die Schlinge wurde ihm um den Hals gelegt, da holte die Dorfuhre aus, um zwölf zu schlagen.

In demselben Augenblick fiel Peter ein, was er in seiner Not und Todesangst bisher ganz vergessen hatte, nämlich daß heute Freitag war und er einen Wunsch tun dürfe, und aus Leibeskräften schrie er: „Ich wünsche mich hundert Meilen von hier weg!“

Raum hatte er dies gerufen, da waren Galgen und Henker, Richter und Volksmenge verschwunden, und er saß auf einer waldigen Heide unter einem Wacholderbusch.

„Na, das ist noch gut gegangen,“ dachte er, völlig atemlos von der Angst und befühlte seinen Hals. Unversehrt war er, nur sehr trocken! Gern hätte Peter etwas zum Trinken gehabt, auch etwas zum Essen wäre ihm willkommen gewesen. In den letzten Tagen war ihm aller Appetit vergangen, und nun meldeten sich Hunger und Durst.

Ein Bächlein, aus dem er trinken konnte, fand er nun zwar nach einigem Suchen, aber etwas Eßbares war nirgends anzutreffen, und da sich auch kein Haus oder Gehöft zeigen wollte, mußte er sich endlich hungrig unter einem Baum zur Ruhe legen.

Viel besser wurde es auch nicht, als er am nächsten Tage den Weg aus der Heide fand. Wohl traf er hier und da auf ein Bauernhaus, aber wenn er um etwas Essen bat, wies man ihn unwirsch fort oder reichte ihm ein Stück altes Brot, das seinen Hunger nur notdürftig stillte.

„Nein, so ohne Geld ist es doch ein elendes Leben,“ dachte Peter. „Ich weiß, was ich mir das nächste Mal wünsche!“

Ungeduldig wartete er auf den Freitag. Als er endlich da war und es Mittag schlug, stellte Peter sich hin und rief: „Einen großen Sack mit Geld will ich.“

Da lag der Sack auch schon vor ihm, so groß und schwer, daß er ihn nicht aufheben konnte, und als Peter ihn öffnete, da rollten ihm die blanken Goldstücke entgegen. Peter steckte ein paar davon ein, die andern tat er in den Sack zurück und band ihn vorsichtig zu.

Aber was sollte er jetzt mit dem Sack anfangen? Er war viel zu schwer, um ihn fortzutragen. Eine Weile dachte er nach, dann fiel ihm ein Auskunftsmittel ein. Er wollte den Sack in die Erde vergraben und, so oft er kein Geld mehr hatte, wieder welches holen.

Zum Eingraben aber brauchte er eine Schaufel. So verbarg er denn den Sack vorläufig unter dünnen Blättern und lief zu dem Gehöft, wo er sich am Morgen ein Stück Brot erbettelt hatte.

Dort bat er den Bauern, er möge ihm eine Schaufel borgen, und als der Bauer keine Lust dazu bezeugte, bot er ihm eins seiner Goldstücke dafür.

Nun gab ihm der Bauer freilich die Schaufel, da er aber

gern gewußt hätte, woher Peter auf einmal das Geld hatte, und wozu er die Schaufel brauchte, schlich er ihm heimlich nach und beobachtete von weitem, wie Peter seinen Sack in die Erde vergrub. Während Peter sich im nächsten Gasthaus bei Wein und Braten gütlich tat und sich, als er müde war, ein gutes Bett geben ließ, fuhr er heimlich mit einem Schubkarren in den Wald hinaus, grub den Sack aus, lud ihn auf und brachte ihn zu sich nach Hause.

Ein paar Tage lang lebte Peter herrlich und in Freuden, und als er dann kein Geld mehr hatte, machte ihm das wenig Kummer, er wußte ja oder glaubte doch zu wissen, daß er noch einen ganzen, großen Sack davon hatte. So suchte er denn vergnügt die Stelle auf, wo der Sack vergraben war. Wer aber beschreibt seinen Schreck, als er dort wohl ein großes Loch in der Erde, aber keinen Sack mehr darin fand. Es konnte kein Zweifel sein, der Sack war gestohlen, und er war wieder so arm wie vorher.

Vergebens drehte er seine Taschen um, ob sich nicht wenigstens noch ein Goldstück darin fände, aber nur ein paar armselige Heller fielen heraus. Er stand und stand und bejammerte sein Mißgeschick, aber das brachte den Sack nicht wieder her, und er mußte sich endlich entschließen, den Ort zu verlassen. Am besten, meinte er, würde es sein, nach der Hauptstadt zu wandern, wo es wohl Arbeit für ihn geben würde, denn das Betteln hatte ihm schlecht gefallen.

Wenn nur der Weg dahin nicht so weit und die Landstraße nicht so heiß und staubig gewesen wäre! Langsam und verdrossen schleppte er sich hin und achtete nicht einmal darauf, daß der Freitag wieder herankam. Gegen Mittag dieses Tages setzte er sich neben eine kleine Kapelle an den Wegrand, um ein wenig auszuruhen. Seine Füße waren wund gelaufen, so daß sie ihm bei jedem Schritte Schmerzen bereiteten.

Während er mit müden Augen die Landstraße entlang sah und sich ausrechnete, wie lange er noch bis zur Stadt brauche, erblickte er in der Ferne eine Staubwolke, die rasch näher kam. Bald sah er einen prächtigen Wagen daraus hervorfunkeln. Vier edle Pferde mit glänzendem Geschirr waren davorgespannt. Auf dem Boock des Wagens, den eine goldene Grafenkrone zierte, saß ein elegant gekleideter Herr, in der einen Hand die Zügel des Viergespanns, in der andern eine schlanke Gerte, mit der er wie spielend zuweilen den Rücken eines der feurigen Tiere berührte. Hinten auf dem Wagen saß der Bediente, die Arme über der Brust gekreuzt, denn zu tun hatte er ja nichts.

„Könnte ich doch auch als Graf auf dem Kutschboock sitzen!“ seufzte Peter gerade in dem Augenblick, wo das Glöckchen auf der Kapelle die Mittagsstunde einläutete. Da — er wußte selbst nicht, wie ihm geschah — saß er schon auf dem Kutschboock, die Zügel in der einen, die Peitsche in der andern Hand, den Bedienten mit den gekreuzten Armen hinter sich.

Sei, das war doch etwas ganz anderes, mit dem leichten Wagen dahinzufahren, als sich zu Fuß mühsam durch den Staub der Landstraße zu schleppen! Er hätte gar nicht gedacht, daß die Kunst des Fahrens so leicht sei! Bäume und Häuser flogen nur so an ihm vorbei. Ob die Pferde wohl noch schneller laufen konnten?

Er ließ die Peitsche anfeuernd auf den Rücken des einen Pferdes niederfallen; dieses war aber daran nicht gewöhnt und richtete sich kerzengerade in die Höhe, das Pferd neben sich unwillkürlich mit sich reißend. Kaum aber merkte das vordere Gespann die Unruhe des hinteren, als es auch zu springen und sich zu bäumen anfing.

Ehe Peter noch zur Besinnung kam, waren die Zügel seiner Hand entglitten, und die Pferde jagten in rasendem Galopp, von jeder Leitung frei, dahin.

Leichenblaß und mit schlotternden Knien saß Peter da und ebenso blaß und schlotternd der Bediente hinter ihm. Jetzt rissen die Pferde den Wagen von der Landstraße über den Graben quer feldein, das eine Rad hoch, das andere tief, jetzt nach rechts, jetzt nach links.

Vor ihnen schäumte ein Fluß durch sein enges Bett; noch ein paar Minuten, und der Wagen mußte über den steilen Rand hinab in den Fluß stürzen.

„Daß ich doch daheim ruhig vor meinem Steinhaufen säße!“ rief Peter in seiner Herzensangst — da saß er schon dort! Pferd und Wagen und Bedienter waren verschwunden, und er hielt statt der Reitgerte seinen alten Hammer in der Hand.

O wie vergnügt Peter damit wieder auf seine Steine losklopfte! Die wurden nicht wild wie die Pferde, und einen Fluß zum Ertrinken gab es hier auch nicht. Mochte mit dem Biergespann fahren, wer Lust hatte, er war froh, daß er wieder bei seinen Steinen saß.

Als er aber ein paar Stunden geklopft hatte, ließ sein Eifer etwas nach. Es fiel ihm ein, wie schade es sei, daß er seine Wünsche so verschwendet habe. Er hatte der Mausefee nicht glauben wollen, daß auch er so töricht wünschen werde, und nun war es doch geschehen! Nun konnte er wieder tagaus, tagein an der Landstraße sitzen und um armseligen Lohn Steine klopfen; sein Glück war verscherzt für alle Zeit.

Als er das so recht bedachte, verschränkte er beide Arme auf dem Steinhaufen vor sich, legte den Kopf auf die Arme und schluchzte bitterlich.

Da hörte er plötzlich eine Stimme neben sich sagen: „Was weinst du denn so, dummer Peter?“ Und als er auffuhr und sich umsah, richtig, da saß die Mausefee vor ihm auf den Steinen, blickte ihn aus ihren klugen, schwarzen Augen spöttisch

an und verzog das Schnäuzchen unter ihrem Schnurrbart, als lache es.

„Was weinst du denn so, dummer Peter?“ fragte sie noch einmal. „Du hast ja noch einen Wunsch!“

Wie von einer Wespe gestochen, fuhr Peter nun in die Höhe. Konnte das wahr sein? Hatte er wirklich noch einen Wunsch? Sechsmal hatte er wünschen dürfen! Wie oft hatte er denn eigentlich gewünscht?

Er zählte an den Fingern: Erst hatte er sich die Uhr gewünscht, das war eins. Dann hatte er gewünscht, hundert Meilen weit weg vom Galgen zu sein, das war zwei! Der Sack Geld war drei! Dann hatte er gewünscht, als Graf auf dem Wagen zu sitzen, das war vier, dann, wieder daheim bei seinen Steinen zu sein, das war fünf!

„Siehst du,“ sagte das Mäuschen, das ihn ruhig hatte zählen lassen, „nicht einmal richtig bis sechs hast du zählen können. Nun denke dir bis nächsten Freitag etwas Ordentliches aus. Mehr als sechs Wünsche habe ich aber nicht zu vergeben!“

„Ja, ja,“ rief Peter und sprang vor Freude von einem Bein auf das andere. „Diesmal will ich mir schon etwas Ordentliches wünschen!“

Und nun ging das Nachdenken an! Den ganzen Tag dachte er nach, und in der Nacht, wo er sonst so fest schlief, daß ein Kanonenschuß ihn nicht hätte aufwecken können, dachte er auch nach, und am Abend des nächsten Tages wußte er schon, was er sich wünschen wollte.

Voll Ungeduld wartete er nun den nächsten Freitag und die Mittagsstunde ab. Als dann die Dorfuhre zum Schlagen ausholte, rief er, so laut er konnte: „Ich wünsche mir ein kleines Häuschen, gerade groß genug für meine Mutter und mich. Ein Stall soll dabei sein mit einem Schweinchen darin und ein

anderer mit einer Kuh, und rings herum soll ein Acker sein, auf dem Korn und Kartoffeln wachsen!“

„Ist schon recht, Peter,“ sagte die Stimme der Maufefee neben ihm, „aber ein bißel Verstand wünsch’ dir auch dazu!“

„Und ein bißel Verstand wünsch’ ich mir auch dazu!“ rief Peter, da war auch schon der letzte Ton der Mittagsglocke verklungen.

Ganz beklommen stand Peter da. Nichts regte sich, nichts änderte sich um ihn herum. War der Wunsch nun wirklich in Erfüllung gegangen? Als er nachdenklich die Straße hinablickte, sah er gerade dort, wo sie nach dem Dorf einbog, ein Häuschen stehen, das er sonst noch nie gesehen hatte.

Gar freundlich blickte es mit seinen weißen Wänden und seinem roten Dach unter ein paar großen, mit roten Äpfeln beladenen Bäumen hervor. Dahinter war ein Garten und ein Hof mit einigen Ställen, und um diese herum ein hübsches Ackerstück, auf dem das reife Getreide im Winde wogte und die Kartoffelstauden ihre violetten Blütenbüschel zeigten.

Peter schleuderte seinen Hammer von sich und sprang mit ein paar Säzen zu dem Hause hin. In der Thür stand die Mutter und winkte ihm freundlich zu. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie auf beide Backen, und dann gingen sie und besahen zusammen ihr neues Eigentum.

Die Leute im Dorfe meinten, der dumme Peter werde nicht hauszuhalten verstehen und sich schnell wieder um das Gütchen bringen; aber sie sahen bald, daß sie sich geirrt hatten, und daß der Peter kein dummer Peter mehr war, sondern ein kluger.

Peter wirtschaftete nun so verständig und war so fleißig und sparsam, daß sein kleines Besitztum sichtlich gedieh. Es dauerte gar nicht lange, so kaufte er zu dem einen Acker einen andern und dann einen dritten, in dem Schweinestall gab es nicht ein Schwein, sondern ein paar fette Borstentiere, und im

Ruhstall brüllten zwei glatte, runde Kühe dem Futter entgegen. Wir glauben, Peter denkt schon daran, im nächsten Jahre ein Pferd zu kaufen, um mit ihm seinen Acker zu pflügen.

„Sa, ja,“ sagt er, wenn er am Feierabend durch sein Besitztum geht und sich freut, wie alles gedeiht, „ein bißel Verstand ist zu allem gut, auch zum Wünschen!“

Gern hätte er der Mausfee seinen Dank ausgesprochen, aber so oft er auch seine Kappe vor einem Mäuschen abnahm, das ihm über den Weg lief, und es anzureden versuchte, kein einziges hat ihm noch Rede gestanden. Das richtige muß nicht darunter gewesen sein.





## Die geheilten Anzufriedenen.

Ein Neujahrspiel.

Erster Aufzug.

Hans, elf, Klärchen, zehn Jahre alt, sitzen am Tisch in einem schlichten Zimmer. Beide schreiben eifrig.

Hans. Bist du bald fertig mit deinem Glückwunsch?  
Klärchen. Ach nein! Es ist so viel zu schreiben!

Hans. Wenn ich nur wüßte, wofür wir uns so sehr zu bedanken haben!

Klärchen (seufzend). Ja, das möchte ich auch wissen.

Hans. Die Weihnachtsbescherung war nicht so großartig. Die paar Kleider und Schuhe, die wir doch notwendig haben müssen, hätten wir auch sonst bekommen. Dazu ein paar

Äpfel und Nüsse! Mein Freund Kurt hat ein Fahrrad und einen photographischen Apparat erhalten.

Klärchen. Wenn die Kleider wenigstens hübsch und modern wären! Ich sehe wie eine Vogelscheuche in meinem neuen Kleide aus. „Praktisch, immer praktisch!“ heißt's bei der Mutter, da kann man freilich zu keinem eleganten Stücke kommen. Wenn ich denke, was für entzückende Sachen meinen Freundinnen einbeschert wurden! Du solltest nur das neue Samtkostüm der Anni Kreisler sehen!

Hans. Meinst du, ich steche nicht auch von meinen Kameraden im Gymnasium ab? Wie mein eigener Großvater gehe ich in den alten Sachen umher. Ich muß mich wirklich vor den andern schämen.

Klärchen. Warum kaufen uns nur die Eltern nichts Besseres?

Hans (bitter.) Weil wir die Mittel nicht haben, weil wir arm sind. Weißt du das noch nicht?

Klärchen. Aber wir sind doch keine armen Leute, wie sie auf der Straße herumgehen!

Hans. Zu hungern brauchen wir freilich nicht, und warme Kleider haben wir auch. Wenn wir aber irgend etwas haben wollen, das bei andern ganz selbstverständlich ist, dann heißt es gleich: „Das ist zu teuer! Das erlauben unsere Verhältnisse nicht.“ Sind wir da nicht arm? — Na, mach nur, daß wir mit dem Geschreibsel fertig werden! Die dummen Glückwünsche!

(Schreibt eifrig, Klärchen auch. Es wird nach und nach dunkel im Zimmer.)

Klärchen (nach einer Pause). So, ich bin fertig! Wo nur die Eltern so lange bleiben?

Hans (weiter schreibend). Stör' mich nicht!

Klärchen. Der Vater ist wohl noch im Bureau und macht Überstunden. Die Mutter wollte noch manches besorgen. Ich glaube, es gibt heute einen Silvesterpunsch.

*Johanna*

Hans. <sup>ahab</sup> Der wird danach sein! (Macht einen Strich unter sein Geschriebenes.) Gottlob, nun bin ich auch fertig!

Klärchen setzt sich ans Fenster und sieht auf die Straße hinaus. Eben fuhr ein schöner Wagen vorbei, da saß ein Mädchen darin, so alt wie ich. War die fein angezogen! Das war gewiß eine Prinzessin!

Hans. Meinetwegen! Wir sind aber arm und haben mit solchen Leuten nichts zu schaffen. Laß mich in Ruhe! Ich will von dem elenden Leben, das wir führen, nichts mehr hören und sehen. (Kreuzt die Arme auf dem Tische und legt den Kopf darauf.) Am besten ist's, ich schlafe ein bißchen.

Klärchen. Ach wenn das <sup>auf so gute Formeln</sup> Wünschen etwas helfen könnte! Es heißt ja, daß der Geist des alten Jahres in der Neujahrsnacht umgeht. — Könnte er mir helfen! Ich möchte eine Prinzessin sein! Ach, eine Prinzessin! (Spricht nach und nach immer leiser und traumhafter, indem ihr Kopf gegen den Fensterrahmen sinkt.) Ja, das wäre schön! Seidene Kleider und Spitzen und die feinsten Leckereien und eine Equipage — ach, herrlich — (Schläft ein.)

Eine Pause, dann erscheint der Geist des alten Jahres, eine Frauengestalt in langen, wallendem Gewande, das Stundenglas in der Hand. Sie blickt die beiden schlafenden Kinder eine Weile schweigend an und schüttelt den Kopf.

Altes Jahr. O ihr armen, verblendeten, törichten Kinder, die ihr dem bösen Geist der Unzufriedenheit euer Herz geöffnet habt und das Beste geringschätzig von euch stoßt, was es auf Erden gibt! Undankbar gegen eure Eltern, gegen euer Schicksal, gegen Gott! Ich sollte mich zürnend von euch wenden, und doch kann ich euch meine Liebe nicht ganz entziehen. Zwölf Monate hindurch habe ich euch beobachtet, und ich weiß, daß ihr im Grunde gut und nur jetzt irreführt und verblendet seid. Ich will euch helfen, euer besseres Ich wiederzufinden, und euch eine Lehre senden, ehe ich scheidet. (Zu Hans gewandt.) Du sollst

wissen, was wahre Armut ist, und du (zu Stärchen) sollst eine Prinzessin sein. Wenn die zwölfte Stunde schlägt und meine Herrschaft zu Ende ist, werdet ihr manches gesehen und erlebt haben.

(Vorhang fällt.)

### Zweiter Aufzug.

Straße im Winter mit Eis und Schnee. Es ist Abend. Eine Laterne beleuchtet eine Haustür an der rechten Seite. Links sieht man ein erhelltes Fenster in einem Hause. Hans, in schlechter, dünner Kleidung, ein Paket unter dem Arme, kauert auf der Stufe des Hauses rechts.

Hans (tätlich). O, wie mich hungert und friert! Dürfte ich doch in das Haus hinein! Aber ich fürchte mich vor meiner Pflegemutter. Ich habe erst vierzig Pfennig verdient! Sie schlägt mich gewiß. O Gott, o Gott, und ich bin doch so herumgelaufen mit meinen Zündhölzchen! Den ganzen Tag ging's Straße auf, Straße ab, nur ein Stückchen Brot hatte ich zu essen. —

Ich kann nicht mehr! Sie muß Erbarmen mit mir haben!  
(Stoßt an die Thür.) Frau Weber, Frau Weber! — Sie hört nicht! Vielleicht ist sie nicht da. Ich probier's noch einmal.

(Die Thür fliegt jählings auf, so daß Hans zurucktaumelt. Eine alte Frau in Lumpen, einen Stock in der Hand, erscheint auf der Schwelle.)

Alte Frau. Bist du endlich da, du nichtsnutziger Junge? Zeig her, was du mitgebracht hast!

Hans (hält furchtsam die vierzig Pfennig hin). Mehr habe ich nicht bekommen.

Alte Frau. Was, nur vierzig Pfennig? Und du traust dich nach Hause? Mach, daß du fortkommst und mehr Geld heimbringst! Glaubst du, daß ich dich erhalte, damit du faulenzeln kannst? Möchtest wohl gern herumlungern wie die Reichen? Das gibt's bei mir nicht! Mach, daß du fortkommst, oder — (hebt drohend den Stock).

Hans (bittend). O liebste, beste Frau Weber, ich will ja alles tun, aber, bitte, geben Sie mir nur ein Stückchen Brot!

Ich habe seit heut morgen nichts gegessen, ich falle vor Hunger fast um. Es ist so spät, so kalt! O, nur ein Stückchen Brot!

Alte Frau. Nichts da! Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen. Wir sind arm, mein Söhnchen, arm, verstehst du das? Arme Leute müssen arbeiten, also marsch fort!

Hans. Erbarmen Sie sich doch! Es ist schon so spät!

Alte Frau. Spät? Erst zehn Uhr! Heut ist Silvesterabend, da sind die Kaffeehäuser und Gasthöfe die ganze Nacht offen. Geh und verdien' dein Brot! Vor zwei Uhr komm mir nicht nach Hause, und dann bringst du ordentlich Geld mit — verstanden? — sonst kannst du die ganze Nacht draußen bleiben. (Geh ins Haus und schließt die Thür ab.)

Hans. Ist sie fort? Da kann ich mich wenigstens einen Augenblick hinsetzen und ausruhen. Hu, wie kalt es ist! (Saucht sich in die Hände.) Die Kinder da drüben (er blickt nach dem erleuchteten Fenster), die haben's gut! Die sitzen jetzt im warmen Zimmer, haben Backwerk und Punsch und unterhalten sich. Ich sehe sie oft zur Schule gehen in schönen, warmen Kleidern und ganzen Schuhen. Denen läuft das Schneewasser nicht in die zerrissenen Schuhe! Die haben am Mittag und am Abend satt zu essen, und ihre Frühstückstasche ist stets gefüllt. Lernen dürfen sie auch — lauter schöne Sachen — und ihre Eltern sind gut und freundlich zu ihnen. Der Junge heißt Hans, gerade so wie ich, und ist auch so alt wie ich. Der braucht sich vor keiner bösen Ziehmutter zu fürchten. O, der ist glücklich, der weiß nicht, was Armut heißt!

(Die Thür öffnet sich, und die alte Frau kommt mit dem Stod heraus.) Habe ich dich erwischt, du Faulenzer? Da kann man freilich kein Geld verdienen, wenn man müßig herum sitzt! Mach, daß du fortkommst, sonst sollst du mich kennen lernen!

(Hans erhebt sich weinend und schleicht davon, die Frau sieht ihm mit gehobenem Stode nach.)

(Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Reicher Salon. Klärchen sitzt als Prinzessin in hochelegantem Anzug am Tisch. Vor ihr steht ein Lehrer im Frack, der ihr einen Vortrag hält. Etwas nach rechts steht eine Erzieherin.

Lehrer (sein Buch niederlegend). Hiermit schließen wir für heute. Hoheit werden dieses Kapitel auswendig lernen und mir morgen einen Auszug davon geben. (Verneigt sich und geht. Klärchen lehnt sich ermüdet in den Sessel zurück.)

Erzieherin. Halten Sie sich gerade, Prinzessin! Es schickt sich nicht für eine Prinzessin, sich anzulehnen.

Klärchen. Aber ich bin so müde!

Erzieherin. Eine Prinzessin darf nicht müde sein, das schickt sich nicht.

(Ein neuer Lehrer im Frack tritt ein.)

Zweiter Lehrer. Hoheit, wir beginnen nun unsere Studien über Experimentalphysik, und ich bitte um ein aufmerksames Gehör.

(Klärchen schlentert ein wenig mit den Füßen.)

Erzieherin. Halten Sie die Füße ruhig, Prinzessin! Legen Sie die Hände zusammen! Denken Sie immer, daß die Augen der Öffentlichkeit auf Sie gerichtet sind. Sie sind eine Prinzessin!

Klärchen (in Tränen ausbrechend). Aber ich bin so müde, so furchtbar müde! Der Kopf will gar nichts mehr behalten. Ich verstehe das Zeug auch nicht, ich bin müde.

Erzieherin. Wie ich bereits sagte: eine Prinzessin darf nicht müde sein.

Klärchen. Und ich bin so hungrig, ich möchte etwas essen.

Erzieherin. Das Mittagmahl ist in zwei Stunden. Bis dahin müssen Sie sich gedulden. Eine Prinzessin darf nicht speisen, wann sie will; nur zu bestimmten Stunden erlaubt dies die Hofsitte.

Klärchen. Und dieser Sitte muß man sich fügen?

Erzieherin. Selbstverständlich!

Klärchen. Und ich darf nicht müde oder hungrig sein oder mit meinen schönen Spielsachen spielen, weil ich eine Prinzessin bin?

Erzieherin. Sie haben sich in alle vorgeschriebenen Regeln zu fügen. Sie können nicht leben wie die Kinder gewöhnlicher Leute. Eine Prinzessin muß immer ihrer Standespflichten eingedenk sein.

Klärchen <sup>(zornig)</sup>. Eine Prinzessin, eine Prinzessin — — beständig höre ich dieses Wort. Man braucht es aber nur, um mich zu quälen. Jetzt will ich einmal etwas davon haben, daß ich eine Prinzessin bin. (Richtet sich gebieterisch in die Höhe.) Ich befehle, daß der Lehrer fortgeht! Ich befehle, daß man mir etwas zu essen bringt! Ich befehle, daß man mich ausruhen läßt. (Der Lehrer steht auf und verneigt sich, die Erzieherin ebenfalls.)

Erzieherin. Gut, Prinzessin, wir folgen Ihrem Befehle. Wir gehen und verfügen uns zu Ihrem königlichen Vater, dem wir Bericht erstatten werden. Einstweilen handle ich nach den Weisungen Ihrer hohen Mutter und schließe Sie in diesem Gemache ein, damit Sie sich Ihre Handlungsweise überlegen können. (Ab mit dem Lehrer.)

Klärchen <sup>(allein)</sup>. So, nun gehen sie hin und verklagen mich, und es geht genau wie immer. Ich bekomme Strafe von dem Vater oder der Mutter, und niemand fragt danach, wie es in mir aussieht, oder was ich fühle.

Wie glücklich sind doch die Kinder, die frei zu ihren Eltern gehen können, um ihnen ihre Not zu klagen! Wie schrecklich ist es, immer steif und still wie eine Puppe dafitzen zu müssen, schwere Sachen anzuhören, die man nicht versteht, und von fremden Leuten abzuhängen, die uns nicht lieb haben!

(Die Thür öffnet sich wieder, und die Erzieherin tritt herein. Klärchen fährt auf und setzt sich zurecht.)

Erzieherin. Nachdem ich mit Ihrer hohen Mutter Rücksprache genommen, hat diese bestimmt, daß Sie, Prinzessin,

MUTTER

wegen Ungehorsams bis zum Abend eingesperrt bleiben sollen bei Wasser und Brot. Morgen werden Sie sich hoffentlich eines Besseren besonnen haben. Außerdem haben Sie ein Kapitel aus diesem Buch tadellos auswendig zu lernen, damit nicht andere Maßregeln angewandt werden müssen, um Ihnen einen Begriff von Ihren Standespflichten beizubringen.

(Legt ein Buch hin, geht und schließt die Thür wieder ab.)

Klärchen (weinend). Ach, wäre ich doch ein Kind einfacher Leute! Hätte ich doch ein Mütterchen, mit dem ich ohne Vermittlung reden könnte, wie artig wollte ich da sein! Lieber Gott, schicke mir zum neuen Jahr das Glück, ein Kind wie die andern sein zu dürfen!

(Vorhang fällt.)

X

#### Vierter Aufzug.

Zimmer wie am Anfang. Beide Kinder sitzen schlafend da. Vater und Mutter kommen herein, letztere mit einem großen Paket.

Mutter. Still, sie schlafen! Wir sind auch lange ausgeblieben.

Vater. Hoffentlich sind sie artiger als vorher, wenn sie aufwachen. Ich kann dir sagen, daß mir ihr unzufriedenes und unbescheidenes Wesen in der letzten Zeit schon viel Kummer bereitet hat.

Mutter. Du darfst es nicht zu schwer nehmen. Sie sind gut, nur drückt es sie, daß wir ihnen manches versagen müssen, was ihre Schulkameraden als selbstverständlich ansehen.

Vater. Das ist es ja eben! Die Kinder sollten uns für das Opfer dankbar sein, daß wir uns bemühen, ihnen eine so gute Ausbildung zu geben. Statt dessen sind sie unzufrieden und schätzen die bescheidenen Verhältnisse ihrer Eltern gering. Das aber darf nicht länger so bleiben. Wenn sie im neuen Jahr nicht anders werden, dann nehme ich den Hans aus dem

Gymnasium und das Mädel aus der Töchterschule. Ich will doch sehen, ob ich nicht mit ihrem Hochmut fertig werde!

(Er schlägt ärgerlich mit der Hand auf den Tisch. Die Kinder fahren auf und sehen sich erstaunt um.)

Beide. Gottlob, gottlob, es war nur ein Traum! Wir sind zu Hause bei den lieben Eltern — es war nur ein Traum!

(Stürzen sich auf die Eltern und lieblosen sie.)

Vater. Na, was gibt's denn? Was ist denn los?

Hans (sich an ihn hängend). Liebster Vater, wie schön ist es hier bei uns! Wie gut haben wir es! Wie will ich mich bemühen, fleißig zu lernen und dir Freude zu machen!

Klärchen (an die Mutter geschmiegt). Wie herrlich ist es doch, so ein liebes Mütterchen wie dich zu haben! Gott sei Dank, daß ich dich habe! Ach, wenn du wüßtest, was ich geträumt habe!

Hans. Und ich erst! Es war ganz schrecklich! Mir graut noch, wenn ich daran denke!

Beide. Wie gut, daß es nur ein Traum war!

Vater. Nun, was ihr auch geträumt haben möget, es scheint ein recht segensreicher Traum gewesen zu sein. Erhaltet euch nur diese guten Gefühle!

Mutter. Meine geliebten Kinder, ihr müßt mir diese Träume erzählen. Sie kommen gewiß von eurem Schutzgeist, der euch zur Erkenntnis bringen wollte, wie viel Gutes ihr habt.

Beide. Wir wollen jetzt mit allem zufrieden sein — haben wir doch euch, die besten Eltern!

Vater. Das lasse ich mir gefallen! Nun machen wir uns einen schönen Silvesterpunsch, und wenn die Glocke zwölf schlägt, lassen wir das alte Jahr leben, das euren Sinn so segensreich verwandelte.

Mutter. Und dann treten wir froh in das neue Jahr.

Vater. Das walle Gott!

(Vorhang fällt.)



## Der Ritt auf dem Dachfirst.

**N**och im Norden des Deutschen Reiches in einem alten, an der Ostsee gelegenen Städtchen lebte einmal ein ehrfamer Bürger, der sich recht und schlecht von dem Ertrage seiner kleinen Brauerei ernährte.

Sein größter Wunsch war, sein einziges Söhnchen einmal als Gehilfen und später als Nachfolger in seinem Geschäft zu sehen; sein Sohn aber, der kleine Joachim, hatte ganz andere Wünsche. Kaum daß der kleine Knirps fest auf den Füßen stehen und ein paar Worte lallen konnte, erklärte er jedem, der ihn danach fragte, daß er Seemann werden wolle.

Die Liebe zur See mochte ihm wohl von der Mutter her im Blut liegen, denn ihr Vater wie ihr Großvater waren Schiffer gewesen, und auch ihr einziger Bruder, der den kleinen Joachim aus der Taufe gehoben, war Kapitän und kam oft mit seinem Schiff in den Hafen des Städtchens.

Aus jedem Holzstück, jedem Stückchen Baumrinde, das dem kleinen Joachim in die Hände fiel, schnitzte er ein Schiffchen, das er dann, mit einem Segel aus Federn oder Papier ausgerüstet, auf dem Rinnstein oder in irgend einem kleinen Teiche, zuweilen aber auch an einer seichten Stelle des unweit vom Städtchen in das Meer gehenden Flüsschens schwimmen ließ.

Über dieser Beschäftigung vergaß er das Heimkommen oft so ganz, daß die Eltern in großer Angst um ihn waren und

ihn im Geist schon ertrunken oder sonst verunglückt sahen. Kam er dann endlich nach Hause, so fehlte es nicht an Scheltworten und Schlägen. Joachim versprach auch reumütig, sich zu bessern, am nächsten Tage aber ging er wieder wie gewöhnlich seinen Vergnügungen am Wasser nach.

Wenn der Onkel mit seinem Schiff kam, so war er noch weniger zu Hause zu halten. Dann ließ er nicht nach mit Bitten und Betteln, bis er hinaus auf die „Münde“ durfte, um sich dort mit den Schiffsleuten des Onkels zu unterhalten oder auf dessen Schiff herumzuklettern.

Solange Joachim noch nicht in die Schule ging, hatte es mit diesem Herumtreiben nicht viel auf sich, als er aber ein Schuljunge geworden war, wurde die Sache ernster. Dachten die Seinen zu Hause, er sitze in der Schule und lerne fleißig, so steckte er gewiß wieder irgendwo am Wasser und ließ ein selbstgefertigtes Schiffchen schwimmen. Kam dann der Lehrer, um Beschwerde über den nachlässigen Schüler zu führen, so brach ein gewaltiges Unwetter über dem Haupte des Schuldigen los, ohne daß sich viel dadurch geändert hätte.

Daß Joachim unter diesen Umständen keine besonderen Fortschritte in der Schule machte, läßt sich denken. Da nahm ihn einmal sein Onkel, der sonst seine helle Freude an dem frischen Jungen hatte, ordentlich vor.

„Sag mir nur, du Schlingel,“ begann er, „was du eigentlich denkst! Schiffer willst du werden, aber lernen willst du nicht? Wenn du nicht ein flinker Rechner bist und eine gute Handschrift schreibst, dann schlag dir nur überhaupt den Gedanken, ein Seemann zu werden, aus dem Kopfe.“

Das fuhr wie ein Blitz durch die Seele des Knaben. Von diesem Tage an gab es keinen fleißigeren Schüler als ihn. Die Leidenschaft für die See beherrschte ihn freilich nach wie vor. Als der Onkel ihm im Alter von acht Jahren zu Weihnachten

unter andern Sachen auch eine Anleitung zur Steuermannskunst bescherte, da konnte er sich kaum von dem Buche trennen, und nicht selten schlich er sich abends heimlich aus dem Hause, um die ganze Nacht im Freien zu verbringen und nach seinem Buche Beobachtungen am Sternenhimmel zu machen. Kam er dann am Morgen ganz erfroren nach Hause, so pflegte er freilich vom Vater für seinen Übereifer einen Lohn zu bekommen, der ihm wenig gefiel.

Aber noch etwas anderes betrieb er in seinen Freistunden voll Eifer. Er wußte und hatte es auch bei den Matrosen seines Dufels gesehen, daß ein Seemann besonders geübt im Klettern sein müsse, um die Masten zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter schnell und sicher ersteigen zu können. Aus diesem Grunde suchte er eifrig nach Gelegenheit, sich in der Kunst des Kletterns auszubilden. Zu diesem Zwecke schloß er Freundschaft mit dem Sohn des Glöckners, der mit ihm in dieselbe Klasse ging und wie er Seemann werden wollte.

Mit Leberecht, so hieß sein Freund, zusammen kletterte er nun eifrig auf dem Kirchboden und in dem Gebälk des Turmes herum. Da gab es so viel Leitern, Balken, Sparren und Pfeiler, daß sie sich zuweilen förmlich verirrtten und einen andern nicht wiederfand. Allmählich aber wurden sie so vertraut mit dem Innern des Turmes, daß sie sich selbst im Dunkeln darin zurechtgefunden hätten.

Wohlweislich betrieben sie ihre halbsbrecherischen Übungen ganz im geheimen, denn daß ihre Eltern mit ihnen nicht einverstanden sein würden, wußten sie wohl. Eines Tages aber verleitete der Übermut sie, diese Vorsicht zu vergessen und ihre gefährliche Kletterei aus dem Innern des Turmes auf das hohe Dach der Kirche zu verlegen.

Durch ein schmales Fensterchen krochen sie auf den Dachfirst hinaus und rutschten darauf hin, als säßen sie auf einem

Pferde, wobei sie sich mit den Händen an die das Dach abschließende Ziegelreihe klammerten.

Joachim, der kühnere, rutschte voran, der etwas zaghaftere Leberecht folgte langsam in einiger Entfernung. Etwa in der Mitte des Daches machte Joachim Halt und blickte auf den Kirchplatz herab. Es amüsierte ihn königlich, die Leute tief unten sich drängen und durcheinanderlaufen zu sehen, ohne daß einer von ihnen ahnte, wer ihnen von dem hohen Kirhdach aus zusah.

Da riß ihn ein jämmerliches Geschrei hinter sich aus seinen Beobachtungen. Es kam von seinem Freund Leberecht, dem plötzlich himmelangst auf seinem erhabenen Sitze geworden war.

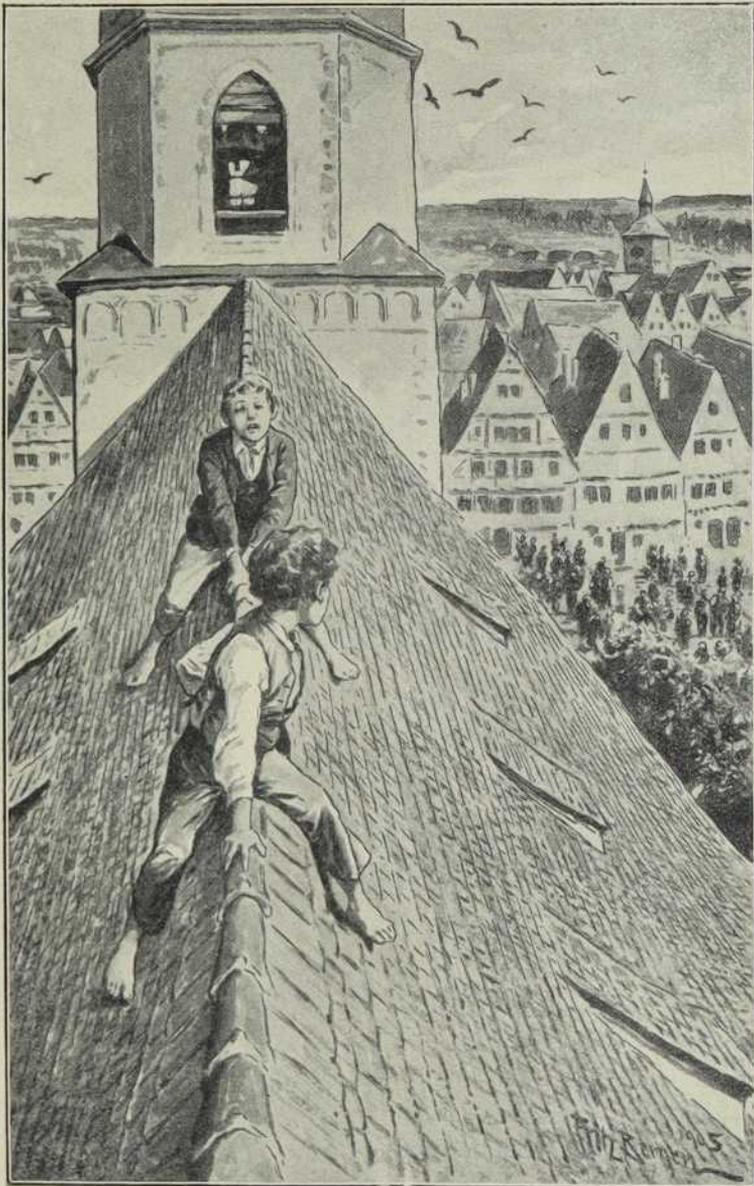
Vom Schwindel gepackt, hockte er da mit kreideweißem Gesicht und großen Schweißtropfen auf der Stirn. Die Augen hatte er geschlossen, um nur nicht in die grauenhafte Tiefe unter sich blicken zu müssen.

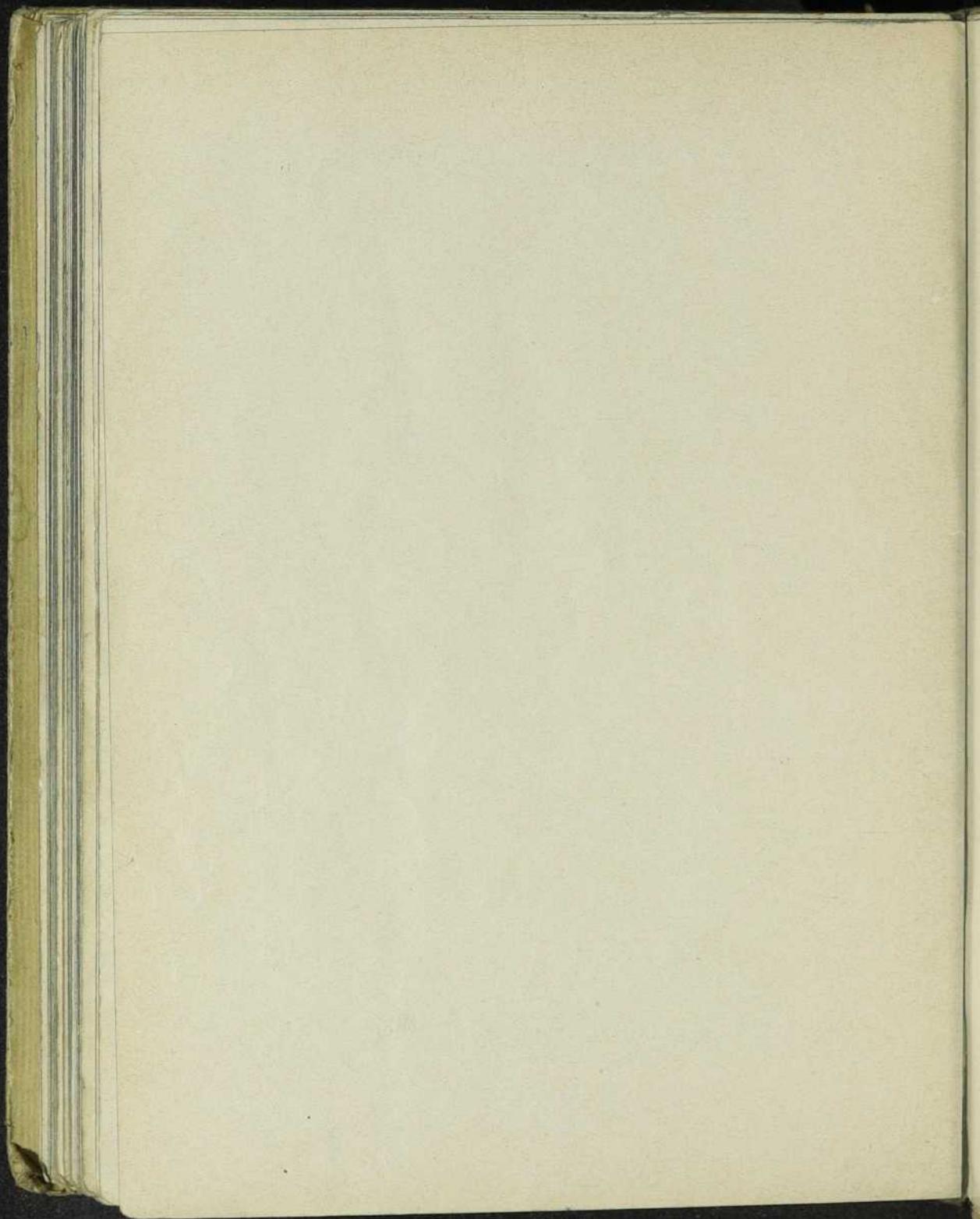
Erschrocken kam Joachim, rückwärts rutschend, zu ihm heran, aber all sein Zureden und Flehen, doch still zu sein und zurückzutriecken, blieb vergebens; Leberecht hatte vor Schreck alle Besinnung verloren und schrie, als ob er am Spieße steckte.

Gern wäre Joachim an ihm vorbei- oder über ihn hinweggerutscht, aber der erste Versuch dazu ließ Leberecht sein Wehgeschrei nur verdoppeln. So blieb nichts anderes übrig, als mit dem schreienden Gefährten auf dem Dachfirst hocken zu bleiben.

Unterdessen hatte das Geschrei die Leute auf dem Kirchplatz aufmerksam gemacht. Entsetzt sahen sie die zwei Knaben hoch oben auf dem Kirhdach sitzen. Bald hatte man auch erkannt, wer die Knaben waren, und holte eilig ihre Väter herbei. Erschrocken stiegen diese, von einigen andern Männern begleitet, zum Turmboden hinauf und hielten dort Rat, wie man die Knaben in Sicherheit bringen könne.

Schließlich einigte man sich dahin, eine lange Leiter herbei-





zuholen, sie Leberecht über den Kopf zu werfen und ihn mit ihr in das Turmfenster hereinzuziehen. Joachim rutschte ohne Hilfe, aber sehr kleinlaut hintennach, denn er ahnte wohl, daß ihm ein übler Empfang seitens des Vaters bevorstand.

Darin hatte er sich auch nicht geirrt. Eine so ausgiebige Tracht Schläge wie diesmal hatte er bisher noch nicht erhalten. Damit war es aber nicht abgetan: den beiden Übeltätern wurde für den Unfug, mit dem sie ihr Leben in Gefahr gebracht und ein großes öffentliches Uergerniß gegeben hatten, auch von der Schule aus eine empfindliche Strafe zudiktirt. Drei Tage lang wurde jeder von ihnen in eine dunkle Kammer eingesperrt, und was das Unangenehmste dabei war, besonders für Joachim, der immer einen sehr gesegneten Appetit hatte, nur einmal am Tage erhielten sie eine Mahlzeit, und die war spärlich genug.

Die strenge Strafe schien aber geholfen zu haben. In der nächsten Zeit liefen keine Klagen mehr aus der Schule über Joachim ein, und auch zu Hause konnte der Vater ganz zufrieden mit ihm sein. Als der Onkel daher gerade zum Beginn der großen Ferien mit seinem Schiff in den Hafen kam und den Vater bat, ob er ihm den Joachim nicht auf seiner Fahrt nach Amsterdam mitgeben wolle, da vermochte der Vater nicht, nein zu sagen, und Joachim erhielt zu seiner unaussprechlichen Freude die Erlaubniß, mit dem Onkel zu fahren.

Der Onkel übertrug Joachim das Amt eines Kajütenwächters, und sein Schützling stellte sich so geschickt und war so vergnügt und willig, als der Onkel nur irgend wünschen konnte. Hatte aber Joachim schon die Fahrt nach Amsterdam Freude gemacht, so geriet er vollends in Entzücken, als sie in der großen holländischen Seestadt ankamen.

Der ganze Hafen lag voll Ost- und Westindienfahrer, auf denen das fröhlichste Leben herrschte. Täglich wurde mit Trommeln, Pauken und Trompeten Musik gemacht oder auch

mit Kanonen geschossen. Darüber wurde dem Joachim das Herz so weit, daß er dem Onkel rundweg erklärte, er wolle auf einen Ostindienfahrer. Als der Onkel ihm die einzig richtige Antwort gab, daß er wohl nicht ganz richtig im Kopfe sei, da beschloß er, seinen Willen heimlich durchzusetzen.

Er vergaß ganz, was er seinen Eltern und seinem Onkel, denen er so viel Dank schuldete, für Kummer bereitete, und stahl sich am Abend, als der Onkel schon zur Ruhe gegangen war, in einer kleinen Bolle zu einem großen Schiff hin, das am nächsten Morgen zwar nicht nach Ost- oder Westindien, wohl aber nach Guinea absegeln sollte.

Die Bolle stieß er ins Wasser zurück, nachdem er sie benutzt hatte, in der Hoffnung, der Onkel werde sie schon zurückerhalten. Während der Nacht versteckte er sich auf dem Schiffe, und erst als das Schiff sich schon in Bewegung gesetzt hatte, wagte er sich hervor.

Nun hatte der Kapitän, vor den ihn die Matrosen führten, durchaus keine Lust, das elfjährige Bürschen, das da ohne alle Habseligkeiten und noch dazu ohne einen Erlaubnischein von seinen Eltern zu ihm kam, mit sich zu nehmen. Er erklärte ihm vielmehr, er werde ihn mit dem Lotsen, sobald dieser das Schiff aus dem Hafen bugsiert habe, ans Land zurückschicken. Endlich aber ließ er sich durch das flehentliche Bitten des Knaben bewegen, ihn zu behalten, nur mußte Joachim sofort in seiner Kajüte und unter seinen Augen einen Brief an seine Eltern schreiben, worin er sie um Verzeihung bat und ihnen den Namen des Schiffes und des Kapitäns, mit dem er fuhr, mittheilte. Von seinem Onkel hatte Joachim in seiner Angst, zurückgeschickt zu werden, gar nichts erwähnt. Den Brief sollte der Lotse mit ans Land nehmen und dort auf die Post geben. Wie es sich aber später herausstellte, kam dieser Brief nie bei den Eltern an.

Da der Onkel die Jolle, in der Joachim entwichen war, am nächsten Morgen umgekehrt auf dem Wasser schwimmend fand, so konnte er nicht anders als glauben, sein Nefse sei bei einer verbotenen nächtlichen Bootfahrt ins Wasser gefallen und ertrunken, und kehrte betrübt mit der Trauerkunde zu den Eltern zurück.

Während die Eltern aber um den verunglückten Sohn trauerten und tausendmal bereuten, ihre Einwilligung zu seiner Fahrt nach Amsterdam gegeben zu haben, schwamm Joachim so vergnügt, als sein schlechtes Gewissen es nur irgend zuließ, auf dem Ocean seinem fernen Ziele zu. Er sollte dieses jedoch nicht erreichen. Schon an der Küste von Frankreich wurde das Schiff von einem furchtbaren Sturme ans Land geschleudert, so daß es unterging. Mit großer Mühe und nach vielen Leiden gelang es den Überlebenden, darunter auch Joachim, die nächste Hafenstadt zu erreichen und dort wieder ein Unterkommen auf einem Schiffe zu finden.

Diesmal sollte die Reise nun wirklich nach Westindien gehen, aber auch diesem Schiffe war es nicht bestimmt, sein Ziel zu erreichen. Bei dichtem Nebel stieß es auf eine Klippe, und die Wellen drangen mit solcher Gewalt durch das entstandene Leck, daß es nur einem Teil der Bemannung gelang, sich in einem Boote zu retten. Unter den Überlebenden war auch Joachim. Tagelang aber hatte er mit seinen Unglücksgefährten in dem offenen, von Wind und Wellen umhergeworfenen Boote alle Qualen des Hungers und des Durstes auszustehen.

Halb verschmachtet nahm sie endlich ein Schiff auf, das aber nicht nach der Heimat, sondern nach der Stadt Kalkutta in Vorderindien bestimmt war. Als sie nach langer, stürmischer Fahrt dort ankamen, fand sich ein Kapitän bereit, Joachim, der unterwegs als Schiffsjunge seinen Unterhalt abverdient hatte, mit sich nach Peking in China zu nehmen.

Als er aber schon im Begriff war, dorthin abzufegeln, packte ihn plötzlich das Heimweh mit aller Gewalt. Er nahm auf einem nach Hamburg bestimmten Kauffahrteischiff Dienst als Küchenjunge und dankte Gott, als er endlich glücklich in Hamburg ankam. Von dort fuhr er auf einem kleinen Küstenschiff nach seiner Vaterstadt.

Wie erstaunten die Eltern, als der Totgeglaubte plötzlich frisch und wohlbehalten vor ihnen stand! In der Freude ihres Herzens dachten sie nicht daran, ihn zu strafen. Der Vater knüpfte die einzige Bedingung an seine Verzeihung, daß Joachim wieder in die Schule eintrete und bis zu seiner Einsegnung fleißig lerne. Für den Dreizehnjährigen, der fast zwei Jahre auf allen Meeren herumgeworfen worden, war es gerade nicht leicht, sich nun wieder auf die Schulbank neben Knaben zu setzen, die noch nie von Hause fortgewesen waren, und den Vorschriften des Lehrers zu folgen. Joachim aber hatte doch einsehen gelernt, daß er es ohne ordentlichen Schulunterricht nie weiter als bis zum gewöhnlichen Matrosen bringen könne, und so machte er sich mit allem Eifer wieder über seine Bücher her und setzte den Lehrer durch seine schnellen Fortschritte in Erstaunen.

Mit vierzehn Jahren wurde er eingesegnet und verließ die Schule. Was aber sollte nun aus ihm werden? Joachim's Lust zur See war noch immer nicht vergangen, aber die Eltern wollten nichts davon wissen, daß er wieder von ihnen ginge. Ja, wenn er eine gründliche Ausbildung in einer Steuermannsschule hätte erlangen können, dann würden sie sich vielleicht mit dem Seemannsberufe für ihn ausgeföhnt haben, aber dazu fehlten dem Vater die Mittel. Am liebsten hätte er ihn als Gehilfen in seinem Gewerbe gesehen, aber die Zeiten waren schlecht und die Steuern, die an die Stadt zu zahlen waren, so hoch, daß die kleine Brauerei für zwei nicht Gewinn genug abwarf.

So waren ein paar Wochen vergangen, ohne daß man zu

einem Entschluß gekommen wäre. Da zog eines Mittags ein schweres Gewitter über dem Städtchen auf. Für Joachim, der auf dem Meere gar manches arge Unwetter erlebt hatte, war es eine Lust, von dem Fenster seines Bodenkammerchens aus die feurigen Blitze an dem dunklen Himmel hin- und herfahren oder auch auf die Erde niederzucken zu sehen.

Plötzlich drang ein Rufen und Schreien, das Geräusch durcheinander eilender Menschen an sein Ohr, und als er eilig die Treppe hinunter und vor das Haus lief, tönte ihm der vielstimmige Ruf entgegen: „Es brennt!“ — „Feuer, Feuer!“

Er brauchte nicht lange um sich zu sehen, um den Sitz des Feuers zu entdecken. Aus der Kirchturmspitze der nahen Nikolauskirche, derselben, in der er einst mit seinem Freunde Leberecht so oft herumgeklettert war, stieg eine feurige Säule zum Himmel empor. Ein Blitzstrahl mußte den Turm getroffen und in Brand gesetzt haben.

Von Schrecken erfüllt, starrten die Leute zu dem Turm empor. An dem von der Sonnenhitze stark ausgedörrten Gebälk fand das Feuer sicher reiche Nahrung. Bald würde der ganze Turm in Flammen stehen und, wenn er zusammenstürzte, nicht nur die Kirche, sondern auch die im engen Umkreis stehenden Häuser entzünden. Wohl rasselten die Spritzen daher, und an Wasser fehlte es nicht, aber die Wasserstrahlen konnten den Feuerherd nicht erreichen. Es gelang, eine Spritze bis auf den Boden des Turmes zu schaffen, von wo aus die Glocken geläutet wurden, aber auch von dort aus erreichte der Wasserstrahl noch nicht die brennende Turmspitze.

Um sie zu löschen, hätte jemand mit einer Handspritze bis hoch in das Turmgebälk hinaufklettern und von dort aus das Löschungswerk versuchen müssen. Wer aber würde dies zu tun wagen?

Da drängte sich Joachim herzu. „Ich kenne den Turm,  
Eröft. Im Jugendland.

ich will hinauf!“ Er band sich ein nasses Tuch um den Kopf, um sich einigermaßen gegen die herabfallenden Ziegel und brennenden Holzstücke zu schützen, schlang sich den Schlauch der Spritze ein paarmal um den Leib und begann dann, diese in der einen Hand, mutig den Aufstieg.

An Sparren und Balken, jeden Vorsprung benutzend, schwang er sich empor, bis er einen Platz erreichte, von wo aus er den Strahl der Spritze, die durch den Schlauch von unten mit Wasser versehen wurde, erfolgreich auf das Feuer richten konnte. Es war die höchste Zeit gewesen. Um ihn herum und über ihm glühte und brannte, krachte und prasselte es. Brennende Schindeln, glühende Ziegel flogen auf ihn herab, der Rauch umgab ihn so dick, daß er ihm den Atem nahm und die Augen blendete, aber unbeirrt richtete er den Wasserstrahl der Spritze auf das Feuer.

Erst als die Flammen vollständig gelöscht waren, kein glühender Funke mehr zu entdecken war, machte er sich an den Abstieg. Aber wie sah er aus, als er endlich taumelnd auf festem Boden stand! Die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, Haar und Augenbrauen waren versengt, das Gesicht und die Hände geschwärzt und verbrannt. Wie sehr ihn die Wunden aber auch schmerzen mochten, seine Augen leuchteten in freudigem Stolz. „Siehst du,“ sagte er zum Vater, der ihn mit Tränen in seine Arme zog, „es war doch gut, daß der Leberecht und ich uns im Turm das Klettern einübten, ein anderer hätte sich nicht so leicht zurechtgefunden.“

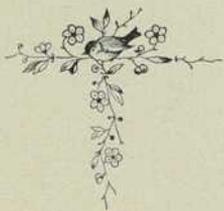
Am nächsten Morgen kam eine Abordnung des Stadtrats in das Haus des Vaters.

In Anbetracht der großen Gefahr, die Joachim mit Gefährdung seines Lebens von seiner Vaterstadt abgewandt, habe diese beschlossen, ihm ihre Erkenntlichkeit dadurch zu beweisen, daß sie die Kosten für seine Ausbildung in einer Steuermanns-

schule übernehme, falls er auf seinem Vorsatz, ein Seemann zu werden, bestehe. Seinem Vater aber sollten, solange er lebe, alle Steuern und Abgaben an die Stadt erlassen sein.

Das war freilich eine erfreuliche Kunde für Vater und Sohn. Joachim konnte sich für seinen Lieblingsberuf ausbilden, ohne sich um die Seinen zu Hause sorgen zu müssen. Mit Feuereifer gab er sich dem Lernen hin und machte in kurzer Frist die vorgeschriebenen Prüfungen. Von dem Segen seiner Eltern begleitet, zog er dann von neuem, erst als Steuermann, später als Kapitän, auf sein geliebtes Meer hinaus.

Wohl an zwanzig Jahre befuhr er den Ozean als mutiger, tüchtiger Seemann, dann aber erfaßte ihn doch das Verlangen, sich in seiner Vaterstadt seßhaft zu machen. Noch lebten Vater und Mutter dort. Joachim übernahm jetzt das Gewerbe des Vaters, und dieser hatte in seinem Alter die Freude, den Sohn als angesehenen Bürger der Stadt an seiner Seite tätig zu sehen.





### Im Puddingkessel.

(Frei nach dem Englischen.)

Es war am heiligen Abend. Georg und Ellen saßen mit ihrem Onkel Philipp beim Weihnachtspudding. Beide trugen schwarze Kleider, denn ihre liebe Mutter war vor ein paar Monaten gestorben, und der Vater war schon lange tot. Da sie sonst niemanden in der Welt hatten, der sich ihrer angenommen hätte, so waren sie zu ihrem Onkel Philipp gekommen. Er hatte die verwaisten Kinder bereitwillig aufgenommen, nur wußte er nicht recht, was mit ihnen anzufangen sei. Er hatte nie Kinder gehabt und verstand es daher nicht, mit Kindern umzugehen. Die alte Brigitte, die ihm die Wirtschaft führte, konnte es ebensowenig.

So kam es denn, daß Georg und Ellen sehr viel allein und sich selbst überlassen waren. Doch das machte ihnen keinen Kummer; sie hatten immer etwas Lustiges zu spielen. Das Schlimme war nur, daß Georg mit seinen sechs und Ellen mit

ihren vier Jahren noch ein bißchen zu klein für eine solche Freiheit und Selbständigkeit waren.

Heute war Christabend. Was für hübsche Geschenke hatte es zu Hause an diesem Tage gegeben! Denn wenn die Kinder in England, wo Georg und Ellen lebten, auch keinen Christbaum erhalten, allerlei Gaben bekommen sie doch.

Von Onkel Philipp waren sie auch beschenkt worden, weil das so Sitte ist, nur hatten seine Gaben die Kinder nicht sehr erfreut; dem Georg hatte das Christkind ein Buch mit Anstandsregeln für kleine Kinder gebracht und Ellen einen silbernen Fingerhut.

„Oh, oh,“ seufzte Georg, als er das Buch betrachtete, „das werde ich doch nicht alles lesen sollen?“ Denn mit dem Lesen war es noch schwach bei ihm bestellt. Ellen sah ebenfalls mit bedenklichem Gesicht auf ihren Fingerhut. Ordentlich nähen konnte sie noch nicht, und wenn sie einmal versuchte, ein Schürzchen für ihre Puppe zusammenzusticheln, so setzte sie dazu keinen Fingerhut auf. Auch war der Fingerhut, den Onkel Philipp ihr geschenkt hatte, viel zu groß für ihre kleinen Finger. Nicht einmal auf dem Daumen wollte er haften!

Jetzt saßen Georg und Ellen, wie schon gesagt, mit dem Onkel beim Puddingessen.

In England kommt nämlich in allen Familien am Weihnachtsabend ein Pudding auf den Tisch. Ob er von feinem oder grobem Mehl, mit teuren Rosinen oder nur mit gebackenen Pflaumen gefüllt ist, darauf legt man weniger Gewicht, wenn er nur recht groß ist. Um einen ordentlichen, englischen Weihnachtspudding zu kochen, dazu gehört schon ein tüchtiger Kessel.

Ist der Pudding fertig gekocht, so gießt man Rum über ihn. Dieser wird dann angezündet, und so bringt man den brennenden Pudding auf den Tisch.

Das war zu Georg und Ellens Freude auch bei Oheim

Philipp so gewesen, und nun ließen sie sich den Pudding prächtig schmecken. Da sie aber nicht so schnell essen konnten wie der Onkel und während des Essens auch lustig schwatzten, so war Georg eben erst mit der ersten Portion fertig und Ellen noch nicht einmal mit dieser, als Onkel Philipp schon Messer und Gabel weglegte.

„Bitte, Onkel, gib mir noch ein Stückchen Pudding,“ bat Georg und hielt seinen Teller hin.

„Nein,“ sagte der Onkel, der sein Mittagsschläfchen machen wollte, ungeduldig, „jest gibt's nichts mehr, wir sind fertig.“

Georg sah ganz erschrocken drein. „Weil es Weihnachten ist!“ sagte er bittend.

„Nichts gibt's mehr! Hast du's nicht gehört?“ rief der Onkel, und als Georg noch immer seinen Teller hinhielt, schrie er zornig: „Marsch hinaus, marsch! Nicht einmal eine Stunde Ruhe kann man haben! Marsch!“

Erschrocken verließen die Kinder das Zimmer. Ellen vergaß sogar ganz, das noch übrige Stückchen Pudding auf ihrem Teller in ihrem Schürzchen mitzunehmen, was ihr nachträglich nicht wenig leid war.

„Solch ein böser Onkel!“ sagte Georg, als sie draußen auf dem Gange standen.

„Ja, sehr böse ist er,“ stimmte Ellen bei. „Aber was fangen wir jetzt an?“

„Wir gehen in die Küche zu Brigitte und spielen dort,“ schlug Georg vor.

Als sie aber in die Küche kamen, war Brigitte nicht dort. Sie mochte gedacht haben, am Weihnachtsabend könne sie sich wohl auch ein Plauderstündchen gönnen, und war zu einer Freundin ins Nachbarhaus gegangen.

Die Kinder sahen sich unbehaglich in der leeren Küche um. „Wir können auch allein hier spielen,“ sagte Georg dann entschlossen.

„Ja, aber was?“ fragte Ellen, die immer bereit war, das zu tun, was Georg wollte.

„Wir wollen Puddingkochen spielen! Du bist der Pudding. Du bist gerade so rund und weich wie ein Pudding.“

Ellen lachte.

„Komm her und laß dich abrühren,“ sagte Georg und fing an, mit beiden Händen an Ellen herumzukneten und zu drücken. „Das sage ich dir aber: Onkel Philipp bekommt nichts von dir, wenn du gar gekocht bist!“

„Aber zuerst mußt du mich doch in eine Serviette einwickeln, wenn ich ein Pudding sein soll,“ sagte Ellen. „Du bist ein schöner Koch, wenn du das nicht weißt!“

Georg suchte in der Küche herum, bis er ein altes Tisch-tuch fand. Dann knüpfte er Ellen hinein, so gut es ging.

„Worin willst du mich denn kochen?“ fragte Ellen.

„Wir wollen einen Stuhl umkehren und tun, als ob das ein Kessel wäre,“ meinte Georg nachdenklich.

„Nein, nein,“ sagte Ellen und hüpfte in ihrem Tuche durch die Küche zu einem offenen Fächerbrett mit Töpfen und Kesseln. „Da sieh her, den nehmen wir!“ Sie zeigte auf einen mächtigen Kessel, der oben etwas enger, unten aber weit und bauchig war.

„Ich fürchte, du gehst nicht hinein, du bist zu dick,“ sagte Georg kopfschüttelnd.

„O, ich will mich ganz klein machen! Versuchen wir's nur! Aber zuerst müssen wir den Kessel herunterholen.“

Beide Kinder packten an, und — bum! hatten sie den Kessel auf den Küchenboden hinuntergezogen.

„Das Tuch mußt du mir abnehmen,“ sagte Ellen, „das kannst du nachher über mich breiten.“ Dann versuchte sie in den Kessel zu kriechen.

Es war wunderbar, wie geschickt sie es verstand, sich zu

winden und zu drehen, um ihre dicken Arme und Beinchen auf den kleinsten Raum zusammenzudrücken. Mit Lachen und Stöhnen und Oh! oh!-Rufen ging es endlich wirklich, und Ellen saß so fest in dem Kessel wie der Pudding, den Brigitte heute gekocht hatte, nur noch fester, denn Wasser zum Kochen wäre nicht mehr hineingegangen.

„So,“ sagte Georg, nachdem Ellen geduldig etwa fünf Minuten im Kessel gesessen, „nun bist du durchgekocht, nun komm heraus und laß dich aufessen.“

„Hast du denn auch den Tisch schon gedeckt? Und wo ist der Rum, um mich zu begießen und anzuzünden?“ fragte Ellen.

„Komm nur erst heraus!“ sagte Georg.

Das hätte Ellen sehr gern getan, wenn es ihr nur möglich gewesen wäre. Aber der arme, kleine Pudding saß so fest im Kessel, daß alle seine Versuche herauszukommen vergebens waren.

„O Georg, hilf mir doch heraus, allein kann ich es nicht!“ rief Ellen kläglich.

Georg, der geschäftig gewesen war, das Tischtuch aufzudecken, kam besorgt herbei. Aber so viel er auch hob und schob und drückte und zog, und so sehr Ellen sich rückte und drückte, alle Mühe blieb vergebens.

Das eine Füßchen unter sich geschlagen, das andere mit dem Knie bis zum Kinn gebogen, so saß sie im Kessel, ohne sich rühren zu können. Nur der Kopf mit den blonden Lockchen guckte über den Rand des Kessels hervor.

„Du mußt aufgequollen sein,“ sagte Georg endlich, „das tut ein richtiger Pudding auch.“

„Ja,“ sagte Ellen, „das mag wohl sein, aber wie soll ich heraus? Der Fuß ist mir ganz eingeschlafen, und der Arm tut mir so weh! Hilf mir doch, Georg, hilf mir! Oder ruf jemanden zu Hilfe, aber schnell, schnell, Georg!“ Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und sie brach in lautes Weinen aus.

Onkel Philipp träumte gerade aufs schönste, als Georg hereinstürzte.

„Onkel, Onkel, hilf doch! Ellen sitzt im Puddingkessel!“

Onkel Philipp fuhr verschlafen auf. „Im Puddingkessel sitzt sie? So soll sie herauskommen aus dem Kessel.“

„Sie kann aber nicht, sie ist beim Kochen aufgequollen!“ rief Georg, vor Angst laut aufweinend. Zu gleicher Zeit hörte man Ellens Wehgeschrei deutlich aus der Küche herüberdringen.

„Um Gottes willen!“ rief Onkel Philipp, der mit einmal ganz wach war. „Das Kind wird doch nicht in den Kessel mit kochendem Wasser gestürzt sein!“

So schnell er konnte, eilte er hinter Georg drein in die Küche. Nein, Gott sei gelobt, Wasser war nicht in dem Kessel, aber herauszubekommen war Ellen auch nicht.

Unterdessen war Brigitte von ihrem Besuch zurückgekehrt und sah mit Entsetzen, was vorgefallen war. Gemeinsam mit dem Onkel begann sie an Ellen herumzuziehen. Das war aber eine schwierige Sache.

„Herr Spenzer, Herr Spenzer, Sie brechen ja dem Kinde den Arm!“ rief Brigitte.

„Geben Sie doch acht, Sie reißen der Kleinen den Fuß aus!“ rief der Onkel.

Ganz ermattet hielten endlich beide inne.

„Hol' einen Wagen, Georg!“ sagte der Onkel. „Wir wollen Ellen mit dem Kessel zu einem Schmied bringen. Der Schmied macht die Kessel, der muß auch wissen, wie man sie auseinanderbringt.“

Der Wagen kam. Der Kutscher, dem so etwas noch nicht vorgekommen war, packte gefällig mit an. Der Kessel mit der jammernden Ellen wurde in den Wagen gehoben, der Onkel mit dem weinenden Georg setzte sich dem Kessel gegenüber, dann ging's fort zum nächsten Schmied.

Der war aber nicht zu Hause, es war ja Weihnachtsabend. Also zu einem andern! Der war auch nicht daheim.

Katlos standen der Onkel und der Kutscher, jeder mit einer Hand den Kessel haltend, wieder auf der Straße. Da kam eine Gesellschaft von Herren und Damen daher. Es waren Bekannte von Onkel Philipp. Sie staunten nicht wenig, ihn hier auf der Straße in Hausrock und Käppchen zu finden; denn der Onkel hatte sich in der Eile gar nicht Zeit genommen, Winterrock und Hut anzulegen. Ebenso verwundert starteten sie auf die beiden weinenden Kinder, das eine im Puddingkessel, das andere daneben.

Die Herren berieten, nachdem ihnen der Onkel die nötige Erklärung gegeben, was zu tun sei. „Am besten wäre es, das Kind zu einem Arzte zu bringen,“ rief einer von ihnen. „Der Arzt wird schon wissen, wie er die Arme und Beine herausbekommt, ohne sie zu zerbrechen.“

So setzte sich der ganze Zug zu einem Arzte in Bewegung. Der war aber nicht zu Hause, er war eben zu einem Schwerkranken gerufen worden. Weiter ging's zu einem zweiten Arzt, der war selber krank und lag im Bette.

Als der Onkel nun von neuem mit dem Kutscher auf der Straße stand, den Kessel mit Ellen in der Mitte, ringsherum die Herren und Damen und der laut weinende Georg, da kam dem Onkel die ganze Sache plötzlich so komisch vor, daß er sich nicht helfen konnte und gewaltig zu lachen anfing; und als er einmal im Lachen darin war, konnte er nicht mehr aufhören und lachte und lachte, daß alles an ihm wackelte und zitterte.

Und als der Kutscher den Onkel so lachen sah, da mußte er ebenfalls furchtbar lachen und konnte nicht wieder aufhören. So lachten denn alle beide, bis sie ganz matt vom Lachen waren und der Puddingkessel plötzlich ihren kraftlosen Händen entglitt.

Bum! stürzte er mit einem gewaltigen Krach auf die Erde, und wie er so mit aller Macht auf das harte Pflaster fiel, da — o Freude! — sprang er mitten auseinander.

In demselben Augenblick schnellte Ellen wie ein Stehaufmännchen in die Höhe und schrie ganz außer sich vor Freude: „Georg, Georg, ich bin aus dem Kessel! Ach, Onkel Philipp, wie froh bin ich, daß ich nicht mehr im Kessel sitze! Ich dachte schon, ich müßte mein ganzes Leben lang darin bleiben!“ Und dabei rieb sie sich aus Leibeskräften ihre schmerzenden Arme und Beine.

Ja, und nun ist eigentlich nicht mehr viel zu erzählen. Der Onkel schüttelte erleichterten Herzens den Herren und Damen, die ihn begleitet hatten, die Hände, packte Ellen, Georg und den zerbrochenen Kessel in den Wagen, setzte sich dazu, und fort ging's nach Hause, wo Brigitte schon wartend in der Tür stand.

„So, Brigitte,“ sagte der Onkel, „da sind die Kinder! Bringen Sie sie zu Bett! Vorher aber können Sie ihnen von dem Weihnachtspudding geben, soviel sie nur irgend haben wollen.“

„Er ist doch kein so böser Onkel,“ sagte Georg.

„Nein, ein guter Onkel ist er,“ sagte auch Ellen, und dann machten sie sich beide über den Pudding her.

Der Onkel aber ging in sein Zimmer, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb an seine Schwester, sie möge Mitleid haben und kommen, ihm die Wirtschaft zu führen und nach den Kindern zu sehen, denn so könne das nicht weiter gehen.

Und die gute Tante kam auch wirklich und nahm sich Georgs und Ellens so liebevoll an, als diese nur irgend wünschen konnten. Sie verlebten noch viele fröhliche Weihnachtsabende zusammen und aßen vergnügt noch manchen Weihnachtspudding, aber „Puddingföchen“ haben sie nicht mehr gespielt.



Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

*Reizende Erzählungen für Knaben und Mädchen.*



## Binchen und Finchen.

Zwei fröhliche Geschichten  
von Agnes Hoffmann.

Mit vier bunten Vollbildern.

Preis elegant gebunden Mk. 4.—.

Zwei echte Perlen sind diese beiden meisterhaft geschriebenen Erzählungen. Binchen ist eins von jenen lebenswürdigen Kindern, die mit ihrer bergewinnenden Lustigkeit bald überall wohlthuende Wärme verbreiten und selbst bei Erwachsenen die düsteren Schatten des Ernstes vercheuchen. — Auch Finchen entwickelt so lebenswürdige Eigenschaften, daß es bald den Mittelpunkt der fröhlichen Kinderchar bildet, in die es in der Sommerfrische geraten ist. Beide Erzählungen voll überprübender Jugendlust sind so spannend und unterhaltend, daß sie jeder hochbefriedigt aus der Hand legen wird.



## Unser Schwalbenheim.

Eine Erzählung mit vierzig  
eingestreueten Märchen und Geschichten.

Von Elisabeth Halden.

Mit acht bunten und einfarb. Vollbildern.

Preis eleg. geb. Mk. 4.—.

Das wunderbare Erzählertalent der mit Recht so beliebten Jugendschriftstellerin zeigt sich hier im schönsten Glanze. Daher werden sich die Leser in dem so sagenreichen Schwalbenheim bald wohl befinden und dem munter rieselnden Märchenquell mit Andacht und Spannung lauschen.

## Lustige Märchen.

Von Lucie Ideler.

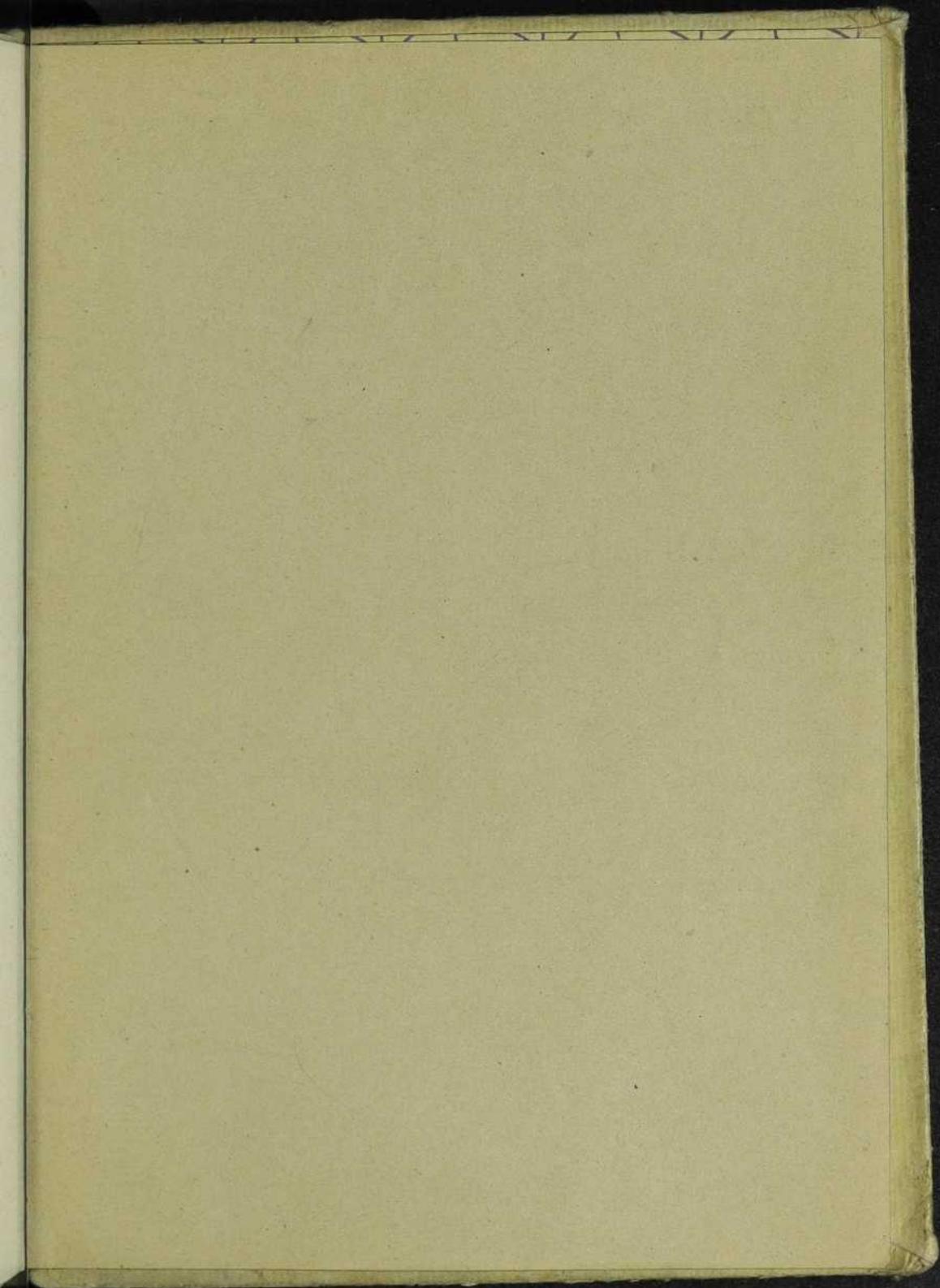
Mit sechzehn bunten und einfarbigen Vollbildern. Preis eleg. geb. Mk. 3.—.

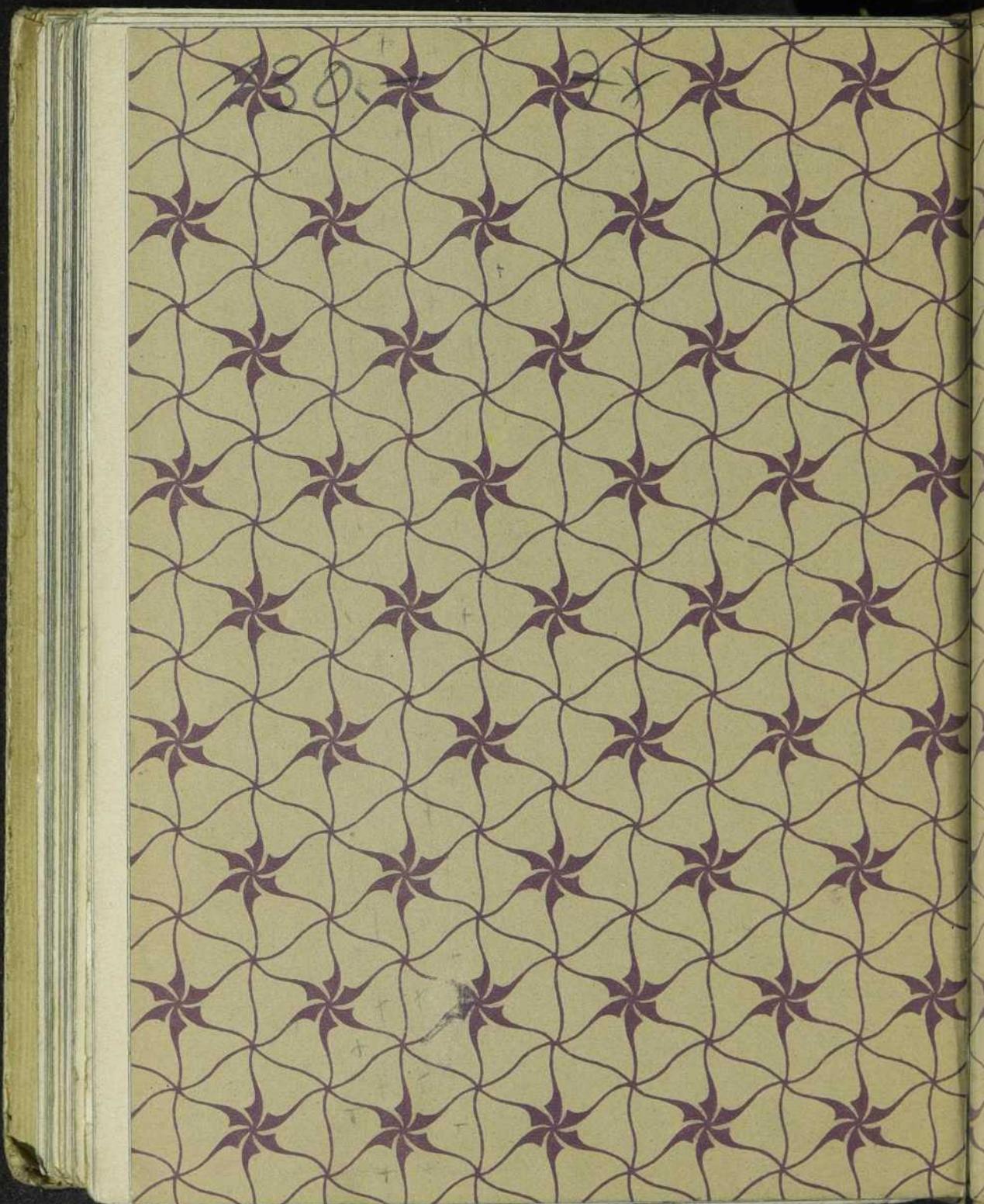
In der ganzen Märchenliteratur dürfte es kein zweites Buch geben, das den „Lustigen Märchen“ an die Seite gestellt werden könnte.

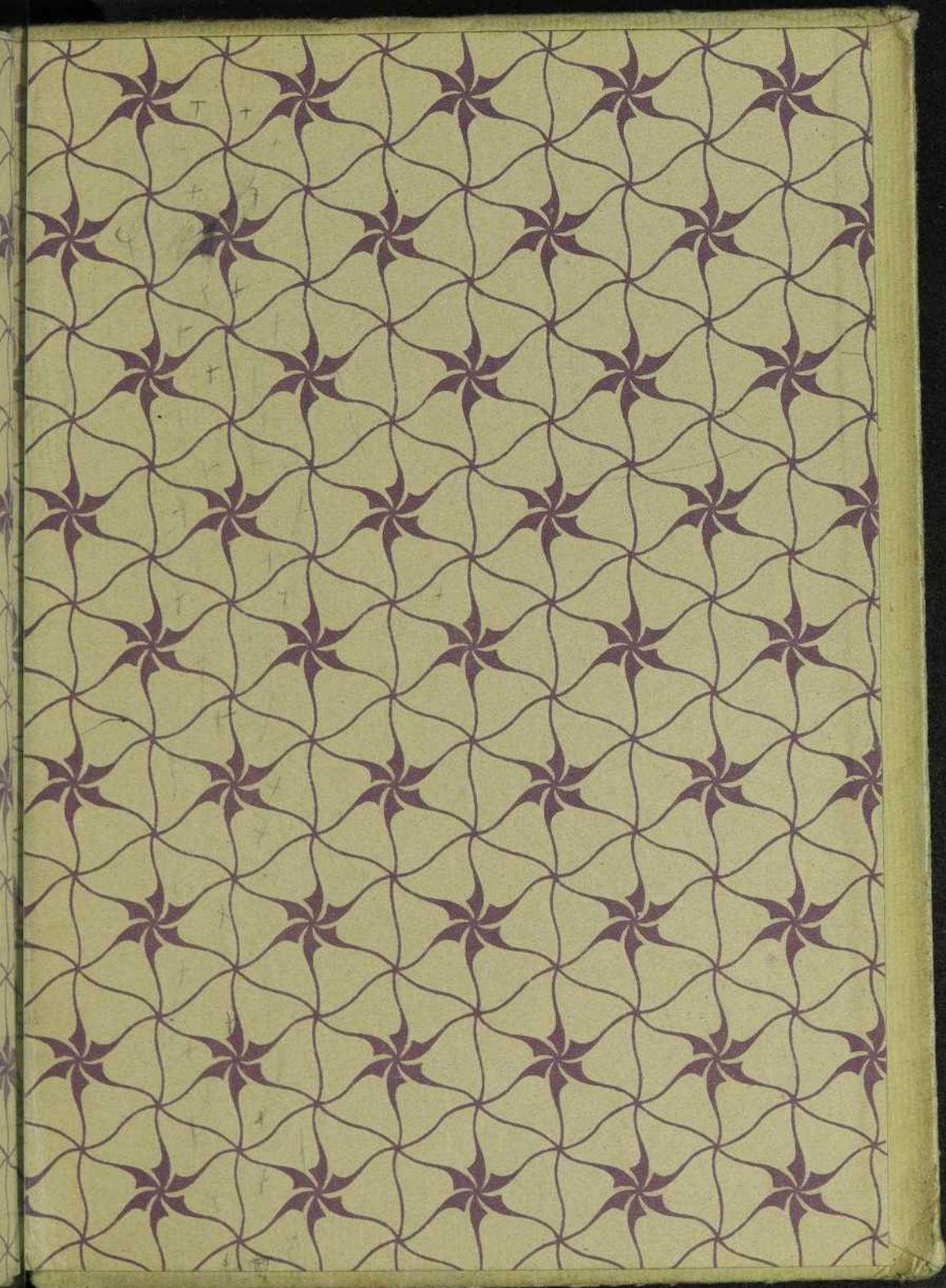
## Überall Sonnenschein. Von Tony Schumacher.

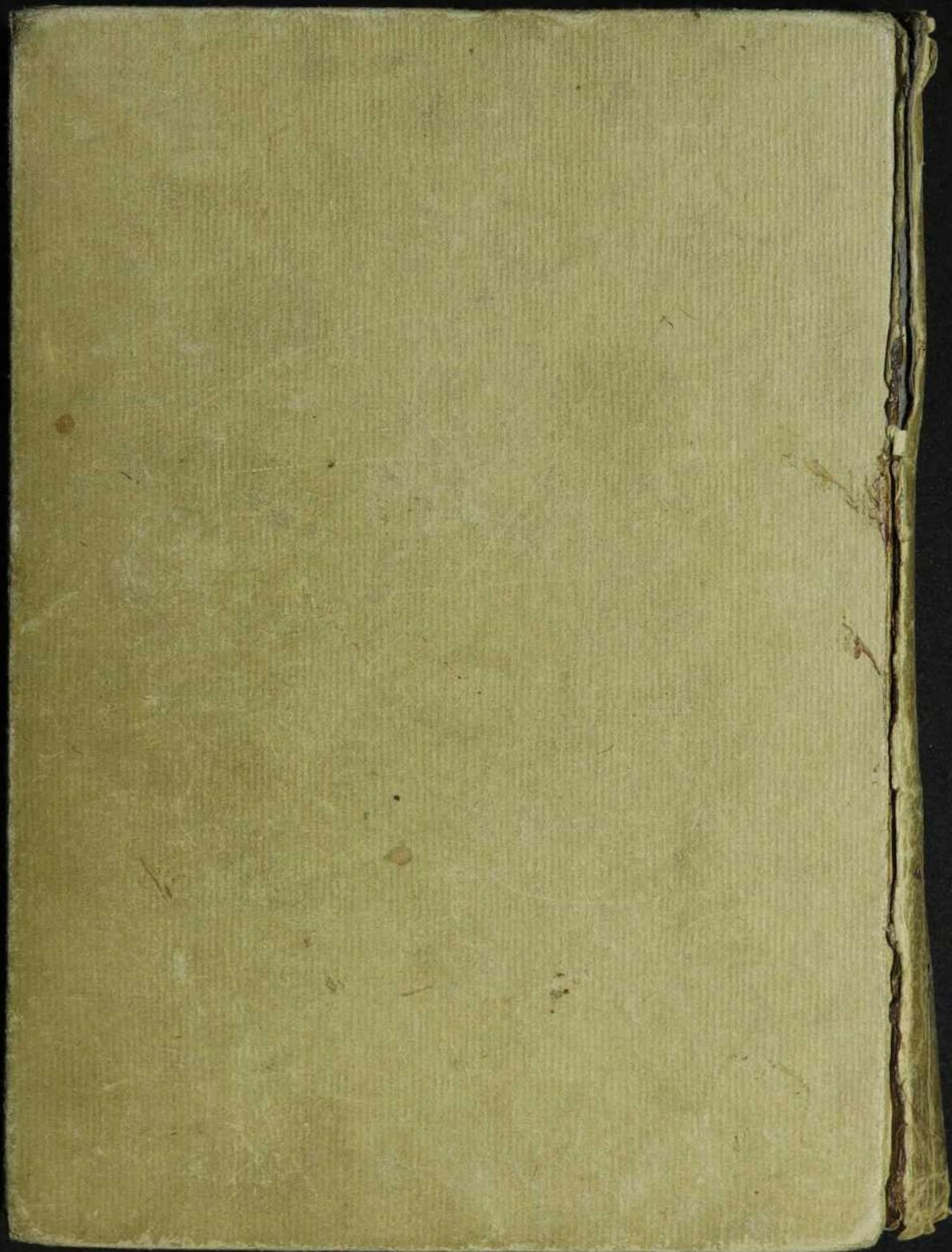
Mit einem Titelbild. Preis eleg. geb. Mk. 3.—.

Die herzliche Schreibweise und die behagliche Erzählkunst dieser neuesten Schöpfung der so beliebten Verfasserin werden wiederum alt und jung erfreuen.









6553

# Im Jugendland.



Zwanzig Erzählungen und Märchen

von

Helene Stökl.

Mit zwölf bunten und einfarbigen Vollbildern und vielen  
Textillustrationen.

✻ ✻ Zweite Auflage. ✻ ✻



Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.



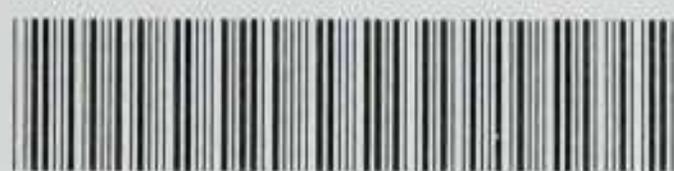
z5186

K2

UB BIELEFELD

6.18

990/4500889+01



K

KLZ

99

z5186

K2